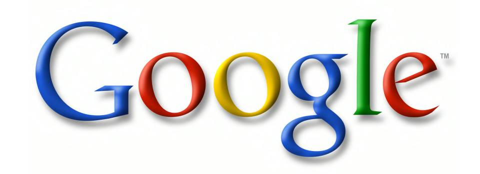
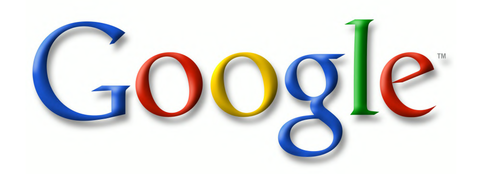
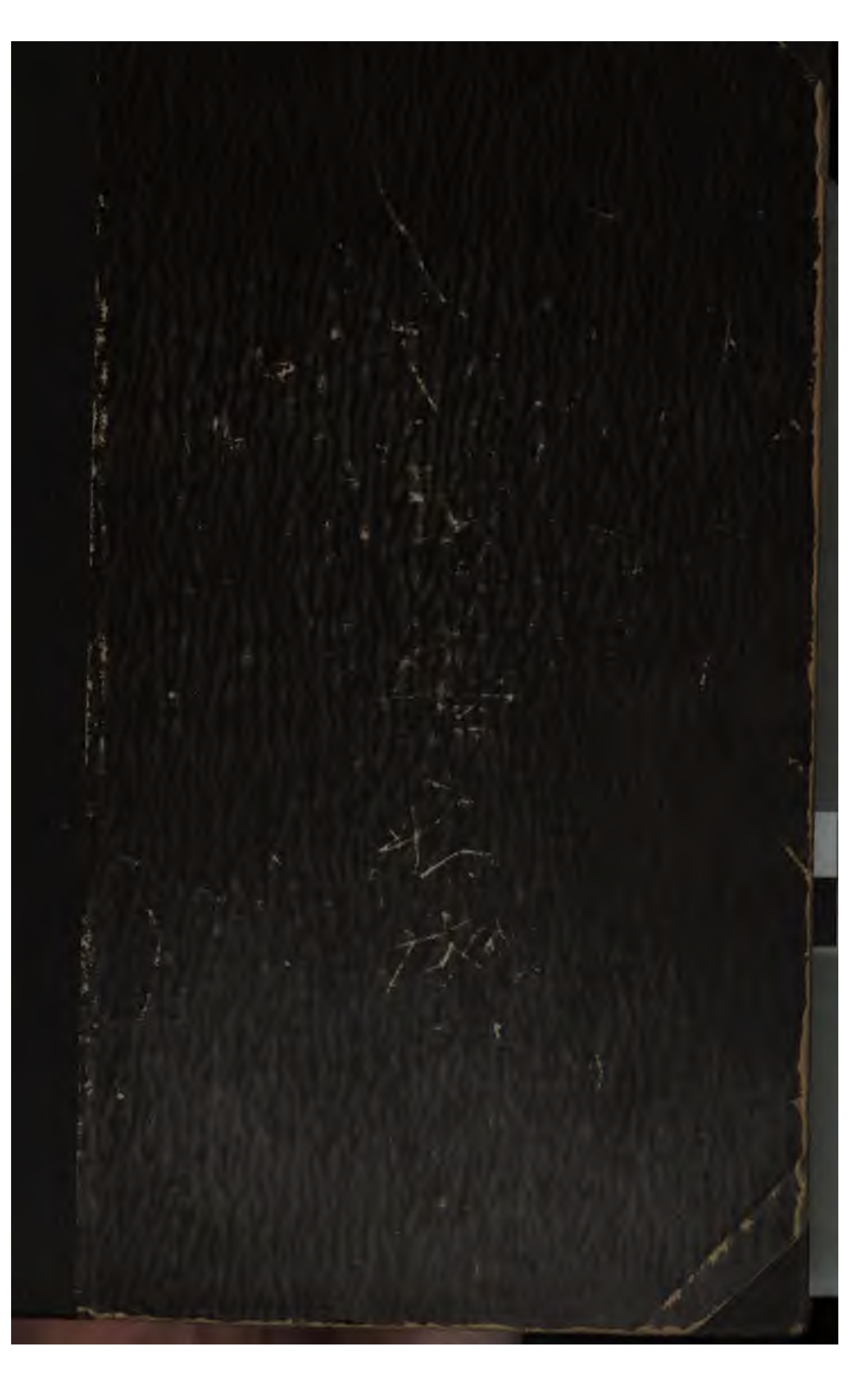






Rudolf Schlösser
Leipzig, 1892.

Jacobus Balde,

sein Leben und seine Werke.

Eine literärhistorische Skizze

von

Georg Westermayer.

Zu Balde's zweihundertjährigem Todesgedächtniß.



München, 1868.

Verlag der J. Lindauer'schen Buchhandlung.

(Schöpping.)

Vorrede.

Zur Zeit, da Bayern in Maximilian I. seinen größten Regenten, in Tilly und Mercy seine größten Feldherren besaß, war ihm an Balde auch ein Sänger geworden, wie es seither keinen zweiten ihm zur Seite stellen kann. Bei allem Unglück des dreißigjährigen Krieges stand Bayern damals in der Achtung des Auslandes höher denn je, und man darf kühn behaupten, daß zu seinem Ansehen nicht wenig die weitverbreiteten Dichtungen Balde's beitrugen. Sie haben Bayerns Boden, wie uns Herder belehrt, zu einem klassischen gemacht. Die Namen unserer Höhen und Flüsse, unserer Städte und Gnadenorte sind durch ihn unsterblich geworden; unser Fürstenhaus, unsere Helden, Gelehrten und Staatsmänner haben an ihm den Herold ihres Ruhmes gefunden.

Am 9. August dieses Jahres werden zwei Jahrhunderte erfüllt sein, seitdem der große Dichter am Strande der Donau sein Auge schloß; aber das Land, für welches er gesungen, für dessen Ehre und Geltung er seine beste Kraft eingesetzt, hat ihm seine Dankesschuld noch nicht abgetragen. Man hat bisher über ihn weder eine verläßige Biographie, noch eine

genügende Uebersetzung seiner Hauptdichtungen, noch eine kritische Ausgabe seiner Werke, während doch seine Marmorbüste in der Ruhmeshalle und sein Bildniß als Freske im Nationalmuseum zu München prangt.

Möge unter solchen Umständen die gelehrte Welt es mir vergeben, wenn ich mich, obwohl im Fache der Philologie nur Dilettant, an eine quellenmäßige Darstellung von Balde's Lebens- und Geistesgang wage und als Belege eine Anzahl metrischer Uebersetzungen anreihe.

In den Studienjahren durch ein Preisbuch mit Balde bekannt gemacht und durch nähere Vertrautheit mit Bewunderung für ihn erfüllt, empfand ich es bald als Bedürfniß, mir seine unklaren Lebensverhältnisse etwas aufzuhellen und den innern Zusammenhang seiner so verschiedenartigen Dichtungen genauer zu ermitteln.

So entstand, durch Berufspflichten vielfach unterbrochen, vorliegende Arbeit, die nichts anderes sein will als ein einfacher Baustein zum Sockel des Denkmals, das Bayern seinem Sänger noch errichten muß. Gleichwohl glaube ich den zahlreichen Freunden Balde's keinen unwillkommenen Dienst zu leisten, wenn ich den Schleier, der über seine Jugendjahre und zum Theile noch über sein späteres Wirken gebreitet lag, hinwegziehe und auf Grund eingehender, zu Ensisheim, München und Neuburg angestellter Forschungen sein nachgedunkeltes Bild wieder auffrische. Die Feststellung der Chronologie für seinen Lebensgang wie für seine Schriften — ein bisher arg verwahrlos'tes Gebiet — war mir besonders wichtig, weil das richtige Verständniß des Dichters, der so tief in seiner Zeit wurzelt, vielfach von ihr abhängt.

Jene werthen Gönner und Freunde, denen mein Buch einzelne Beiträge schuldet, werden es nicht ungütig aufnehmen, wenn sie darin nicht alle nach Gebühr namhaft gemacht sind. Indeß kann ich nicht umhin, den Herren Hofbibliothekar Föringer und Stiftscanonicus Schrott in München, sowie dem Herrn Archivar Jörg in Landshut für ihre schätzbare gütige Unterstützung meinen wärmsten Dank auch an diesem Orte auszusprechen.

Möge das Vaterland und insbesondere die studirende vaterländische Jugend sich erquicken und kräftigen an der edlen Gestalt des patriotischen Sängers, den eine der Größen unserer Literatur „einen Dichter Deutschlands für alle Zeiten" nannte!

Dies die Absicht und der innige Wunsch

Tölz, am Tage des
hl. Gregor von Nazianz
1868.

des Verfassers.

Inhalts-Verzeichniß.

Beilagen.

Die im Buche citirten Bibliotheksſignaturen beziehen sich, wo nicht anders bemerkt ist, auf die Hof- und Staatsbibliothek zu München.

Jacobus Balde.

Hier der katholische Dichter, der mir mehr Schmerzen und Freude
Als kein anderes Buch eigner Gedanken gebracht.

Herder.

I. Die Jugendjahre.

Auf der heiteren Flur des elsässischen Sundgaues, wo der weitversandende Ill an Weingeländen vorüberrauscht, wo westlich die burgenreichen Abhänge der Vogesen, östlich die dunklen Ausläufer des Schwarzwaldes dem Auge die Gränze ziehen — hat Jacobus Balde seine ersten Eindrücke empfangen; das Städtchen Ensisheim ist sein Geburtsort.

Ensisheim, den Naturforschern durch seinen Meteorstein bekannt, war nicht immer der unbedeutende Ort, der es heutzutage erscheint. Zu Anfang des XVII. Jahrhunderts war es freie, kaiserliche Reichsstadt, die Hauptstadt der vorderösterreichischen Lande, die von einem Erzherzoge als Landgrafen regiert wurden. Eine große Zahl von Beamten (Hoffsverwandten) an ihrer Spitze ein Regentschaftsrath, war in Ensisheim für die Rechtspflege und Verwaltung dieser Gaue thätig; viele adeliche Familien hatten daselbst ihren ständigen Wohnsitz und die uneinnehmbare Königsburg, die Ensisheim beherrschte, war seit 1602 „weil zu Ensisheim die Canzleyen, Zeughauß und Munitionen, auch Landschafft-sachen" mit einer neuen starken Besatzung versehen worden. So kam es, daß diese Stadt noch kurz vor dem Ausbruche des 30jährigen Krieges einen Glanz

und Wohlstand entfaltete, den ihr heutiges Bild uns kaum mehr ahnen läßt.

Unter den noch stehenden Gebäuden sind nur wenige Zeugen der alten Reichsherrlichkeit. Das Stadthaus, ein schwerer, gothischer Bau, durch seine Bogenhalle bemerkenswerth und der verwitterte Gasthof zur Krone mit seinen ausgeschleiften Steintreppen mögen wohl die einzigen sein, die auf Balde's Jugend niedergeschaut haben.

Hier nun ward am 4. Januar des Jahres 1604 Jacobus Balde geboren[1] und am gleichen Tage in der Pfarrkirche zu St. Martin getauft. Sein Vater, Hugo Balde, gebürtig aus Giromagny in den Vogesen, gehörte dem vornehmen, privilegirten Stande der Hoffsverwandten an und war Kammer- und Gerichtssecretarius.[2] Seine Mutter Magdalena, eine geborene Ensisheimerin, welche seit dem 5. Februar 1601 mit Hugo Balde verehelicht war, stammte aus der angesehenen, aber späterhin sehr unglücklichen Familie Wittenbach, deren männliche Sprossen in den Urkunden jener Zeit als Advocaten und Hofprocuratoren vielfach genannt sind. Als Taufpathe des Knaben erscheint Jacobus Reinbolt, Stadtschreiber und nachmals Kriegszahlmeister zu Ensisheim.[3]

Jacobus Balde war unter acht Geschwistern (er hatte noch 4 Brüder und 3 Schwestern) das zweitälteste, doch wissen

[1] Nur in den Ingolstädter-Akten 1622—1624 führt unser Dichter zwei Vornamen, Joannes Jacobus, deren ersterer wohl von seinem Firmpathen herrührt. In allen sonstigen Aufzeichnungen findet sich einfach Jacobus Balde.

[2] M. Merklen, histoire de la ville d'Ensisheim. Colmar 1840. vol. II, pag. 210. Aus dem Leben Hugo Balde's ist besonders der Umstand denkwürdig, daß für einige Zeit ein Heiliger der Kirche, Fidelis von Sigmaringen, sein Amtsgenosse gewesen. Derselbe, mit seinem Familiennamen Markus Roy geheißen, war 1611 Hofadvokat bei der Regierung zu Ensisheim. In vita.

[3] Siehe Beilage I.

wir Näheres nur von dem Leben seines Bruders Johann Georg, von dem später noch die Rede sein wird.

Uebrigens finden wir um diese Zeit in Ensisheim noch mehrere dieses Namens mit ehrenvollen Aemtern bekleidet; so einen Georg Balde als Kanzleisekretär und einen Peter Balde, des Dichters Oheim, als Münzmeister. Der 30 jährige Krieg, der kaum über eine Stadt so verheerend hinwegging, als über Ensisheim, indem es, mit Ausnahme des Schlosses, achtmal vom Feinde genommen und geplündert wurde, scheint jedoch dieses einst so blühende Geschlecht vernichtet zu haben. Bei der Volkszählung vom Jahre 1695 findet sich unter den Familien der Stadt der Name Balde nicht mehr![1]

Die ersten Kinderjahre flohen dem Knaben in den weiten und schönen Räumen der väterlichen Behausung wie ein seliger Traum vorüber; hatten doch die Besitzungen der Hoffsverwandten schon seit langem so sehr den Neid der Bürger erregt, daß diese in einer Beschwerde an den Kaiser Ferdinand I. klagen „sie wöllen die besten und lustigsten plätz Inn der stadt Inhaben, besitzen raum und weidt zum höchsten nießen und gebrauchen aber zuem wenigsten vorhabens zu geben, unnd mit unnd neben unns zu tragen."[2] Doch wurde neben dem Spiel auf den prächtigen Tummelplätzen auch dem Ernste des Lebens zeitig Rechnung getragen. Jacobus erhielt von seinen Eltern eine tiefreligiöse, sorgfältige Erziehung. Besonders auf seine Ausbildung in der Schriftsprache, dem sogen. Kanzleideutsch, wurde eine für jene Zeit nicht gewöhnliche Sorgfalt verwandt, die freilich durch die baldige Trennung vom Vaterhause zum Theile wieder vereitelt werden mußte.

Als später einmal Balde's Mäcen, der französische Gesandte Graf d'Avaux einen gebornen Franzosen in ihm entdecken

---

[1] **Merklen II, 280 ff.**

[2] **Merklen I, 315.**

wollte, schrieb ihm jener zurück: Hast du diese Wahrheit zu Delphi geschöpft, oder haben sie dir die prophetischen Eichen der Druiden, der gallischen Priester im Säuseln des Laubes verkündigt? Haben mich die Blätter einer celtischen Sibylle oder meine Verse dir verrathen? Ich berichte die Thatsache. Das Deutsche verstand ich schon als Knabe besser als mein Großvater, ja schier besser, als mein Vater.[1]

Nachdem der Knabe den ersten Unterricht im elterlichen Hause empfangen und außerordentliche Befähigung gezeigt hatte, beschloß der Vater, ihn gleichfalls für das öffentliche Leben, den Richterstand, heranzubilden. Und weil er selbst die Erfahrung gemacht hatte, wie schwer für den elsäßischen Beamten die Kenntniß des burgundischen Dialektes (bourgignon) als der herrschenden Sprache der Westbezirke in's Gewicht falle, so schickte er seinen Sohn noch in zartem Alter nach Belfort,[2] der deutschen Grenzfeste gegen Frankreich, die bereits vorwiegend französisches Gepräge trug, damit er sich hier jene Fertigkeit in der Volksmundart aneigne, die sich in späterem Alter so schwer gewinnen läßt.[3] Er mochte damals gegen 9 Jahre zählen, und scheint bis zu seinem 14. der Heimath ferne gewesen zu sein.

Diese wohl schon länger beschlossene Wanderung des kleinen Jacobus wurde jedenfalls beschleunigt durch ein schreckhaftes Ereigniß, von dessen Verlauf man ihn nicht Zeuge sein lassen wollte. Wie an so vielen anderen Orten waren

---

[1] R. P. Jac. Balde opera poetica omnia. Monachii. 1729. Tom. VI. pag. 341.

[2] Beilage II.

[3] Das Bourgignon ist von der französischen Schriftsprache ziemlich abweichend. Hier der Anfang einer Ballade aus der Schwedenzeit:

Ço d'Genéry de Vescemont, que Due le boute en gloire,
Al o vortchie tros djous, tros neus por rassembia son monde.

Corret, histoire de Belfort. 1855. pag. 46.

auch in Ensisheim die Hexenprozesse damals an der Tagesordnung. Innerhalb 71 Jahren, von 1551—1622 wurden daselbst fünfundvierzig solcher Unglücklicher verbrannt, darunter einzelne selbst aus dem Stande der Hoffsverwandten. Im Jahre 1613 ereignete sich der unselige Fall, daß eine betagte Frau aus Balde's nächster Verwandtschaft, Ursula, die Wittwe des Hofadvokaten und Procurators Johann Ulrich Wittenbach[1] zugleich mit der Gattin des Hoffsecretarius Theobald Hinderer als malefica angeklagt und dem peinlichen Gerichte übergeben wurde. Nur auf inständiges Flehen ihrer angesehenen Verwandten wurden sie nicht unter freiem Himmel, sondern im Justizpalaste hinter Schloß und Riegel gerichtet. Während der Folter legten sie Geständnisse ab, die sie späterhin für gewaltsam erpreßt erklärten. Weil sie aber auch außer der Tortur Geständnisse gemacht hatten und ihre Aussagen sich widersprachen, wurden sie verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden.[2] Ohne Zweifel war es dies grauenvolle Ereigniß, was unsern Dichter in Bezug auf seine Familie so schweigsam gemacht hat.

Jacobus fand sich in Belfort, wo er vermuthlich bei einer Beamtenfamilie untergebracht war, in kurzer Zeit heimisch. Die herrliche Lage der Stadt am Ufer der Savoureuse am Eingange der Vogesen, die Nähe von Giromagny mit dem großelterlichen Hause, wohin ein köstlicher Thalweg führte, der belehrende Umgang mit gebildeten, wohlwollenden Männern, die Freundlichkeit aller Bewohner, die an dem kleinen exilirten Sprachforscher mit seiner aufgeweckten Gemüthsart viel Vergnügen fanden — das alles ließ den Knaben, in dem sich frühe schon ein stoischer Zug verrieth, die Trennung vom Vaterhause verschmerzen und ihn völlig in Belfort einbürgern. Belfort zählt in seiner handschriftlichen Chronik den Pater Balde unter seinen berühmten Söhnen auf und will somit

---

[1] Aller Wahrscheinlichkeit nach des Dichters Großmutter!

[2] **Merklen** II, 122—124.

Ensisheim den Ruhm streitig machen, die Vaterstadt des Dichters zu heißen.[1] Balde konnte sein Belfort nie vergessen. Noch als Ordensmann sandte er dahin eine poetische Brieftaube — eine Ode Ad Bellofortenses[2] und mehrere Episteln an seinen alten Hauswirth und andere Bürger der Stadt. Das Manuscript war noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts zu Belfort aufbewahrt, ist aber unter den Stürmen der Revolution verloren gegangen. Wahrscheinlich waren es, gleich den andern poetischen Episteln des Dichters an seine Landsleute — Trostschreiben, veranlaßt durch die Bedrängnisse des Krieges, unter denen Belfort besonders schwer zu leiden hatte. Bereits 1632 wurde es von den Schweden erobert und mußte seine ganze Umgegend von den furchtbarsten Gräueln verwüstet sehen.[3]

Während Balde am Strande der Savoureuse weilte, trat in seiner Vaterstadt ein Ereigniß ein, das für seine Zukunft von entscheidendem Einfluße war. Schon seit 1551 hatte zu Ensisheim ein „Seminar", das Erhardi-Collegium bestanden, in welchem die humanistischen Fächer bis zur Rhetorik gelehrt wurden. Da jedoch dasselbe in der Folge den Ansprüchen der Zeit nicht mehr genügte, so berief das Gubernium im Einverständnisse mit dem Bischofe von Straßburg den Orden des hl. Ignatius, um die bestehende Schule dessen bewährter Leitung zu übergeben.[4] Am 9. Februar 1615 kamen von Freiburg herüber 8 Jesuiten, 5 Priester, 1 Scholastiker und 2 Laienbrüder nach Ensisheim, übernahmen sofort das Gymnasium und eröffneten ihre Schule am Tage des hl. Thomas von Aquin, den 7. März desselben Jahres. Der erste Rektor

---

[1] Beilage II.

[2] J. F. Hermann, Notices hist. statist. et litér. sur la ville de Strasbourg, 1817—19. vol. II. pag. 337. Vergl. Beilage II.

[3] A. Corret, histoire de Belfort. 1855 pag. 42.

[4] F. X. Kropf, historia prov. Soc. J. Germ. sup. P. IV. pag. 172 squ. Merklen II., 195, 210.

des neuen Collegiums war Pater Petrus Marius, voreinst in München Professor der Rhetorik; von den übrigen Vätern sind uns nur mehr die Namen Bartholomäus Volkwein und Johannes Lamberg aufbewahrt. Auch letzterer hatte eine Zeit lang bereits in München Rhetorik gelehrt.

Die neue Anstalt nahm einen kräftigen Aufschwung; der Lehrplan, der ursprünglich die Rhetorik ausschloß, wurde erweitert und vervollständigt, aber auch die Zahl der Genossen mußte in Folge des wachsenden Schülerandranges um vier vermehrt werden. Wie an allen übrigen Orten errichteten die Jesuiten auch hier unter den Studierenden eine marianische Sodalität, die schon im ersten Monate ihres Bestehens 60 Mitglieder, die Blüthe des Gymnasiums, umfaßte.[1]

Jacobus Balde hatte sich bereits in Belfort die Anfangsgründe der schönen Wissenschaften zu eigen gemacht, denn die dortigen Freunde seines Vaters, unter deren Leitung er stand, waren klassisch gebildete Männer, wie dies aus den späteren Zueignungen des Dichters zur Genüge erhellt. Für seine höhere Fortbildung aber fand er in dieser Stadt keine ausreichenden Mittel; die Schulen daselbst waren sehr mangelhaft[2] und es finden sich schon aus dem Jahre 1595 Belege dafür, daß die Söhne Belforts zu Ensisheim ihre Studien machten.[3] Somit kehrte auch Jacobus, nicht lange nachdem sich der genannte Orden in Ensisheim angesiedelt hatte, dahin zurück, um seine weitere Ausbildung zu gewinnen.[4]

So waren es also die Jesuiten, denen Balde die tiefere Grundlage seiner wissenschaftlichen und religiösen Bildung verdankte. Gewiß faßte er schon damals eine große Vorliebe

---

[1] F. X. Kropf, l. c. pag. 174.

[2] Corret, histoire de Belfort. 1855. pag. 13.

[3] Merklen II, 193.

[4] Merklen II, 210.—Lipowsky, Geschichte der Jesuiten in Schwaben Bd. 2, S. 91.

für diese Ordensmänner, wenn er auch noch nicht von ferne daran dachte, einmal selbst ihrer Gesellschaft anzugehören. An ihrer Hand betrat er ja den Lorbeerhain der Alten mit seinen Marmorbildern, in dessen Schatten auch ihm unsterbliche Kränze erblühen sollten, an ihrer Hand vertiefte er sich mit rastloser Wißbegier in die Schachte der römischen Dichtkunst, Geschichte und Mythologie, unter ihrer Führung lernte er die Tugend als das edelste Kleinod lieben, und den altkatholischen Glauben verständnißinnig in Gebet und Wandel bethätigen.

Während nun die Sorge der Eltern und Lehrer nichts verabsäumte, um die herrlichen Anlagen des Knaben zu pflegen, und seinen stürmischen Jugendmuth weise zu bändigen, hob die prachtvolle freie Natur und das öffentliche Leben, dem er im Vaterhause so nahe stand, sein reiches Gemüth zu ungeahnter Entfaltung. Besonders ein Gefühl muß sich früh des jungen Herzens bemächtigt haben, die Liebe zum deutschen Vaterlande, die Begeisterung für seine Größe! Vor allem theuer war ihm seine engere Heimat, das Elsaß. Die Schönheiten dieses Landes, die Goethe in „Wahrheit und Dichtung" so anmuthig preist, machten auf die Seele unseres Dichters einen nie verlöschenden Eindruck und weckten in ihm die Saiten der Poesie. Elsaß galt ihm als ein Edelsitz, sedes nobilis, als der Smaragd im Erdenringe, annuli smaragdus orbis. Schon in seine erste veröffentlichte Dichtung, den Ritter-Panegyricus, wußte er seine schöne Heimat rühmend einzuführen[1] und während des großen Vernichtungskrieges wandte er sich unzähligemale mit dem Ausdrucke der zartesten Theilnahme nach jenem untergegangenen Paradiese hin, wo er die Tage seiner Jugend verlebt hatte.

Aber auch die Anhänglichkeit ans deutsche Reich und an sein Kaiserhaus war schon im Knaben tief gegründet.

---

[1] Opp. oo. Tom. III. pag. 189.

Athmete er ja so zu sagen von der Wiege an gut kaiserliche Luft ein. Sein Vater sowie seine nächsten Verwandten standen im Dienste der österreichischen Herrschaft, Ensisheim verdankte seinen Glanz und Wohlstand fast einzig den Habsburgern, und eben damals erfreute sich das Elsaß unter dem milden Scepter seines Landgrafen, des Erzherzogs Maximilian 1605—1620 seiner glücklichsten Tage.

Mit flammendem Auge lauschte Jacobus den Kriegsmähren von Tilly, Dampierre und Bouquoi, die er noch zu Ensisheim zu hören bekam, von den Siegen dieser unsterblichen Helden, welche in trostloser, sturmbewegter Zeit den Hort des deutschen Reiches umschirmten und retteten, und schon dort muß in ihm der Entschluß gereift sein, den er später so begeistert ausführte, diesen Helden ein Triumphlied zu singen.

Wie glücklich er seine Heimath unter Oesterreichs Fittigen geschätzt, das hat er einmal im Hinblick auf die Fremdherrschaft des dreißigjährigen Krieges ausgesprochen in einer einzeln gedruckten Ode:

Die so froh dereinst
Den holden Königsglanz von Oestreich's
Sonne aus leuchtenden Trauben schlürften:
Ach, sind verurtheilt, jetzo das todte Meer
Und Nebelqualm zu trinken der tiefsten Nacht.[1]

Auch noch in anderer Beziehung war seine Studienzeit in Ensisheim für's spätere Leben bedeutungsvoll. Hier knüpften sich Freundschaftsbande, die eine kommende Zeit des Unglücks als ächt und dauernd erproben sollte. Jene klassisch gebildeten Bürger des Elsaß, die vor Bernhard von Weimar geflüchtet als Verbannte sich an unsern Dichter wendeten, um aus seinem Munde Worte des Trostes und der Weisheit zu empfangen,[2] Gervasius Summerer, Rudolph Vogt, Johannes

---

[1] Ode dicta Agathyrsus. Monachii 1638. 24. in epilogo.
[2] Lyr. II. 27. III. 6. 20. 34.

Rohrmund, waren dereinst in der Vaterstadt seine Mitschüler und Genossen gewesen.

Aus den Ensisheimer Schuljahren besitzen wir noch eine scherzhafte Ode, betitelt: clangor anseris,[1] Gänsegeschnatter, die gleich den andern Erstlingsversuchen des Dichters erst nach seinem Tode gedruckt erschien. Sie verräth ihren frühen Ursprung deutlich genug durch manche befangene Auffassung und Construction, am deutlichsten aber durch die naive Lobpreisung der Martinsgans, die zu Ensisheim, wo St. Martin Stadtpatron war, mit besonderer Solemnität verspeist wurde.

Mit dem Jahre 1620, in welchem der Jüngling die Rhetorik beendete, trat die wichtige Frage an ihn heran, wohin er sich zum Studium der Philosophie und der Fachwissenschaft begeben wolle? Der treueste Rathgeber seiner Jugend stand ihm nicht mehr zur Seite; schon am 3. März 1617 hatte Hugo Balde das Zeitliche gesegnet.[2] Um so größeren Einfluß übten auf seinen Entschluß die Väter der Gesellschaft Jesu, seine theueren Lehrer, und ohne Zweifel ist es ihren Schilderungen vom Lande Bayern zu danken, wenn der hoffnungsvolle Rhetor seinen Blick schon damals auf Ingolstadt richtete. Doch bestimmten ihn vorläufig andere Rücksichten, an die neuerrichtete Universität Molsheim bei Straßburg sich zu begeben. Eine bald zu erwähnende Angabe in einem gleichzeitigen Ingolstädter Album läßt hierüber keinen Zweifel. Der Bischof von Straßburg, Johann von Manderscheidt, hatte i. J. 1580 bereits den Jesuiten zu Molsheim ein Collegium eingerichtet, welches sodann 1617 durch Paul V. zur Universität erhoben und durch Kaiser Mathias in dieser Eigenschaft bestätigt wurde. Die neue Hochschule begriff

---

[1] Silv. lyr. V. 22. Eine Bitte an Sonne und Mond, die Gans unter die Gestirne zu versetzen.

[2] Beilage I.

übrigens blos die zwei Facultäten der Theologie und der Künste.[1]

Ein lebhafter Schriftwechsel zwischen der Molsheimer und der protestantischen Straßburger Universität entspann sich gleich anfangs, bei Gelegenheit des ersten Jubelfestes der Reformation, das i. J. 1617 gefeiert wurde; diese Bewegung erreichte aber ihr Ende, als die Jesuiten durch die Ereignisse des Krieges genöthigt wurden, Molsheim zu verlassen.[2]

Der Krieg, in Folge dessen auch Balde sich gezwungen sah, seinen erwählten Musensitz wieder aufzugeben, brach sehr bald über das Elsaß herein. Im Spätherbst 1621 erschien der Freibeuter Mannsfeld mit seinem zügellosen Troße an der Grenze des Bisthums Straßburg, fiel sengend und mordend über die schönen Landschaften des Stiftes her und ließ durch seinen General Oberntraut bis in die Gegend von Ensisheim und Mühlhausen die Fahne der Verwüstung tragen.[3] Unter solchen Umständen blieb für Jacobus Balde, den strebsamen Studenten, nichts übrig, als aus seinem Heimatlande zu flüchten und einen Ort zu suchen, wo man den Wissenschaften eine ruhigere Freistätte gewährte. Im April 1622 finden wir ihn an der Universität Ingolstadt. Die Hochschule Ingolstadt, seit 1555 mit einem Jesuitencollegium verbunden, stand um diese Zeit im Zenith ihres Ruhmes; sie war ein geistiger Mittelpunkt des katholischen Deutschlands.

---

[1] Kirchenlex. von Wetzer und Welte. Bd. 10. S. 407. Unter den Professoren glänzten damals, besonders auch als Schriftsteller, Jodocus Coccius und Adam Contzen. Strobel, vaterl. Gesch. d. Elsaß Bd. IV. S. 487 und 488.

[2] a. a. O. S. 488.

[3] Aus dieser Zeit stammt der beredte Hülferuf der Alsatia zu den Füssen des kaiserlichen Thrones in Wien, welcher einen Bestandtheil der noch ungedruckten Dichtung: „In Comitem Ernestum Mansfeldium Philippica Poetarum“ bildet. Cimelien 364. II. Auf der k. Staatsbibliothek zu München.

Viele deutsche Bischöfe und Fürsten, darunter die zwei mächtigsten des Reiches, Kaiser Ferdinand II. und Herzog Maximilian von Bayern, hatten dort ihre höhere Ausbildung und jene Grundsätze gewonnen, die später in der Liga ihren begeisterten Ausdruck fanden. Der katholische Adel Süddeutschlands und Polens sandte seine Söhne zahlreich an die Alma Ludovica.

Sterne erster Größe am Himmel der Gelehrsamkeit gingen dort zu Anfang des XVII. Jahrhunderts auf. Der Polyhistor Jakob Gretser, dessen sämmtliche meist polemische Werke 17 Foliobände füllen, Philipp und Albert Menzel als Mediziner, Christoph Scheiner, der Entdecker der Sonnenflecken, als Mathematiker, Heinrich Canisius, Verfasser der lectiones antiquae, der würdige Neffe des hochverdienten Petrus Canisius, als Theologe, Joachim und Caspar Denich als Juristen, diese und andere Männer steigerten den Ruf der bayerischen Landesuniversität zu einer bedeutenden Höhe.

Im Sommer 1620, kurz bevor Balde zum academischen Studium abging, machte er in Begleitung eines Freundes, des Peter Buschmann aus Köln, einen Ausflug nach Straßburg, um sich das Stück Weltleben anzusehen, das hier zur Zeit der Johannismesse spielte. Diese kleine Vergnügungsreise hat er späterhin selbst beschrieben in der 19. medizinischen Satire[1], die für uns besonders darum interessant ist, weil sie uns einen Einblick gewährt in den jugendlichen Charakter des Dichters. Eine schwarze Zigeunerin, welche viel von regierenden Sternen und ihrer Wahrsagekunst schwatzte, hatte im dichten Gewühl des Marktes seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Von eitler Neugier geplagt, bot ihr der kecke Student seine offene Hand hin, um die Orakel der Chiromantie herauszufordern. Nachdem nun die kluge Alte alle Linien auf das gründ-

[1] Opp. oo. Tom. IV. pag. 428, 430 squ.

lichste erforscht hatte, faßte sie ihren Entscheidungsspruch in folgendem zusammen: Du bist argwöhnischer Natur, nährst hochfliegende Wünsche und suchst gern lustige Freunde auf. Mühsame Sclavenarbeit ist dir verhaßt, auch wenn sie großartige Titel mit sich brächte. Kopfhängerei und Menschenhaß findet an dir einen ewigen Gegner. Schmächtig, wie du jetzo bist, wirst du bleiben dein Lebtag. Aber die Cither wird dich begleiten und manche Kränze dir eintragen.

Soweit hörte er sie an. Als sie ihm aber von einer einäugigen Gattin sprach, die er erst jenseit des Meeres gewinnen müßte, von schrecklichen Todesgefahren und unlieb verkürztem Leben nebst ähnlichem tollen Zeuge, da fand er sich vom Schicksal höchlich beleidigt und rächte sich an der Pythia durch eine wohlgezielte Maulschelle. Ehe sich's diese versah, war er mit seinem Freunde verschwunden. In der nahen Herberge „zum weißen Rößel" tauchten sie wieder auf und lachten beim vollen Humpen über das bestandene Abentheuer weidlich zusammen.

Soferne dieses Pröbchen ein Urtheil erlaubt, muß Balde schon von Gemüthsart ein anderer Horatius gewesen sein. Scheint doch ganz auf ihn zu passen, wie Lydia den römischen Dichter zeichnet: „Leichter als Kork und dabei aufbrausender als der stürmische Hadria."

Neckischer Uebermuth, aber auch höchst reizbares Selbstgefühl verrathen sich unverkennbar in dem erzählten Vorfall — Eigenschaften, die uns noch manchen andern Zug seines Jugendlebens erklärlich machen.

Ferne von den traurigen Ereignissen zwischen Rhein und Vogesen, in dem hochsinnigen Ingolstadt, ging dem Jüngling ein neuer Lebensmorgen auf. Der Zusammenfluß so vieler Musensöhne aus allen Gauen des Reiches und seiner Grenzlande, die reizende Freiheit des akademischen Lebens, die emsige Rührigkeit in den Gebieten des Wissens, wie sie bei den zahlreichen Disputationen zu Tage trat, übte auf Balde einen

mächtig anregenden Zauber. Er lebte nur der Wissenschaft und seinen Freunden. Wolfgang Michael Silbermann, der spätere Landschaftskanzler von Pfalz-Neuburg, stand unter diesen in erster Reihe.[1]

In studentischen Kreisen war der feine, schlankgebaute Elsäßer bald der erkorene König; sein geselliges Talent, seine Fertigkeit in Gesang und Lautenspiel, sein immer sprühender Humor, seine Lust an ritterlichen Wagnissen sicherten ihm diesen Rang ohne Frage zu. Wie manche verschollene Herberge Ingolstadt's, wie manches verödete Gäßlein könnte von Baldes Geniestreichen erzählen!

So beliebt er indeß war bei seinen Freunden, so gefürchtet war er wegen der beissenden Satiren, mit denen er sich an seinen offenen und versteckten Gegnern zu rächen pflegte. Er schildert selbst einmal mit vieler Laune den furchtsamen Grimm, womit die von seinen Pfeilen getroffenen Ritter der Erbärmlichkeit ihm schon von ferne aus dem Wege gegangen seien. „Stets gerüstet, sagt er, schritt ich einher, wie ein Stachelschwein, das einen Stoß nach rückwärts im Schilde führt, an allen Gliedern in Dorngebüsch und in Pfeile verwandelt."[2]

Bei so excentrischen Proben einer jugendfrischen Natur muß es uns freudig anmuthen, wenn wir sie nicht, wie in den Jahren der Freiheit die meisten thun, das Erbe des Glaubens und der guten Sitte über Bord werfen, und ohne Steuer und Leitstern ins Lebensmeer hinaustreiben sehen. Bei Jacob Balde dürfen wir den Verlust seines kostbarsten

---

[1] Im Album der marianischen Congregation zu Ingolstadt erscheint W. M. Silbermann unter den Aufgenommenen d. J. 1621.
Silv. IX. 8. wird er vom Dichter angeredet: „mihi cognite primum".

[2] Lyr. III. 32. v. 17 squ.

Kleinods nicht beklagen. Mitten im Genuß des academischen Lebens, im April des Jahres 1622, ließ er sich der Congregation von Mariä Verkündigung, einem damals hochberühmten Vereine von Studierenden einverleiben, wie noch heute das Album jener Congregation bezeugt.[1] Solch kindliche Treue gegen die Mutter des Herrn konnte nicht unbelohnt bleiben: ihr, „seines Lebens hehrer Beschützerin und zweiter Hoffnung“ schrieb er es dankbar zu, daß er in den Gefahren der Zeit nicht Schiffbruch gelitten, sondern glücklich den rettenden Port erreicht habe.

Das Studium der Philosophie, wie es damals auf den Hochschulen betrieben ward, mochte den Genius unseres Dichters bei aller Wißbegier manche Ueberwindung gekostet haben. Damals beherrschte noch, trotz mehrfacher Anfechtung, Aristoteles mit seinem kalten Formalismus den Markt der Weltweisheit und Balde flüchtete sich nicht selten vor der Langweile seiner Collegienhefte zu Plato ins schöne Reich der Ideale, oder zu seinen hochsinnigen alten Dichtern. Die peripatetische Philosophie mußte ihm auf lange hinaus zur Zielscheibe des Witzes dienen. Uebrigens benützte er die letzteren Jahre des philosophischen Curses unter ein und demselben Professor, Heinrich Lamparter, der mit seinen Schülern von der Logik zur Physik und Metaphysik aufstieg, gewissenhaft zu seiner Ausbildung, wofür Zeugniß gibt die Doctorwürde der Philosophie und der freien Künste, die er um Pfingsten 1623 sich erkämpfte.[2] Fortan schmückte als Auszeichnung das violette Barett, das die Magister der freien Künste zu tragen befugt waren, die gelehrte Stirne des 19jährigen Jünglings.

---

[1] Anno 1622 April: Joannes Jacobus Balde Molshemio. Album Sodalitatis majoris B. M. V. Ingolstadii. Auf der Universitäts-Bibliothek zu München cod. m. s. 543.

[2] Opp. oo. Tom. I. in icone authoris. Cf. Mederer, Ann. Ingolst. Acad. Tom. II. pag. 236.

Von jetzt an nahm seine hauptsächlichste Sorge die Wahl des Fachstudiums in Anspruch. Dem ehrwürdigen Wunsche seines Vaters folgend entschied er sich für die Rechtswissenschaft; ob ihn aber der endliche Entschluß nicht großen inneren Kampf gekostet, möchten wir sehr in Zweifel ziehen. Gewiß hat er oft in einsamen Stunden an sich selbst die schwüle Frage gestellt, die er später einmal einem angehenden Rechtsbeflissenen zurief: „Im Ernst, die Riesenbände Justinians willst du durchwühlen?“ Indeß er blieb bei seiner Entscheidung und inscribirte sich für das Jahr 1623/24 als Jurist, ohne zu ahnen, welchen Wendepunkt dieses Jahr für sein Leben bilden sollte. Eine kleine Elegie, die von ziemlich freien Rechtsanschauungen zeugt, silvarum libertas, seu in theses de jure venandi, ist uns aus Balde's juridischem Semester noch erhalten.[1]

Es war eine kühle Mainacht, als Balde von einigen Genossen begleitet gegen das nordwestliche Ende der Stadt zuschritt, um einer anmuthigen Jungfrau, der Sage nach eines Bäckers Kind, die seine Neigung gewonnen hatte, ein Ständchen zu bringen. Vor dem wohlbekannten Hause[2] im Gnadenthale, mit dem zierlichen gothischen Giebel, schräg gegen-

---

[1] Opp. oo. Tom. V. pag. 317.

[2] Dieses Haus, zu Balde's Zeit dem Bäcker Sebastian Dolnhover gehörig, in neuerer Zeit wohl irrig als „Balde's Wohnhaus“ bezeichnet, steht seit 1643 nicht mehr und findet sich nur noch eine Zeichnung desselben vor, die auch photographirt wurde. Im oberen Stock befand sich ein Zimmer mit zwei Fenstern auf die Strasse heraus, in dessen östliche Mauerwand der Name Jacobus Balde eingekritzt und mit einem viereckigen Rahmen umzogen war. Die Andeutungen Mederer's, Ann. Acad. Ingolst. II. pag. 238. und Weittenauer's Horatii ars poetica, Aug. Vind. 1757. pag. 2. lassen es für gewiß erscheinen, daß Balde angesichts dieses Hauses seine Laute zerschlagen habe.

über dem Nonnenkloster, machte er Halt und schlug hier auf der Laute, wie er sich ausdrückt, ein Passamezo.[1]

Allein, wie reizend und seelenvoll sein Spiel auch zu dem eigens gedichteten Liede klang — es verhallte unbeachtet an schweigenden Mauern, es ward ihm dafür aus keinem Fenster auch nur das geringste Zeichen des Dankes.

Da schlug es von den Thürmen Mitternacht und im anstoßenden Kloster der Franziskanerinen erwachte wie ein überirdischer Wettgesang der Chor der Psalmen. Jakobus lauscht empor — ein Strahl der Erleuchtung durchzuckt sein Innerstes; er faßt seine Laute mit beiden Händen und zerschlägt sie am nächsten Eckpfahl der Kirchenmauer in Splitter mit dem historisch gewordenen Ausruf: Cantatum satis est; frangito barbiton. Nun des Singens genug, schlage dein Spiel entzwei![2]

Von einem gegenüber liegenden Hause schaute im hellen Mondlichte ein altes Gemälde auf unsern Dichter herab, das seiner grausam zu spotten schien. Es stellte den trojanischen Prinzen Paris vor, wie er eben an festlich aufgepflanzten Kanonen vorbei mit der entführten Helena seinen Einzug in die Burg von Troja feiert. Das Bild war übrigens bereits im vorigen Jahrhundert verschwunden.[3]

Des andern Morgens, während Ingolstadt über den nächtlichen Vorfall heitere Glossen machte, stand Balde vor dem Provinzial der Gesellschaft Jesu, Walther Mundbrot, der sich eben am Orte befand, um von ihm die Aufnahme in den Orden zu erbitten.

---

[1] Opp. oo. Tom. VII. pag. 382 et 384, wo der Anonymus er selbst ist. Noch an vielen anderen Stellen spielt er auf sein Abentheuer an, z. B. Silv. VIII. 26, IX. 3. Medic. gloria, sat. 19. v. 5.

[2] Mederer, Tom. II. pag. 239.

[3] Weittenauer, Horatii ars poetica. Aug. Vind. 1757, pag. 2.

Pater Mundbrot, vor seiner Erhebung zum Provinzial des Ingolstädter Collegiums Rektor, und von daher seinen Mann wohl kennend, kam dem lebensmüden Juristen, der als Hauptgrund seines Entschlusses verunglückte Liebe angab, mit Mißtrauen entgegen und wies ihn ab.[1] Als dieser jedoch wiederholt und immer dringender seine Bitte anbrachte, ohne sich durch irgend eine Vorstellung erschüttern zu lassen, ward ihm der Eintritt ins Noviziat gewährt.

Das Probationshaus der oberdeutschen Provinz, darin die ersten zwei Prüfungsjahre des Ordens zu bestehen waren, befand sich seit 1578 zu Landsberg am Lech. Dahin begab sich Balde ohne Verzug, fest entschlossen, ein rechter Ordensmann zu werden. Am 1. Juli 1624 empfing er das Kleid des hl. Ignatius.[2]

Großen Hoffnungen und Aussichten entsagte der Jüngling mit diesem Schritte. Wie aus einem Erbschaftsprozesse in Ensisheim über die Verlassenschaft der Balde ums Jahr 1670 hervorgeht, war seine Familie wohl begütert, und um der tüchtigen, treuen Beamten willen, die aus ihr hervorgegangen, stand sie bei der österreichischen Regierung in hohen Gnaden. Johann Venerand Wittenbach aus Ensisheim, zu Balde Geschwisterkind, der 1649 mit Auszeichnung zum Licentiaten der Rechtswissenschaft creirt worden war, wurde bald darauf vom Kaiser zum Ritter und Freiherrn, geheimen Rath und Kanzler der Grafschaft Tirol erhoben.[3] Balde würde wohl eben so rasch emporgestiegen sein, wenn er, das größte Genie, das Ingolstadt je gesehen, der Rechtswissenschaft treu geblieben wäre. Daß er es gleichwohl nicht that, läßt seinen Entschluß in um so reinerem Lichte erscheinen.

---

[1] J. B. Neubig, Bavaria's Musen. München 1828. S. 19 u. 20.

[2] Die Feier der Errichtung eines Denkmals für den Dichter Jakob Balde. 9. Aug. 1828. Neuburg a. D. (von Ant. Mengein). S. 2.

[3] Mederer, Tom. II. pag. 321.

Seine Absicht war, sein Leben von nun an der Ehre Gottes und dem ewigen Wohle der Menschheit zu weihen. Die beste Führerin zu diesem Ziele glaubte er in der Gesellschaft Jesu zu finden, jenem Orden, dessen großartige, gesegnete Wirksamkeit ihm schon öfter ehrfurchtgebietend begegnet war. Damals, unter dem Generalate des Mutius Vitelleschi hatte sie ihren höchsten Glanz erreicht; der Innenbau ihres Organismus war vollendet, und unaufhaltsam strömte ihre Kraft nach außen, allerorts die erstaunlichsten Blüthen hervortreibend. Wo fand sich eine Genossenschaft, die von der Höhe der Zeitbildung aus, mit so reichen und umfassenden Mitteln, mit so weiser Benützung der anvertrauten Talente für den Sieg des Glaubens gearbeitet und gekämpft hätte? Wenn Jakobus Balde unter ihre Fahne trat, so geschah es in der Ueberzeugung, in ihr allein könnten die kühn aufstrebenden Kräfte, die er sich innewohnen fühlte, zu einer harmonischen, dem höchsten Ziele geweihten Entwicklung gelangen.

Man hat es schon oft in Versen und in Prosa ausgesprochen, daß Balde's Eintritt in den Jesuitenorden ein für die deutsche Poesie beklagenswerthes Ereigniß sei, weil er dadurch ihrer tiefsten Quelle, den rein menschlichen Gefühlen, und damit dem Herzen des Volkes entfremdet worden wäre — als ob nur irdische Liebesglut die Dichtkunst verklären könne, als ob es einen mächtigeren Lebenshauch für sie gebe, als jene heilige überirdische Liebe, die sich in den Gesängen eines Dante spiegelt! Man hat sich dem Traum hingegeben, der Dichter würde von einem holderen Sterne begünstigt, seine Muttersprache mit jenem Ruhme verherrlicht haben, den er sich später in der Sprache Latiums ersang. Eine protestantische Stimme bedauert gar, daß er mit seinem tiefverwundeten Herzen nicht zu Arndt oder Spener gekommen sei, „um richtig geleitet und christlich verklärt eine Hauptstimme im Tempel

Christi zu führen und zugleich ein geistlicher Freiheitsprediger unseres Volkes zu werden."

Bei näherer Würdigung zerfließen all' diese Luftgebilde in leeres Nichts. So rein Balde die lateinische Lyra zu stimmen wußte, im deutschen Verse konnte er der Härten seiner Mundart nicht Meister werden; so frei er sich dort in den edelsten Formen bewegt, so arm zeigt er sich hier in poetischen Wendungen. Hier erlag seine Kunst dem spröden Material, und weil er auch noch keine Vorbilder vor sich hatte, die ihm die Möglichkeit eines Erfolges darlegten, so kam er bei all seiner Hochschätzung der deutschen Sprache dahin, sie wenigstens für keine dichterische zu halten.

Aber gesetzt auch, er hätte für die vaterländische Dichtkunst ebenso glückliche Anlagen gehabt, wie für die lateinische, würde er wohl in irgend einem weltlichen Amte jene Muße gewonnen haben, von der die Ausführung großer, unsterblicher Werke bedingt ist? Würde nicht das Elend des 30jährigen Krieges, das auf allen Schichten des Volkes so tödtlich lastete, auch unseren Dichter außerhalb des Ordens entmuthigt und verstummen gemacht haben? Ist es nicht bezeichnend genug, daß der beste Dichter der Protestanten damaliger Zeit, Paul Flemming, im Auslande sang?

Inmitten der unendlichen Verwilderung, der grauenhaften Barbarei, die Deutschland damals überwuchert hatten, blühten die Häuser der Jesuiten gleich einsamen Colonien der Gesittung und Wissenschaft, und es ist keine Phrase, wenn Balde der studierenden Jugend seinen Orden als die seligen Inseln anpreist, wo allein im wildbewegten Meere Friede und Weisheit zu finden sei.[1] Für ihn nicht weniger, als für den trefflichen Dichter Friedrich Spee, war der Orden, der selbst beim Feinde Achtung genoß, ein unschätzbares Asyl, das ihn

[1] Silv. lyr. VII. 8.

der drückenden Sorge für das eigene Ich überhob und ihn mit ungetheilter Seele die Geschicke seines Volkes mitleben und seine Hoffnungen und Leiden mit nie verhallenden Klängen begleiten ließ. Zu einer Zeit, da alle Gesetze im Waffengetöse schwiegen, da Sitte und Tugend durch unaufhörliche Verhöhnung entwerthet schien, da bedurfte wohl auch der edelste Sänger eines unverrückbaren Hortes, der ihn erhob über die schmutzigen Wellen des Alltaglebens und ihm doch einen freien Ausblick bot über die Strömungen der Zeit. Nur aus den Tiefen eines gottgeheiligten Lebens konnte er ausreichende Kraft schöpfen, um in den rings entfesselten Völkerkrieg überwältigend von Versöhnung, Wahrheit und Recht zu singen.

Selbst Herder[1] anerkennt die Vortheile, welche dem Dichter die Mitgliedschaft des Jesuitenordens gewährte und treffend bemerkt Moriz Brühl: Als Glied dieser großen Gemeinschaft hatte er Theil an der ganzen geistigen Errungenschaft auf allen Gebieten des menschlichen Wissens, wodurch die Gesellschaft Jesu eine Ueberlegenheit über Welttheile behauptete, in Europa die Gegner der katholischen Kirche besiegte, in Amerika wilde Völker zähmte, am Indus und Ganges die Weisheit der Brahminen überbot, inmitten der altindischen und chinesischen Cultur das Kreuz aufrichtete.[2]

Aber auch der Dichter mußte hinwiederum die große Aufgabe des Ordens fördern helfen. Hatten die Söhne des hl. Ignatius in Deutschland bisher auf praktischem Gebiete als Missionäre und Jugendbildner gewirkt, so wollten sie jetzt bei reicheren Kräften auch auf den Höhen der schönen Wissenschaften ihr Banner aufpflanzen.

In Deutschland war seit langem der Humanismus oder die klassische Schule in seinen namhaftesten Vertretern der Kirche feindselig gegenüber gestanden, indem dieselben entweder

---

[1] Sämmtliche Werke Bd. XVII. (Terpsichore) S. 197 ff.

[2] Realencyclopädie von Binder. Art. Balde.

offen den Abfall vom alten Glauben förderten, oder auch innerhalb des katholischen Bekenntnisses katholische Institutionen, christliche Sitte und Zucht verhöhnten. Wir dürfen einerseits nur an Hutten und Frischlin, andrerseits an Celtes und Erasmus erinnern. Aber auch für's deutsche Vaterland hatten diese Humanisten kein Herz;[1] in ihrer abgöttischen Verehrung für Italien und Hellas fanden sie an dem gothischen Aufbau des deutschen Reiches kein Behagen, sondern träumten sich einen idealen Staat mit heidnischen Formen, wodurch sie nothwendig ihrer wirklichen Heimat entfremdet werden mußten. Kirchlich gläubige und ächt patriotische Dichter tauchten unter den Neulateinern nur äußerst wenige auf und diese wenigen waren ohne Bedeutung.

Sollte aber die klassische Bildung für immer der Kirche feindlich gesinnt und für sie verloren bleiben, während doch sie zunächst die Grundlagen derselben aus dem Alterthume herübergerettet? Sollte zwischen Ostsee und Alpen keine Literatur mehr erstehen, welche den blendenden Leistungen der Humanisten die Spitze bieten konnte? Wie empfindlich wurde der herrschende Mangel, wenn es galt, studirenden Jünglingen eine Lectüre in die Hand zu geben, welche unbeschadet der vollendeten Form deutsche Vaterlandsliebe zu wecken und das gläubige Bewußtsein zu nähren im Stande gewesen wäre!

Da war es Balde, der mit Entfaltung einer wahren Riesenkraft das ganze Gebiet der neulateinischen Poesie dem katholischen Deutschland zurückeroberte, der in den gebildeten Kreisen Deutschlands und darüber hinaus die ächte heilige Dichtung wieder in ihr Recht einsetzte und neu zu Ehren brachte. Eine um so schwierigere Aufgabe, je rauher die Zeiten; doch es siegte sein Genie! Aus antikem, römischem Spiegel ließ er ein höchst treues Bild seines Zeitalters, seiner Gährungen und Kämpfe, seiner Sitten und Anschauungen hervortreten, vergaß aber dabei niemals, der rauhen Wirklichkeit

[1] Vergl. W. Menzel, Deutsche Dichtung, II. S. 113.

das Ideal, dem wuchernden Laster die Anforderungen der ewigen Gesetze gegenüber zu stellen.

Während er durch den großartigen Inhalt seiner Schöpfungen auf die poetische Anschauung seiner Zeit, die von lauter Huldigungsoden erbärmlich verkrümmt war, belebend einwirkte, wollte er nicht minder auf die sittliche Tendenz der gleichzeitigen Poesie einen bessernden Einfluß üben, indem er gegen die eingerissene Verwilderung, zumal gegen die cynische Frechheit der erotischen Poesie durch die keusche Hoheit seiner Gesänge ein mächtiges Gegengewicht herstellte. Der Umstand, daß seine Dichtungen nur zum geringeren Theile spezifisch geistliche sind, hat ihre sittliche und religiöse Bedeutung nicht nur nicht beeinträchtigt, sondern ihrer Tendenz gerade in außerkatholischen Kreisen mächtig Bahn gebrochen. In der Vorrede zum deutschen Agathyrsus erklärt er von sich und seinen Freunden, sie hätten deßhalb ihre Dichtungen veröffentlicht, „damit sie hinterstellig oder auffs wenigst zu schanden machten, sovil unschambare Teutsche Bueler Liedlein, die bey dieser mutwilligen Welt allenthalb herumfliegen. Inmassen jetzt was Teutsch gereimbt und ungereimbt, schier nur von Pyramo und Thisbe, von Liebäuglein, Hochzeiten und Aufwarten cantu molli gesungen wirdt. Gleichsamb wär nichts übrig zu einer ehrlichen kurtzweil in der deutschen Poeterey, und stiesse Venusberg hart an Parnassum.[1]

[1] Jac. Balde, Agathyrsus Teutsch. München 1647. Vorred deß Auctors.

II. Das erste Jahrzehend im Orden.

Das heilige Stillleben, das Balde von nun an in den Mauern des Probationshauses führte, war, jeder wissenschaftlichen Beschäftigung entrückt, einzig der Ascese gewidmet. Hoch über der Stadt, auf der einsamen Höhe des Lechufers thronend, schien dies Gebäude wie geschaffen zur Stätte des Gebetes und der Betrachtung. Unter der Leitung des Novizenmeisters Caspar Frankenreitter[1], der als trefflicher Menschenkenner und Seelenarzt auch die schwierigsten Naturen zu lenken wußte, betrat unser Dichter den mühsamen Weg der Selbsterkenntniß und inneren Läuterung. Frankenreitter verfolgte in der Unterweisung jedes Einzelnen einen tiefdurchdachten eigenthümlichen Plan. „Es war bewundernswerth, sagt die Geschichte der oberdeutschen Provinz von ihm[2], mit welcher Kunst und Hingebung er eines Jeden Gemüth zu behandeln und nach sanfter Ueberwindung der Hindernisse für die Lebensweise unseres Ordens heranzubilden und zu gestalten pflegte." Eines solchen Führers bedurfte der leicht erregbare, heißblütige Jüngling; Lehrer und Schüler waren einander würdig. Wir wissen es aus seinem eigenen Zeugnisse (Lyr. III. 23), daß eine große Veränderung in ihm vorging; jenes Ungestüm und jene Reizbarkeit seines Wesens verwandelten sich in Gleichmuth

---

[1] Catalogus tyrocinium Patrum S. J. prov. Germ. sup. Monachii ingressorum ab ann. 1563—1766. Manuscr.

[2] Kropf, l. c. P. IV. 463.

und Milde, und in seiner Brust blieb kein anderes Feuer zurück, als das der heiligen Begeisterung.

Seine Gemüthsanlage ward veredelt, aber keineswegs aus ihrer natürlichen Richtung gedrängt. Unverkümmert blieb ihm sein lebhafter Humor, der so gerne von Witz und Scherz übersprudelte, unverkümmert seine Empfänglichkeit für edle Freundschaft, für Natur und Kunstgenuß, unverkümmert seine Liebe zum Vaterlande. Glücklich in der gefundenen, weisen Beschränkung blieb er sich von seinem Austritte aus dem Noviziat bis zu seinem Lebensende gleich; er ist zum fertigen Charakter geworden, als der er uns aus all seinen Werken entgegentritt.

Mit dem 1. Juli 1626 hatte er die schwere Vorschule des Ordens vollendet. Schon am nächsten Tage finden wir ihn zu München, wo er in der Hauskapelle des Collegiums während einer stillen Messe die drei einfachen Gelübde ablegt, und dann selbsteigen in das noch vorhandene Professbuch die Bestätigung dieses Aktes einträgt.[1] Von jetzt an konnte er wohl noch entlassen werden, aber nicht mehr freiwillig zurücktreten, denn im Jesuitenorden binden schon die einfachen Gelübde unauflöslich.

Bald darauf mußte er sich aus den philosophischen Disciplinen, die ihm bereits seit drei Jahren ferne lagen, trotz seiner Doctorwürde einer umfassenden Prüfung unterwerfen. Das Resultat ist uns handschriftlich aufbehalten: „Jacobus Balde bestand über der Mittelmäßigkeit nach dem Urtheile

---

[1] Liber professionum S. J. cod. bav. 547.

Ego Jacobus Balde examinatus statutis temporibus, emisi scholasticorum vota Societatis et clare intellexi verbis illis (promitto eandem Societatem me ingressurum) contineri 4tum votum amplectendi quemcunque gradum in Societate seu Professorum seu Coadjutorum spiritualium. Monachii 2. Jul. Ann. 1626 celebrante R. P. Provinciali Gualtero Mundbrot in Sacello domestico.

dreier, mittelmäßig nach dem Gutachten des vierten;[1] ein Ergebniß, das ihn befähigte, seiner Zeit zum Studium der Theologie aufzusteigen.[2]

Uebrigens spricht diese jedenfalls nicht glänzende Prüfung deutlich dafür, daß unser Dichter, den Orelli und Herder mit Vorzug den philosophischen nennen, für die damalige Philosophie sich nicht begeistern konnte.

Nachdem diesen Vorschriften Genüge geschehen, war es ihm vergönnt, sich in der neuen Sphäre, in die er eingetreten, näher zu orientiren. Er war nun Scholastiker — zunächst mit seiner eigenen Ausbildung in den schönen Wissenschaften und in zweiter Linie mit dem Unterrichte der Jugend beauftragt. Als eine glückliche Fügung mußte er es betrachten, daß er die nächsten Jahre in München, der prachtvollen, vielbewegten Residenz des großen Maximilian verbleiben durfte. Das dortige Collegium, das um jene Zeit gegen 70 Ordensgenossen vereinigte, war eines der schönsten Klostergebäude Europas; nur dem Escurial gestehen die Reisebeschreibungen jener Tage den Vorrang zu. Die Kirche zum hl. Michael mit ihrem kühnen Gewölbe ist noch heute ein bewundertes Bauwerk. Aber auch an wissenschaftlicher Bedeutung nahm das Collegium zu München unter allen übrigen Deutschlands neben Ingolstadt die erste Stelle ein. Während Männer wie Rader, Drexelius, Keller, Brunner u. a. als Schriftsteller, als Historiker und Asceten einen berühmten Namen erwarben, wirkten andere Genossen erfolgreich als Lehrer der Jugend; das Gymnasium, das selbst von Polen besucht war, zählte in jenen Jahren mit Einschluß des Lyceums mehr als tausend Schüler.

---

[1] Judicia examinatorum, cod. bav. 976.

Jac. Balde profecit supra mediocritatem judicio trium, mediocriter ex sententia quarti. (Ad ann. 1626.)

[2] Ratio atque institutio studiorum S. J. Antw. 1635. p. 11.

Noch in anderer Hinsicht war der erste Aufenthalt in München für Balde bedeutsam. Bayern hatte damals sein kampfgeübtes Heer unter Tilly's Führung an der Niederelbe, wo sich ein entscheidender Schlag gegen die Dänen vorbereitete. München, die Residenz des Churfürsten, der Schwerpunkt der Liga, war mächtig in die großen Ereignisse des Tages hineingezogen. Kuriere durchsprengten die unruhigen Gassen, Neugeworbene zogen unter Trommel- und Pfeifenklang aus, Gerüchte vom Kriegsschauplatz erhielten die Bevölkerung in steter Aufregung. Als dann die Schlacht am Barenberge geschlagen und die Macht des Dänenkönigs gebrochen war, (am 27. Aug. 1626) da feierte München rauschende Siegesfeste wie noch nie. Während bei Tage die Kirchen von Lobgesängen wiederhallten, schien die Stadt bei Nacht in einem Lichtmeere zu schwimmen. Jedes Haus war festlich beleuchtet, auf den Plätzen loderten Freudenfeuer, brennende Scheiter schwang man durch die Lüfte, prachtvolle Feuerwerke stiegen auf in den dunklen Aether. So allgemein, so hinreißend war der Jubel, daß die jüngeren Genossen des Jesuitencollegiums selbst Hand anlegten, um auf den Basteien die Geschütze zu lösen.[1] Solche Ereignisse mußten auf Balde's hochliguistische Gesinnung zündend wirken; der Antheil an Deutschlands und zunächst an Bayerns Geschick pulsirte fortan mächtig durch sein inneres Leben, so daß seine Poesie bald vorwiegend eine politische Färbung annahm. In dieser Richtung bestärkte ihn ein Mann, der seine dichterische Laufbahn wesentlich mitbestimmte und förderte — Jakob Keller.[2]

Balde fand in seinem Orden, was für jedes aufstrebende Talent von unschätzbarem Werthe ist, einen theilnehmenden väterlichen Freund, der ihm Sporn und Leitstern wurde auf seinen Geistesflügen, der treu besorgt war, jeden hemmenden

---

[1] Opp. oo. Tom. III pag. 191.

[2] Kropf, l c. Tom. V. pag. 7.

Einfluß von seinem so viel versprechenden Lieblinge ferne zu halten. Man hat es mit Recht als ein besonderes Verdienst des Jesuitenordens hervorgehoben, daß er, die Gaben seiner Mitglieder weise würdigend, jeder Kraft ihre eigenthümliche Entwicklung und den ihr zusagendsten Wirkungskreis gewährte. Auch der Bildungsgang unseres Dichters gibt hievon Zeugniß. Kaum war sein großes poetisches Talent aus den ersten Versuchen seiner Muse erkannt — und Gelegenheit bot sich genug dazu, indem die Scholastiker herkömmlich des Jahres öfters Verse liefern mußten — als ihm auch jede Förderung auf der Bahn der Dichtkunst zu theil ward. Das größte Verdienst um ihn erwarb sich der nachmalige Rector des Collegiums — Jakob Keller, eine polemisch angelegte Natur von ungewöhnlicher Geistesschärfe und Thatkraft. Bekannt sind seine Flugschriften, in denen er Frankreichs Politik entlarvte, und die dann zu Paris vom Henker verbrannt wurden, bekannt auch seine unter Hörwarth's Namen erschienene Apologie Kaisers Ludwig des Bayers, gegen Bzovius gerichtet, die nach Baldes Urtheil für ein historisches Werk nur zu viel satirische Galle besitzt und nicht minder bekannt sein Religionsgespräch mit dem Hofprediger Heilbrunner von Neuburg, das einen langen, erbitterten Schriftwechsel hervorrief. Dabei war er, was für Balde zunächst Bedeutung hatte, ein schlagfertiger, anmuthiger Dichter, und einige seiner poetischen Producte, ein Panegyrikus auf Maximilian, den Sieger vom weißen Berge und eine Tragödie „Mauritius" sind auch an die Oeffentlichkeit getreten. Als er erstere Schrift dem aus Prag heimkehrenden Herzoge darreichte, (1620) sagte dieser scharf zu ihm: „Herr Pater, das ist wohl auch ein rechter Fuchsschwanz?" Doch Keller erwiderte schnell gefaßt: „Ein solcher würde sich nicht für einen Löwen schicken." (Das war während seines ersten Rektorates, das von 1607—1623 dauerte.)[1]

[1] Vergl. Falkenstein, Geschichten des Herzogthums Bayern. III. Theil. S. 727.

Wie viel Balde diesem seinem Gönner verdankte, erfahren wir am besten aus seinem eigenen Munde, in der 50. Ode des 2. Buches der Lyrika, wo er dem Heimgegangenen einen rührenden Nachruf weiht. Es wird nicht überflüssig sein, die Hauptstelle der schönen Dichtung hieherzusetzen.

— — Unserem Himmel entsprossen,[1]
Unserer Kunst von andern ergeben,
Fügtest mit Edelgestein du hoheitrauschende Worte,
Herrlich geschürzt das pindarische Festkleid.
Gabst wohl fließende Verse mir auf, und es zündete mächtig
Dein Orakel das warme Gemüth mir.
Wagtest mir herrlichen Namen und ruhmdurchleuchtetes Leben
Dort zu verheißen und dauernde Monde.
Dich zum Führer verschmäht' ich es kühn, mühselig zu klettern:
Aufwärts stieg ich aonische Höhen
Nicht in zagendem Schritt (du gebuldetest keine Verzögrung),
Nein, wie auf Blitzes geschwungenem Fittig,
Capaneus ähnlich, der luftigen Weg an den Sprossen hinanflog,
Und als Sieger sich schwang auf die Mauern.
Du bliebst harrend zurück, bis ich heim vom Felsen gekehrt war,
Ganz durchschüttert die Brust von der Gottheit.
Ich inzwischen, das fliegende Haupt eintauchend in Wolken,
Drang vorwärts auf fremden Gebieten.
Bald vom Gipfel Gesträuch und Lorbeerkränze und Epheu
Warf ich, Gefieder vom stehenden Flugroß,
Und vom höchsten Parnaß Felstrümmer, auf daß den Gebirgskamm
Sonder Gefähr du wüßtest gewonnen.
O wie beiden die Brust dann wogte vor süßer Erregung,
Voll ausathmend in seligen Flammen!
Während ich vor dir stand, von Schauern die Haare verworren,
Leis' umreift von ätherischem Rauche,
Hießest du bald mich den Schweiß wegbaden in Castalis' Quelle,
Und durch anderen Schweiß ihn verspülen.
Dazu kam noch ein Blick, unnennbar gütig zu schau'n und
Manches Geschenk, draus edel dein Geist sprach,
War's die Drommette, den Helden erhöh'nd, die Syringe des Friedens,
Oder die feldflurgrüßende Laute.

---

[1] Säckingen, Keller's Vaterstadt, lag in den vorderösterr. Landen.

Von kaum geringerem Einfluß auf Balde's geistige Richtung war seine Freundschaft mit dem trefflichen Geschichtschreiber Andreas Brunnner, der eben damals 1626 den ersten Band seiner von Leibnitz so hochgeschätzten bayerischen Geschichte veröffentlichte, nachdem er bereits 9 Jahre lang den historischen Vorstudien hiezu obgelegen. Er war geboren zu Hall in Tirol im Jahre 1589 und hatte am 28. Oktober 1607 zu München die einfachen und am 2. Dezember 1623 ebendort die feierlichen Gelübde abgelegt.

Wenn Balde sein Verständniß der Gegenwart, seine Politik und seinen Lebensplan dem edlen Rector Keller verdankte, so dürfen wir den Umfang und die Tiefe seines historischen Wissens, worin nur wenige seiner Zeitgenossen ihn werden erreicht haben, dem anregenden Verkehre mit Pater Brunner zuschreiben.

Was nun Kellers Antheil an dem Aufblühen der jungen Dichterkraft im Einzelnen betrifft, so waren es vor allem die großen Epiker Roms, Vigilius, Lucanus, Statius, Claudianus, auf die er das Interesse seines Schülers hinlenkte, nicht allein ob ihres rein dichterischen, sondern mehr noch ob ihres rhetorischen und pathetischen Gehaltes, um deßwillen sie der Heranbildung des künftigen Redners besonders förderlich erschienen. Balde versenkte sich mit ganzer Seele in diese gewaltigen Kunstgebilde, und bald hatte er es dahin gebracht, daß er ganz durchglüht von großem Römergeiste im Stil eines jeden dieser Epiker vollendete Gesänge zu schaffen wußte. So schrieb er unter seinen ersten poetischen Versuchen eine Dichtung: „Die gerettete Keuschheit, oder die drei von St. Nikolaus ausgesteuerten Jungfrauen" im dreifachen Stil des Statius, Lukan und Virgil, ein kleiner Sängerkrieg voll treffender Züge, in dem natürlich Virgilius die Palme davonträgt.[1] Indessen hat Keller den Dichtern des silbernen und ehernen Zeitalters, besonders dem Statius, einen zu großen

[1] Opp. oo. Tom. III, pag. 305 squ.

Einfluß auf seinen Zögling gestattet, so daß sein Geschmack, was freilich in der ganzen Zeitbildung lag, von dem Einfach-Schönen abirrte, und zu dem Ueberladenen der nachaugusteischen Poesie merklich hinneigte, wie alle seine Jugendgedichte und zum Theile noch seine Oden erkennen lassen. Hätte er gleich anfangs den Horaz zu seinem besonderen Studium gewählt, so würde er, zum größten Vortheil für sein überreiches Talent, neben der tönenden Fülle auch den Reiz der Schranke lieben gelernt haben. So dürfen wir unserem Dichter wohl zurufen, was Goethe zu Jean Paul sagt: „Hieltest du deinen Reichthum nur halb so zu Rathe, wie ein andrer seine Armuth, du wärest unserer Bewunderung werth!"

Man könnte das erste Jahrzehend nach dem Noviziate seine poetische Sturm- und Drangsperiode nennen. Noch weiß er dem Strome seiner Einbildungskraft nicht Halt zu gebieten; noch braus't seine Poesie wie neuer Most in unruhiger Gährung; erst in den glockentönigen Strophen von der Eitelkeit der Welt meinen wir den Uebergang zu finden, wo sie sich läutert und klärt zu sonnigem Nectar.

Alles in Allem genommen lassen sich in Balde's Lebenstag vier verschiedene poetische Lichtbrechungen nachweisen: ein epischer Morgen (1626—37), ein lyrischer Mittag (1637—49), ein satirischer Abend (1649—62) und eine elegische Dämmerung (1662—68).

Die seltenen Anlagen, die Balde schon in den ersten Monaten seines Aufenthaltes zu München verrieth, hatten zur Folge, daß er bereits im October des Jahres 1626 mit mit dem Unterrichte der Jugend betraut wurde. Einige Tage bevor er sein Lehramt als Magister antrat, am 10. dieses Monats, empfing er mit mehreren Genossen in der neuerbauten Lorettocapelle zu Berg am Laim die Tonsur und

die niederen Weihen. Die feierliche Handlung vollzog der freisingische Weihbischof, Bartholomäus Scholl.[1]

Die obere Klasse der Rudimente war es, die der Scholastiker vorerst übernehmen mußte; es mochte ihm wohl einige Sorge aufsteigen, wenn er die Menge seiner Schüler übersah, denn er zählte deren 140;[2] aber er hatte redlichen Willen und fühlte Lust und Kraft für seine Aufgabe.

Voll inniger Hingebung an den Beruf der Erziehung fand er bald das Geheimniß, die jungen Herzen zu fesseln und für alles Edle in Kunst und Leben zu begeistern. Wenn wir die zahlreichen Oden und die nicht wenigen größeren Werke in's Auge fassen, die er in zarter Sorgfalt studirenden Jünglingen gewidmet, so dürfen wir wohl sagen, er sei seinem Berufe als Jugendbildner weit über die Schwelle der Schule hinaus, für's ganze Leben treu geblieben.

Das erste Jahr seiner Lehrthätigkeit gewann, wie es scheint, die vollste Zufriedenheit der Ordensobern, denn im nächsten Herbste wurde bereits — mit Umgehung dreier Kurse — die untere Abtheilung der Humanität (auch Poesie genannt) seiner Leitung übergeben.[3] Hier war die Anzahl seiner Schüler minder groß; sie belief sich auf 60. Von jetzt an empfing die dichterische Thätigkeit Balde's, der sich dieses Jahr 1627/28 so recht in seinem Elemente fühlte, reichliche Anregung. Indem er seinen Schülern den Sinn für die

[1] Membra S. J. ordinibus initiata. cod. bav. 974.

Anno 1626. 20. Octob. in sacello B. V. Lauretanae a Domina Lerchenfelderin prope Perg aedificato a Rmo. D. Bartholomaeo Scholl primam tonsuram et 4or minores acceperunt Joannes Horstius Georgius Buchmiller et Jacobus Balde.

[2] Diarium Gymn. Soc. Jesu Monac. cod. bav. 550.

Ad annum 1626. Novemb. Rudimentorum majori classi praefuit M. Jac. Balde. Habuit Discipulos 140.

[3] Diarium Gymnasii Soc. J. Mon.

Ad ann. 1627. 19. Octob. Numerati . . . in Rhetorica eodem Professore P. Gabler 100, in Humanitate majore 60, in minore 51: hanc docuit M. Joh. Schitz, illam M. Jac. Balde.

Dichtkunst weckte, und sie zu eigenen Versuchen auf diesem Felde anleitete, wurde ihr dankbares Streben für ihn selbst ein Sporn zu steter Vervollkommnung, so daß sich das schönste Verhältniß zwischen ihm und seinen Pflegbefohlenen gestaltete.

An Weihnachten 1627 stellte er mit seinen Schülern in der Aula des Collegiums die Nichtigkeit und Gefahr der irdischen Liebe mit lebenden Bildern und Inschriften dar. Selbst durch Schaden klug geworden, glaubt er sich vor Andern berufen, zu Nutz und Frommen der jüngeren Generation dieses heikle Thema zu illustriren. Noch jetzt sind 66 Embleme besagten Inhalts in getuschten Federskizzen vorhanden.[1] Das erste derselben, unzweifelhaft von Balde's Hand gezeichnet, stellt den König Salomon vor, wie er mit einem Viergespann, bestehend aus Pferd, Adler, Löwe und Delphin aus einer Triumphpforte gefahren kommt. Die beiden Säulensockel tragen die Inschrift:

Divitae Veneri — Sapientia cessit Amori.

Unter dem Ganzen stehen folgende drollig harten Verse:

Piscem et Equum ac Aquilam Salomon regis, atque Leonem:
Sed quae te rexit pulchra puella fuit. fecit J. B.

---

[1] Cimelia 364. II. Dieses Manuscript in 4. enthält:

I. Emblemata, nach Weittenauers Zeugniß von Balde gezeichnet und meist von seinen Schülern mit Epigrammen versehen. II. 20 Dichterschatten des Orkus, ebenfalls in Tuschmanier. III. Declamatio, seu Regnum Poetarum. IV. Vereinzelnt stehend: In Comitem Ernestum Mansfeldium Philippica Poetarum.

Der Titel der ganzen Sammlung heißt:

XPO JESU DEO NOSTRO. Nobis Dato, Nobis Nato, Parvo Optimo, Parvo Maximo, Absque Patre Homini, Absque Matre Aeterni Patris Filio, Redemptori Liberalissimo hanc Operam suam D. D. D. Poetae Monacenses Anno MDCXXVIII.

Die punctirten Stellen zeigen eine Litur an, die statt Monacenses Oeniponti setzte, in der Jahrzahl zwischen C und X ein L einschob und die letzten III rabirte, offenbar um über Ort und Zeit der Abfassung irre zu führen.

Die Schrift stammt, weniges ausgenommen, nicht von Balde's Hand.

Hatten diese symbolischen Gruppen schon großen Befall gefunden, so war dies noch mehr der Fall bei der Aufführung des Reiches der alten Dichter, Regnum veterum poetarum, das in der anschließenden Festzeit von Epiphanie in Scene gesetzt wurde.[1] In altrömischer Tracht mit characteristischen Abzeichen traten nach einander die großen Dichter Latiums auf und declamirten, jeder in seinem eigenthümlichen Styl, über den böhmischen Krieg, seine Ursachen und Folgen. Horatius beglückwünscht in einer Ode den siegreichen Ferdinand II., Lucretius belehrt uns über den großen Kometen vom Jahre 1618, Plautus und Martial balgen sich, als die lustigen Personen des Stückes, in grobkörnigem Gassenlatein herum. Sodann trägt Ovid eine Epistel des Exkönigs Friedrichs V. an seine heimkehrsinnende Gemahlin Elisabeth von England vor. Catullus erzählt in schönen Jamben von Friedrich's Leben im Exil und Seneca in Senaren, die ein Chor beschließt, von der Hinrichtung der böhmischen Rebellen zu Prag. Nun folgen die epischen Dichter, deren Würde und Kraft Balde besonders glücklich wiederzugeben wußte. Lucanus, Statius und Claudian feiern die hervorragendsten Helden jener Kriegsjahre, den Bouquoi, Dampierre und Tilly. Als Intermezzo schleudert Juvenal eine Satire auf die calvinistischen Prädicanten, welche den Krieg geschürt, worauf Virgilius, der Dichterkönig, die Schlacht am weißen Berge und Maximilians Heldenmuth gewaltig vorführt.

Balde spricht an zwei Stellen seiner Werke von dieser Jugendarbeit, wobei er das eine Mal erwähnt, daß er, eben hauptsächlich als Epiker geltend, wider Aller Erwarten mit der ovidianischen Epistel den Preis davontrug.[2] Dieselbe ist von ziemlichem Umfang; zu ihren gelungensten Stellen gehört die Schilderung des epheuüppigen Schloßgartens zu

[1] Opp. oo. Tom VI. p. 493. Irrig steht dort Monachij Ann. 27. Cf. Cim. 364. II.

[2] Opp. oo. Tom. V. p. 13.

Heidelberg, den der Dichter offenbar aus eigener Anschauung kannte.[1]

Außer dieser Epistel sind noch einige Bruchstücke des Regnum veterum poetarum gedruckt zu finden, aber so zerstreut, daß ihre Zusammengehörigkeit schwer zu errathen ist.

Proben dieser Art, welche ebenso sehr den fluthenden inneren Reichthum als die erstaunlichste formelle Durchbildung des jungen Dichtertalentes bekundeten, mußten große Hoffnungen erwecken. Man hielt es mit Recht für nachtheilig, einer so vorangeschrittenen Kraft gegenüber den langsamen Stufengang einzuhalten, den man den übrigen Ordensgliedern vorschrieb, und ließ sie darum die aufsteigenden Aemter der Gesellschaft in ungewöhnlich raschem Wechsel durcheilen.

Im Februar 1628, als der Professor der Rhetorik, Paul Gabler, plötzlich in die Oberpfalz abberufen ward, übergab man diese wichtige Klasse, die gewöhnlich nur erprobte Ordenspriester versahen, dem Magister Balde.[2] Der Schreiber des Diarium Gymnasii Monacensis, der Studienpräfect Cletzlin fügt, nicht ohne Bangen wie es scheint ob der Jahre des neuen Oberlehrers, den frommen Wunsch bei: Möge Gott diesen Wechsel segnen, und ihn zum Besten unserer Jugend gedeihen lassen! Man hat die getroffene Wahl gewiß nicht zu bereuen gehabt; was Balde später als Lehrer der Redekunst geleistet, bestätigt es zur Genüge.

Es gehörte zu den Obliegenheiten des Professors der Rhetorik die Abfassung eines Drama's, welches dann zu Ende des Schuljahres von den Zöglingen unter seiner Leitung aufgeführt wurde. Dieser Aufgabe wurde Balde enthoben und P. Irsing an seiner Statt mit ihr betraut; denn

---

[1] Opp. oo. Tom. V. p. 326.

[2] Diarium Gymn. Soc. J. Mon.

Ad ann. 1628. Febr.: Rhetoricam docere coepit M. Jac. Balde, misso in Palatinatum P. Paulo Gabler.

ersterer war von zwei anderen poetischen Arbeiten so sehr in Anspruch genommen, daß er neben den ernsten Anforderungen der Schule für ein Drittes keine Zeit gefunden hätte. Es fallen nämlich in das Jahr 1628 die beiden umfangreichen Dichtungen: „Der Ritterpanegyrikus“ und „Der Krieg der Frösche und Mäuse“.

Den Ritterpanegyrikus [1] schrieb der Dichter im Namen und Auftrag seines Collegiums zur Beglückwünschung des Grafen Otto Heinrich Fugger, eines ruhmreichen bayerischen Helden, der vom Könige von Spanien mit dem Orden des goldenen Vließes geschmückt worden war. Fugger war ein großer Gönner der Jesuiten; das Collegium zu Augsburg verdankte seiner Familie sein Entstehen und zwei Söhnchen des Grafen wurden bei den Jesuiten zu München erzogen. Das Gedicht, im überschwänglichsten Panegyrikenstyl geschrieben, hebt nach einer mythischen Geschichte des goldenen Vließes Fuggers Thaten hervor, worunter die Vertheidigung der Stadt Budweis in Böhmen und die Eroberung von Breda in den Niederlanden besonderen Ruhm hatten. Aus dem weiteren Inhalt des Gedichtes sind noch ein paar Schilderungen bemerkenswerth, insoferne sie für die Münchener Stadtgeschichte Bedeutung haben — der Besuch des Großherzogs von Toscana, Ferdinands II. (im Frühjahre 1628) und dessen festlicher Empfang durch Otto Heinrich Fugger, mit prächtigen Farben ausgeführt [2] — und die schon erwähnte Stadtbeleuchtung aus Anlaß des Sieges bei Lutter, die zunächst auf Fugger's Betreiben veranstaltet wurde.

Der Pater Rector, Jacob Keller, trug Sorge dafür, daß das erste veröffentlichte Werk seines Lieblings glänzend ausgestattet wurde. Es erschien mit schönen Lettern gedruckt in Quarto und ist geziert mit einem Kupferstich des Raphael

---

[1] Panegyricus equestris. Opp. oo. Tom. III. p. 153.

[2] Opp. oo. Tom. III. p. 180.

Sadeler jun., eines namhaften Künstlers. Das Bild stellt Otto Heinrich Fugger in der Ordenstracht des goldenes Vließes vor, wie er knieend zweien Engeln entgegensieht, die ihm, von der hochthronenden Gottesmutter abgesandt, die Insignien des Ordens überbringen, während im Hintergrunde links das Fell Gedeons, von Engeln begossen, rechts das Vließ Jason's, von Drachen bewacht, zu erkennen ist.

Eine zweite Dichtung, den „Krieg der Frösche und Mäuse" (batrachomyomachia),[1] schrieb Balde, wie sich aus dem Vorwort ergibt, ursprünglich für die ihm zugetheilten Schüler der Rhetorik. Der Mangel eines komischen Epos im Bereiche der lateinischen Literatur war es zunächst, was ihn veranlaßte, dieses Gedicht zu entwerfen und als mustergiltiges Vorbild hinzustellen, wobei noch das ungestüme Drängen seines Freundes Masius beschleunigend mitwirkte. In der Ausführung seines Thema's möchte er wohl den Pseudo-Homer noch übertroffen haben, und kaum läßt er es uns bedauern, daß kein lateinischer Dichter der goldenen Zeit eine Batrachomyomachie gedichtet hat.[2] Die Hauptzüge der Fabel sind dem griechischen Vorbilde entlehnt, erscheinen aber mit einem solchen Reichthume eigener Erfindungen ausgeschmückt, daß das Gedicht als ein völlig selbstständiges Werk betrachtet werden darf. Unverwüstlicher Humor, der nicht selten erschütternd auf die Leser wirkt, und heitere, geschäftig bildende Phantasie im Bunde mit der feinsten Beobachtung des Thierlebens geben dieser Dichtung einen unvergänglichen Werth. Die schalkhafte Laune Balde's, solange durch das Pathos heroischer Gesänge in den Hintergrund gedrängt, verlangte endlich gebieterisch ihr Recht, und bei mancher Kraftrede der auftretenden Thierchen kommt es uns beinahe vor, als habe er seine eigene Ueberschwänglichkeit parodirt.

---

[1] Opp. oo. Tom. III. p. 1. squ.

[2] J. Balde's Krieg d. Frösche und Mäuse. Uebers. v. M. J. Berchem. S. VII.

Die Batrachomiomachie ist in ihrer ersten Gestalt nicht gedruckt, sondern erst in einer späteren Umarbeitung vom Jahre 1637. Im Vorworte betont der Dichter, daß er das Epos bereits als Jüngling geschrieben habe, juvenis poema lusi. Die Anspielüngen auf Magdeburgs Fall (die Stadt als Mägdlein dargestellt), Tilly's Tod, Friedland's Ermordung (er heißt anagrammatisch Frandild und Belartus), erscheinen deutlich als nachträgliche Zuthaten, die ohne Störung des Ganzen hinwegbleiben könnten. „Interessanter wird Balde's Krieg durch seine Verbindung mit dem dreißigjährigen Kriege, aus welchem einzelne Parthieen episodenweise eingeschoben sind, theils als mythische Vergangenheit, theils als ferne Zukunft; auch scheint das gräuliche Treiben des Kampfes im Allgemeinen die Wirren des dreißigjährigen Krieges vorzustellen, genauere Anspielungen oder gar einen völligen Anschluß des Thierkrieges an den dreißigjährigen darf man aber nun auch schwerlich suchen wollen."[1]

Nach zwei Jahren gesegneten Wirkens mußte Balde von München scheiden, da ihn das Vertrauen seiner Obern im October 1628 nach Innsbruck berief, um am dortigen starkbesuchten Gymnasium gleichfalls die Rhetorik zu lehren.[2] Aus der einzigen Stelle seiner Werke, wo er in ziemlich dunklen Ausdrücken von diesem Aufenthalte in Tirol spricht[3] geht hervor, daß er in Innsbruck seine poetischen Arbeiten eifrig fortgesetzt und namentlich ein bisher vernachlässigtes Feld, die Elegie, mit Erfolg gepflegt habe. Die meisten dieser Versuche sind verloren gegangen, doch besitzen wir noch ein elegisches Gedicht aus besagter Periode, „Diana's Brief an die Venus über den Tod des Adonis.[4]

---

[1] Berchem, a. a. O. S. VII.

[2] Historia Domus Ocnipontanae ad ann. 1828 (Ms.): „Jacobus Balde, Rhetor, Monachio."

[3] Tom. VII. p. 197.

[4] Tom. V. p. 318. Von den Dramen, die Balde zu Innsbruck

Unter seinen Schülern zu Innsbruck saß ein feingebauter, schwarzlockiger Jüngling, aus dessen Auge ihm tiefes Verständniß und innige Anhänglichkeit entgegenleuchtete — es war Michael Rabl, jenes edle Gemüth, das in Balde's Oden unter dem Namen Sabinus Fuscus und Michael Anguilla mehr als einmal gefeiert ist.[1] Rabl trat in den Jesuiten-Orden und legte 1633 zu München die einfachen Gelübde ab. Späterhin führte ihn ein freundliches Geschick auf längere Zeit mit seinem Lehrer zusammen, dem er fortan der treueste Freund, der theilnehmendste Gefährte auf der Bahn der Dichtkunst und selbst Reisegenosse auf seinen Wanderungen wurde. Sabinus nannte ihn den Sänger, auf das Gebirgsland Sabinum anspielend, weil auch Rabl, aus Schwaz gebürtig,[2] ein Sohn der Berge war, Fuscus (schwärzlich) nennt er ihn ob seiner dunklen Haare. Der Name Anguilla (Aal), den er ihm auch beilegt, deutet auf seine schlanke schmeidige Gestalt.

Noch eine Persönlichkeit hatte er in Innsbruck gefunden, der er aus früheren Tagen mit ganzer Seele zugethan war, den trefflichen Pater Frankenreitter, der seit Kurzem als Studienpräfect in die Hauptstadt Tirols war versetzt worden.

---

zur Aufführung bringen mußte, ist eines betitelt: Jocus serius theatralis. Das ist: Etliche namhaffte Historien, in welchen zu sehen, wie das Schertzen vilmahlen in Ernst verkehrt worden. Sonderlich in dem H. Genesimo Mimo, welcher zuvor ein Gauckler und Bachschirer des Kaisers Diocletiani: aber gähling, da er sich schertzweiß tauffen ließ, ein wahrer Christ und sighaffter Martyrer worden. Alles Comoedi weiß fürgestelt, in dem Ertzhertzogischen Gymnasio Soc. Jesu zu Ynsprugg. Im Jahr 1629. 1. Octob. Getruckt allda durch Daniel Paur. 4 Bl. 4. Ganz Balde's Weise. Naumann's Serapeum. 1864. S. 252.

[1] Daß hinter beiden Namen nur eine Persönlichkeit steckt, ist in einem Verse der (von Weittenauer ergänzten) Scytale Laconica, Silv. VII. 17. angedeutet:

At placet exsuccus nitida ferrugine Fuscus,
Oblonga ceu anguilla vultus optimi.

[2] Catalogus tyrocinium Patrum S. J. . . . ingressorum. M. s.

Leider dauerte die Freude nicht lange, mit einem so bewährten Pädagogen auf dem Gebiete der Jugenderziehung zusammenzuwirken, indem schon am 10. April 1629 Frankenreitter, als ein Opfer priesterlicher Hingebung, an der Pest starb.[1]

Im Herbste des Jahres 1630 wurde dem Scholastiker angekündigt, er sei nun im Lehrfache hinreichend geschult, und solle sich zum Studium der Theologie nach Ingolstadt begeben.[2] So verließ Balde wieder das majestätische Innthal, in dessen Bergen er so gerne verweilt, so reiche Nahrung für Geist und Herz geschöpft hatte, um an den Strand der Donau zurückzukehren, von dem er vor sechs Jahren unter ganz anderen Gefühlen geschieden war. Auf seiner Durchreise durch München sah er den ehrwürdigen Rector Keller, ohne es zu ahnen, zum Letztenmale; denn bereits am 22. Februar 1631 raffte diesen unvermuthet ein Schlagfluß dahin. Im Teutschen Agathyrsus hat der Dichter ihm auch in der Muttersprache ein kleines Denkmal gesetzt. Dort sagt er von ihm:

Vor disem hab ich einen kennt,
Kans nit ohn trawren sagen;
Glehrt oder glehrt, bredt auff ein endt,
Er hat mein Namen tragen:
So klug und weiß, als wann mit fleiß
All Musae zu jhm gschworen.
Gult vil auch bey der HofCantzlei:
Habs ghört mit meinen Ohren.

Was er vorgsagt, ist fleißig gschehn;
München wirds nit vergessen.
Da niemandt dessen sich versehn,
Zween Patres bey jhm gsessen:

---

[1] Kropf Tom. IV. p. 463.

[2] Historia Domus Oenipontanae ad ann. 1630: (M. s.) „M. Jacobus Balde ad Theologiam.“

Kombt Gottes gwalt. zu Boden (er) fallt.
Umb sonst war alles laufen.
Segnet die Welt, man sollt mit Gelt
Ihn auß dem Grab erkauffen.[1]

Zu Ingolstadt wartete auf Balde hohe Freude. Sein jüngster Bruder Georg, ein Jüngling von ausgezeichneten Gaben und glühendem Berufseifer kam eben aus dem Noviziate zu Landsberg an die Universität, um Philosophie zu studiren.[2] Wie glücklich mögen den Brüdern die kurzen Jahre dahingeschwunden sein, die sie unter einem Dache vereint, im Austausche seliger Erinnerung und gemeinsamen Schmerzes, im wetteifernden Streben nach ein und demselben heiligen Ziele in Ingolstadt verleben durften! Das Band, das sie verknüpfte, war zu schön, um lange zu währen. Wie früh und wie gewaltsam es zerrissen wurde, werden wir bald zu berichten haben.

Dem Studium der heiligen Wissenschaft widmete Balde den ernstesten Eifer, wie er seinem für Gott entzündeten Herzen Bedürfniß war, einen Eifer, der von einer Anzahl vorzüglicher Lehrer stets rege gehalten und gesteigert wurde. Johannes Forner gab damals Controvers, Oswald Coscanus Moral, Wolfgang Gravenegg und Georg Lyprand Exegese und Dogmatik. Besonders letzterer, in dem sich tiefe Wissenschaft mit wahrhaft heiligem Wandel vereinte, wußte seinen Schülern die Wahrheit des Glaubens unaustilgbar in die Seele zu pflanzen, derselbe, unter dessen Führung Bartholomäus Holzhauser zum Leben der Vollkommenheit emporstieg.

So sehr übrigens das Studium der Theologie Balde's Thätigkeit in Anspruch nahm, konnte er doch der edlen Dichtkunst nicht völlig entsagen, und er durfte es nicht einmal,

[1] Agathyrsus Teutsch. München 1647. S. 27 und 29.

[2] Catalogus tyrocinium Patrum S. J. ingressorum.
Cf. Kropf. Tom. V. p. 245.

denn es war Ordensvorschrift, daß auch die Philosophen und Theologen zwei bis dreimal des Jahres irgend ein Gedicht verfassen und öffentlich anschlagen mußten.[1] An geeigneten Anläßen fehlte es keineswegs. Einmal war als Thema für eine academische Disputation das Sechstagewerk bestimmt. Balde hatte man ersucht, zu diesem Zwecke eine Abhandlung über die Schöpfung der Sonne zu schreiben. Er lieferte nun den geforderten gelehrten Aufsatz, fügte aber, wie es damals Sitte war, ein langes Carmen an, darin ein Vergleich der Sonne mit dem Kaiser und der Planeten mit den Churfürsten hochpoetisch durchgeführt war.[2] Ein anderer Anlaß bot sich noch zu Ende des Jahres 1630, als dem Festungskommandanten von Ingolstadt, Grafen Werner Tilly, des großen Feldherrn Neffen, ein Söhnlein geboren wurde. Da kam an Balde der Auftrag, im Namen des Collegiums das frohe Ereigniß zu begrüßen und dem jungen Erdenbürger ein Wiegenlied zu singen. Er sang ihm eines, aber nicht in weichen, einschläfernden Tönen, sondern ein Kriegslied, das wie Kugelsausen und Schwerterklang den Neugebornen zum Heldenberufe einweihte.[3] Am Schluß des Gedichtes vereinen sich Kraft und Anmuth zur glücklichsten Wirkung.

Mit einer größeren Arbeit sehen wir den Dichter im Sommer 1631 hervortreten; es ist „Maximilian I. von Oesterreich",[4] ein Fürstenspiegel, in welchem ausgewählte Erlebnisse des letzten Ritters geschildert, und seine Heldenthaten allegorisch auf die Besiegung der Leidenschaften gedeutet werden. Das Buch, in etwas gezierter Schreibart abwechselnd in Prosa und in Versen geschrieben, ist Namens der marianischen Congregation ihrem damaligen Präfecten, dem Freiherrn Johann

---

[1] Ratio atque institutio studiorum S. J. Antw. 1635. pag. 25.

[2] Opp. oo. Tom. IV. pag. 140.

[3] Opp. oo. Tom. III. pag. 197.

[4] Maximilianus I. Austriacus. Opp. oo. Tom. VIII. pag. 333.

Maximilian[1] von Preysing Hohenaschau zugeeignet, der von dem dritten Jahrescurs der Philosophie hinweg an den Hof des Churfürsten von Köln als Mundschenk berufen ward. Maximilian I. ist eine Frucht von Balde's Aufenthalt zu Innsbruck. Des Kaisers Grabmal in dieser Stadt, „das mit Recht unter die Wunder der Marmorwelt gerechnet werden darf," des Kaisers Waffen in der Rüstkammer zu „Ambras, wo sie nicht ohne heiligen Schauer des Betrachters verwahrt liegen," sein schwindelnder Standort an den Abhängen der Martinswand, nicht weit von Innsbruck — ließ in Balde ein unverlöschliches Bild des kühnen Herrschers zurück.

Wenn neuestens mehrfach behauptet wurde,[2] Balde's „Maximilian" sei eine freie Uebersetzung des Thewrdank, so muß dem entschieden widersprochen werden. Von der ganzen Anlage des Theurdank, von der Hofhaltung des Königs Romreich und seiner Tochter, von der Brautfahrt des Helden, von den Tücken der drei Hauptleute ist in unserem Buche nichts zu entdecken; nur einzelne Abentheuer aus des Kaisers Leben griff der Dichter heraus, um sie in seiner Weise zu verwerthen, wobei ihm die Erzählung von untergeordnetem Werthe blieb, dagegen die ethischen Nutzanwendungen in den Vordergrund traten.

Balde schrieb eben am ersten Kapitel seines kleinen Werkes, als die Kunde eintraf, Magdeburg, die stolze Rebellen-

---

[1] Unter die Nobiles, die für das Jahr 1628/29 inscribirt wurden, finden wir zwei Barone dieses Namens eingereiht, nämlich: Joan. Franc. et Joan. Bernard. L.L. B.B. a Preising in Altenpreising, fratres. Welcher von diesen beiden auch noch den Namen Maximilian führte und somit hier in Frage kommt, müssen wir unbestimmt lassen.

[2] U. a. in Aug. et Al. Backer: Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus. Liège 1853. art. Balde.

Der gelehrte Herausgeber des Thewrdank, C. Haltaus, kennt Balde's Schrift gut und citirt sie sogar, führt sie aber keineswegs unter den Uebersetzungen auf.

veste, sei von Tilly erobert! Da wollte ihm der Jubelruf, der sich ob dieser neuen Großthat seines gepriesenen Feldherrn seiner Brust entrang, auch nicht in der Feder zurückbleiben, und er schrieb an einer Stelle, wo es wenig paßte: „Sieh' da, Magdeburg! jene kriegerische Blutbraut, versengt und wund, die bereits so viele Jahre, seitdem Ulysses ferne weilt, von den unseligsten Freiern umworben und entehrt ward, hat sich dem Bräutigam von Oesterreich ergeben . . . Hoch leben die Adler, hoch die Löwen, Sieg dem brautwerbenden Lager Tilly's! Wenn ich Tilly nenne, verneigen sich die Feinde und erhebt sich der ganze Erdkreis!"[1] Doch, wie bald sollte sein Jubel in Trauer verkehrt werden!

Gustav Adolph, der Schwedenkönig, war in Deutschland eingefallen. Ein Meister der Kriegskunst und nicht weniger ein Günstling des Glückes, war er in kühnen Märschen bis in das Herz des Reiches, bis Sachsen vorgedrungen, wo er durch immer wachsenden Anhang verstärkt, dem nie überwundenen Tilly entgegentrat. Bei Breitenfeld kam es zur Schlacht am 17. Sept. 1631, und Pappenheims Ungestüm führte die Niederlage des kaiserlichen Heeres herbei. Nun hemmte nichts mehr das Vordringen des Siegers; wie ein überufernder Strom ergoß sich sein Kriegsvolk durch Franken hinab an den Rhein, alles zermalmend, was zu widerstehen wagte. In Mainz aber kehrte Gustav Adolph plötzlich um, denn er hatte erfahren, daß sein General Horn im Fränkischen geschlagen worden war, vereinigte sich mit diesem und ging nun südwärts gegen Bayern. Tilly, der mit den Resten seiner früheren Macht einen offenen Kampf mit dem überlegenen König nicht aufnehmen konnte, zog sich in ein verschanztes Lager bei Rain zurück, um ihm den Uebergang über den Lech zu wehren. Doch umsonst; es gelang Gustav Adolph, eine Brücke zu schlagen und unter heftigem Feuer das andere

---

[1] **Opp. oo. Tom. VIII. pag. 350.**

Ufer zu erreichen. Tilly selbst, der auf den bedrohtesten Punkten den Angriff leitete, wurde schwer verwundet aus dem Treffen getragen; eine Falkonetkugel hatte ihm das Bein zerschmettert. Mit Mühe brachte man ihn nach Ingolstadt, wohin sich inzwischen der Kern des bayerischen Heeres gerettet hatte, aber schon nach wenigen Tagen, am 30. April 1632 gab der greise Held seinen Geist auf.

Balde nahm an den großen Geschicken, welche die stille Musenstadt in so mächtige Aufregung versetzten, den lebendigsten Antheil. Lassen wir ihn selber schildern, wie tief ihn die Nachricht von Tilly's Tod und der Anblick seiner Leiche ergriffen hat.

„Ich saß eben in Gedanken verloren auf meinen Arm gestützt und ließ das Auge theilnahmslos über Hain und Garten schweifen, der vor mir ausgebreitet lag. Da trat Alphonsus herein, ein erlesener Jüngling liebenswürdigen Geistes, mit den sanfteren Musen so gut vertraut als irgend einer in Cirrha. Vor Eile athemlos bleibt er auf der Schwelle stehen und ruft aus: Tilly, der große Tilly hat vollendet! Es war um Sonnenuntergang. Wäre es wirklich so, fragte ich, bist du dessen vollkommen gewiß? Sieh dich vor, daß du mich nicht mit unbestimmten Gerüchten der Fama beängstigest. Hier traue ich kaum meinen eigenen Augen. So glaube doch diesen Augen, erwiderte er, mit diesen sah ich ihn in den letzten Zügen, war Zeuge von dem Todeskampfe des tapfersten Kriegers. Gleichzeitig wies er eine weiße Kerze vor, die von der größeren academischen Congregation von Mariä Verkündigung erbeten und übersendet worden war zu dem Zwecke, daß sie der Held in seinem letzten Kampfe für den römischen Glauben als Leuchte auf dem Wege zur Ewigkeit in Händen halte und daß sie dann, durch die Berührung mit dem hochherzigen Kämpfer für immer denkwürdig, zurückgestellt und bewahrt werde zum Zeichen besonderer Verehrung, als heiliges Pfand.“ [1]

[1] **Opp. oo. Tom. VIII. pag. 9 et 10.**

„Ich wüßte mich kaum zu erinnern," fuhr Alphons nach einer Pause fort, „einen frömmeren, trostreicheren Tod bei so heftigen Schmerzen mitangesehen zu haben. Der Held lag da, nach Gott einzig dem Schutze der jungfräulichen Mutter vertrauend, derjenigen, die er so oft als die geliebte Mutter der Kriegsheere, als die Hülfe der Christenheit anrief. Er lag da, sein Gemüth auf die Betrachtung der himmlischen Dinge gerichtet, und sah mit Wehmuth die Wunden des sterbenden Heilandes an. Nachdem er durch die Beicht und die heilige Oelung mit Gott versöhnt war und mit seinem Beichtvater alle seine Angelegenheiten geordnet hatte, wünschte er losgebunden zu sein vom Kriegsdienste und den Lohn der Ewigkeit zu genießen. Als noch andere fromme Stimmen in seiner Nähe laut wurden, schaute er munter umher und schöpfte Trost. Allmählig aber ward seine Sprache leiser, sein fliegender Puls fing durch die Gewalt des Todes an zu stocken und so gab er Abends um 7 Uhr unter dem Schluchzen und Flehen der Umstehenden seine siegreiche Seele Gott zurück."[1]

Auf Balde's Bitten führte ihn Alphonsus in das Haus des Professors Arnold Rath, in welchem Tilly gestorben und dann als Leiche ausgestellt war.

Der Dichter erzählt hierüber: „Schon hatten wir die Strasse erreicht, in welcher der Leichnam geborgen lag. Militärische Posten hielten dort noch immer Wache und lösten sich ordnungsgemäß in ihrem Beobachtungsdienste ab. Wir treten ein — man gewährt uns Zutritt in das innerste Gemach; wir knieen nieder und sprechen ein Gebet für die Seele des Verstorbenen. Was soll ich aber sagen vom ersten Anblick der Leiche? Kein unheimlicher Schauder, kein Schreckbild machte den Beschauer erbleichen. Vielmehr erschütterte alle Anwesenden (es waren ihrer sehr viele, darunter kriegsbe-

[1] l. c. pag. 10.

rühmte Führer) die wohl ungewohnte, schmerzliche Wonne der innigsten Andacht, die gar oft in Affecte ausbrach. Während sie nun so weinten, von wehmüthiger Lust überströmt, gaben sie sich ihren Klagen hin, die sie fast liebgewonnen,[1] und jetzt mit abgewandtem Gesichte das Haupt schüttelnd, als ob sie den Anblick der Leiche vor Schmerz nicht ertragen könnten, kehrten sie doch mit sehnenden Blicken wieder zur Ursache ihres Leides zurück und versenkten sich ganz in die bereits kalten Züge."[2]

„Da lag der große Tilly auf dem Prunkbette, als ob er noch lebend den verhaltenen Odem zum Hauche sammelte — das Angesicht, in nichts verstört, in nichts erschlafft, hatte nichts von Tilly verloren, sondern zeigte ganz jenen Ausdruck, der einem zur Herrlichkeit Vollendeten eigen ist.

Die Hände, unter der Brust ruhend, hielten mit verschlungenen Fingern ein Cruzifix. Die Stirne hoch, die Brauen breit, die Nase etwas gebogen und noch immer kriegerisch, der Mund unvergleichlich würdevoll, der Bart stachelig und grau, in reichen Wurzeln männlich um Wangen und Kinn sprossend, das dichte Haupthaar kunstlos emporgesträubt. Zur rechten Seite des Bettes sah man, an einer lauchgrünen Schärpe hangend, das Schwert des Helden, bei dessen Berührung sich Jeder schon kühn, tapfer und siegreich dünkte, wie von Scanderbeg's, des Fürsten von Epirus, gefeitem Schwerte, das so viele Türken mit einem Streiche darniederstreckte, berichtet wird, daß es den Muth der Christen, wenn sie es auch nur berührt, gleich einem Wetzsteine geschärft habe. Wohin wir in jenem Heiligthume der Trauer die Blicke wendeten, athmete uns ungewöhnliche Andacht, ein heiliger Schauer der Tugend und Heldengröße entgegen."[3]

---

[1] querelis propemodum amatis (nicht amaris).

[2] l. c. pag. 16 et 17.

[3] l. c. pag. 18.

„Nichts zu sagen davon, daß drei Tage und drei Nächte lang unausgesetzt um das Prunkbett Lichter brannten und der Menge, die im Wettstreit um Einlaß bat, nach Willen geschah, begehrte man unter freudigen Gelübden Reliquien zum Andenken an den so großen Feldherrn, und vielleicht auch in Hoffnung auf Schutz ob der Verdienste des Fürbittenden. Einige erbaten sich ein Stück von seinen Habseligkeiten, andere einen Splitter seines zerschmetterten Beines, um solchen in frommen Ehren zu halten Man zeigte mir auch das Herz, der Lebensgeister edlen Sitz, diesen Brennpunkt des Krieges. Dies, sagte der Arzt, der treulich alle Kunst aufgeboten hatte zu Tilly's Erhaltung, dies ist das Herz das keiner Furcht zugänglich war, das mit immer gleicher Wärme schlagend vor keinem Feinde erzitterte, das in unvergleichlichem Starkmuth ihrer viele auf dem Kampfplatze erwartet und in der Schlacht besiegt hat.“[1]

„Er wollte noch mehr sprechen, wurde aber von dem Andrange Anderer, die in großer Zahl hereinkamen, mit fortgerissen. Doch ich ging geraden Weges zu Alphons, um mich zur Heimkehr bereit zu machen, und rühmte mich vor ihm, das Herz des großen Tilly gesehen zu haben. Denn was hätte ich Tapfreres, was Erhabeneres und Edleres schauen können? Er dagegen rühmte sich, daß ihm ein Gebetbuch in die Hände gekommen sei, welches von des Feldherrn täglichem Eifer und unablässigem Gebrauche merklich abgenützt erschiene. Er glaube, daß aus dieser Quelle jene reinen und himmlischen Triebe, so ganz aus dem kühnsten Blute gewoben, in Tilly's Herz übergeströmt seien. Durch Beten hat er gesiegt; die Erfahrung zeigt es. Sieh' nur diese geschriebenen Gebete; jeden Tag und vor dem Beginne jeder Schlacht soll er sie gesprochen haben. Alsdann, in übermenschlicher Größe erscheinend, ritt er auf und ab und ordnete die Schlachtreihe, indem er voll Vertrauens, das Angesicht

[1] l. c. pag. 18.

ruhig zum Herrn der Schlachten gewendet, sich und die Seinigen dem Siege weihte. Da unterbrach ich ihn: Alphons, bei unserer Freundschaft, gib sie auch mir zum Abschreiben. Darauf er: Dein Wunsch soll erfüllt sein. Gib sie mir zurück, wenn ich wieder zu dir komme. So reichten wir uns die Hände und gingen, jeder seinen Weg, auseinander."[1]

„Wie schaute, wie las, wie staunte ich! Ich weiß nicht, fühlte ich süßere Freude, als ich die geharnischten Bitten eines solchen Heroen durchblätterte, oder seufzte ich auf in trüberem Schmerze, weil ich sah, daß jener nicht mehr unter den Lebenden sei, der sie vielleicht allein mit geziemender Würde und Zuversicht dem höchsten Wesen darbringen konnte! Mag sie nun der Feldherr selbst zusammengestellt und nach ihrem Wortlaute geordnet haben, oder ein anderer, dem der Feldherr die Gedanken seiner erlesenen Frömmigkeit vertraute — die Nachwelt hat ein Denkmal, das sie im Lager bewundern, an den Höfen verehren, in den Tempeln nachahmen soll."[2]

Die hehre Begeisterung, die unser Dichter für Tilly im Herzen trug, ließ ihn nicht ruhen, bis er demselben in einer umfangreichen Dichtung ein bleibendes Denkmal gesetzt hatte; so entstand „des großen Tilly Todtenfeier," Magni Tillii Parentalia. „Mögen die Himmlischen", sagt er in der Vorrede des Werkes, „diesem Achilles seinen Homer, diesem Aeneas seinen Maro erwecken. Weniger kühn schreiten wir zu dieser Todtenfeier und würden nicht einmal so viel gewagt haben, wenn wir nicht sonst die Entrüstung der ganzen Welt zu fürchten hätten. Zu Ingolstadt stieß jener Held sein Schwert in die Scheide, hier legte er die Feldschärpe ab, hier folgte er, das Lager des Erdenlebens verlassend, dem Todesgeschick. Undankbar müßten wir alle sein, die wir so zahlreich in

[1] l. c. pag. 19. Balde führt nun dieses ziemlich lange Gebet sammt einer Litanei zu den hl. Kriegshelden wörtlich an.

[2] l. c. pag. 25.

Ingolstadt weilen, wenn wir nicht ihn, der für des Vaterlandes und des ganzen römischen Reiches Wohl dahinsank, mit einer kindlich frommen und zwar würdigen Feier ehren wollten.[1]

Die erwähnte Dichtung kam, zum Theil wenigstens, zur dramatischen Darstellung im Collegium der Festungsstadt. Das Ganze ist eine Vision des Dichters, der die Genien der europäischen Reiche an das Prunkbett des entseelten Feldherrn treten sieht, um seinen Großthaten und Tugenden die letzte Huldigung darzubringen. Ein erschütternder Leichenzug, in dem eine Trauergestalt nach der anderen den Lorbeer auf den Sarg legt und mit stolzer Wehklage verschwindet. Zwar zieht sich, dem gewählten Stoffe entsprechend, wenig eigentliche Handlung durch das Gedicht, aber es wogt dafür eine um so reichere lyrische Kraft in diesen rhapsodischen Gesängen, die nur bisweilen allzu kühn über die feinen Linien der Schönheit hinausschäumt. Das Werk ist mit fliegender Feder hingeworfen und wurde vom Dichter selbst in seiner ersten Form für den Druck nicht begutachtet.

Ueber der Theilnahme an Tilly's Geschick verlor Balde die von Gustav Adolph begonnene Belagerung der Stadt keineswegs aus den Augen. Vielmehr führte er die kurze Zeit ihrer Dauer vom 29. April bis 4. Mai 1632 ein sehr genaues denkwürdiges Tagebuch,[2] darin mit Ausscheidung aller zweifelhaften Gerüchte nur erwiesene Thatsachen verzeichnet sind. Mehrfach eingestreute witzige Bemerkungen lassen erkennen, welch heiterer Muth die Belagerten erfüllte. Dem Fortgange der Studien that der tobende Kriegslärm keinen Eintrag. „Mitten unter dem Donner der Kanonen", sagt ein Bericht, „hielten die Professoren mit gewohnter Ruhe ihre Vorlesungen, umgeben von ihrem vollzähligen Auditorium,

[1] Opp. oo. Tom. VIII. pag. 4.

[2] Opp. oo. Tom. VIII. pag. 41–46.

und selbst die öffentlichen Promotionen waren in diesen Kriegsmonaten kaum seltener als irgend sonst."[1]

Am 4. Mai zog Gustav Adolph, nachdem 4000 Mann bereits gefallen und ihm selbst das Pferd unter'm Leibe erschossen worden war, von der uneinnehmbaren Festung ab; sein Lager fiel mit reichlicher Beute in die Hände der Belagerten. Doch, die treue Veste sollte ihre Siegesfreude nicht lange genießen; bald brach in der Stadt eine unbekannte Krankheit aus, die ungarische Pest genannt, die viele hundert Opfer hinwegraffte und auch das Collegium der Jesuiten mit seinen 130 Bewohnern dezimirte. Viele der Ueberlebenden, besonders jene, die noch in den Studien begriffen waren, begaben sich auf die nächstgelegenen Landgüter des Ordens; auch Balde wird dort einen Theil dieses Jahres verbracht haben.

Uebrigens fand sein theologisches Studium mit diesem zweiten Jahre einen vorläufigen Abschluß, indem für ihn jetzt die Vorbereitung für den Empfang der höheren Weihen begann. Im Herbste 1632 scheint er die Priesterweihe empfangen zu haben, nicht in Freising, wo wegen der Kriegsunruhen geraume Zeit keine Ordination stattfand, sondern in Ingolstadt, wo der Bischof von Eichstädt, Christoph von Westerstetten, ein erwünschtes Asyl gefunden hatte.

Die Gesellschaft Jesu schreibt ihren Mitgliedern, nachdem sie Priester geworden, noch ein drittes Prüfungsjahr, die Schola affectus, vor. Auch für diese letzte Probezeit waren eigene Häuser, und zwar in der oberdeutschen Provinz die Residenz Ebersberg bestimmt. In Anbetracht des Umstandes aber, daß Ebersberg sich von den schrecklichen Verwüstungen, die es durch die Schweden zu erdulden gehabt, noch nicht erholt hatte, erhielt Balde, wie Manches vermuthen läßt, die Erlaubniß, sein letztes Probejahr in München zu bestehen.

---

[1] **Kropf, Tom. V. pag. 47.**

Wir hören nichts mehr von ihm bis zum Frühjahr 1634. Da sind es zwei Gedichte auf ein großes Zeitereigniß, „die lorbeerbekränzte Fama"[1] und „der Münchener Merkur",[2] beide aus Anlaß von Wallensteins Tod geschrieben, die uns des Dichters Rückkehr aus der Einsamkeit und seine wiedererwachte Theilnahme an den Weltgeschicken verkünden.

---

[1] Opp. oo. Tom. III. pag. 255.

[2] Lyr. II. 13.

III. Aus der Schule des Unglücks auf den Lehrstuhl der Hochschule.

Bis hieher war der Lebensgang unseres Dichters im Orden dem seiner Mitbrüder, von dem rascheren Vorrücken abgesehen, so ziemlich gleichförmig geblieben; von jetzt an ging er seinen besonderen Weg, wie ihn persönliche Neigung und das gereifte Urtheil des Provinzials ihm vorzeichnete. Man konnte ihn sogleich als Prediger verwenden, aber die seltene Tüchtigkeit, die er im ganzen Umfange der schönen Redekünste an den Tag legte, wollte man nicht in der practischen Ausübung dieses Einen absterben lassen, sondern wollte sie auch für Andere möglichst nutzbringend verwerthen, und zu diesem Behufe ließ sich gewiß kein lohnenderes Saatfeld auffinden, als der academische Hörsaal. Die Vorbereitung für den Lehrstuhl der Hochschule war die nächste Aufgabe des nunmehrigen Coadjutor spiritualis. Es bestand eben damals in der oberdeutschen Provinz eine eigene Rhetoren-Academie, 1619 zu Regensburg gegründet,[1] welche den ausgesprochenen Zweck hatte, taugliche Ordensglieder, bevor man ihnen öffentliche Lehrstühle übertrug, privatim zu unterweisen und mit allen Zweigen der schönen Wissenschaften gründlich vertraut zu machen, d. h., sie mit feiner Weltbildung auszurüsten. Allen Anzeichen nach befand sich diese Academie, die keinen ständigen Sitz hatte, wie sie uns später zu Hall in Tirol und zu Neuburg a. d. D. begegnet, um das Jahr 1634 in München, wo die tüchtigsten Lehrkräfte, der ehrwürdige Rader,

[1] **Kropf**, Tom. IV. pag. 84 et 85.

der geistvolle Stengel, der erleuchtete Drexelius zur Verfügung standen. Wir werden kaum irren, wenn wir Balde's großartiges Wirken an Ingolstadt's Hochschule mit den erfahrenen Rathschlägen dieser bedeutenden Männer in Verbindung bringen.

Noch eine andere Schule — eine schwere Schule für's Leben — mußte er in diesem Jahre durchkämpfen. Bald traf ihn die erschütternde Nachricht, daß sein Bruder, der inzwischen von Ingolstadt nach Constanz übergesiedelt war, um am dortigen Gymnasium die Rudimente zu lehren, von der Pest dahingerafft worden sei.[1] Dabei vernahm er zu seinem nicht geringen Troste, daß Georg, voll begeisterter Hingebung für den Sieg des Glaubens, sich kurz vor seinem ungeahnten Ende für die indischen Missionen einschreiben ließ. Er hat die Trauer um diesen Verlust in keiner Ode niedergelegt, so wenig er irgend ein anderes Familienereigniß vor aller Welt besingen mochte; aber es gibt auch einen Schmerz, der stumm bleibt, weil er uns heilig ist.

Um die gleiche Zeit trafen in München die entsetzlichen Berichte über die Erstürmung Landshuts ein. Heute noch schaudert die Seele zurück vor den unermeßlichen Gräueln, die in jener Stadt von den Schweden 12 Tage lang, vom 22. Juli bis 4. August 1634, verübt wurden. Auch das Collegium der Jesuiten war von der Wuth des Feindes schwer betroffen; seine Inwohner, die Kranken nicht ausgenommen, mußten die ärgsten Mißhandlungen, etliche selbst den Tod erdulden. Eines dieser Opfer, P. Barbisius, wurde mit unzähligen Wunden bedeckt nach München gebracht, wo er in den Armen seiner Ordensgenossen den Geist aufgab. Die Jesuitenkirche zu Landshut, durch jede Schmach entweiht, glich eher einem Stalle als einem Gotteshause. Von ihren Kostbarkeiten ward nichts gerettet als ein Kelch.[2] Wer

[1] **Kropf**, Tom. V. pag. 245.
[2] **Kropf**, Tom. V. pag. 270 squ.

möchte die Trauer und Bestürzung schildern, die dieses furchtbare Verhängniß unter den Vätern zu München hervorrief?

Und doch schwebte auch über München verderbenbrütend ein Unglücksstern. Im Spätsommer 1634 brach daselbst, vom spanischen Kriegsvolke eingeschleppt, die Pest aus und wüthete 5 Monate lang mit unerhörter Heftigkeit. Mehrfache Berichte melden, die halbe Bevölkerung der Stadt sei an der Seuche dahingestorben, gewiß aber ist, daß fast die Hälfte der Jesuiten, 31 an der Zahl, darunter mehrere Landsleute und Freunde unseres Dichters, ihre Beute geworden. Allnächtlich sausten die Leichenwagen mit filzumwundenen Rädern durch die öden Straßen der Stadt und sammelten die vor den Hausthüren ausgesetzten Leichname zum klanglosen, unwürdigen Begräbniß. Schon ein unwillkürlicher Schauder genügte, um die tödtliche Krankheit herbeizuführen. Balde erzählt von einem jungen, ihm wohlbekannten Priester, der sich freiwillig zum Dienste der Sterbenden erboten hatte.[1] Die Nacht, bevor er sein ernstes Amt antreten wollte, vernahm er beim Abendessen ein dumpfes Geräusch von der Straße her. Er eilt an's Fenster und erblickt im klaren Mondenlicht einen Wagen, auf dem die Leichen von Männern und Weibern in wüstem Knäuel durcheinander geworfen waren. Da bebt er zurück, von jähem Schrecken erfaßt — und schon ist es um ihn geschehen. Nach zwei Tagen ist auch er eine Leiche. Heinrich Wolf in seiner Chronik von München[2] behauptet, wir wissen nicht nach welcher Quelle, dieser Fall habe sich im Jesuitencollegium, hart an der Seite unseres Dichters ereignet, als eben ein Todtenkarren durch die heutige Eisenmannsgasse fuhr.

Erlebnisse solcher Art ließen vielleicht in fühlenden Herzen schwächerer Natur eine Wolke der Schwermuth zurück,

---

[1] Opp. oo. Tom IV. pag. 19.

[2] Urkundliche Chronik von München. 1852. I. Bd. S. 747.

die auf die Schwungkraft des Geistes lähmend wirken müßte. Balde's Gemüth scheint in den Werkstätten des Unglücks nur gestählt worden zu sein. Treffend bemerkt ein französischer Schriftsteller: Les désastres de la guerre de trente ans, dont Balde fut spectateur, contribuèrent beaucoup à donner à ses pinceaux cette énergie, que l'aspect des grands événements imprime toujours aux âmes fortes.[1] Mit jener Ruhe, die festes Gottvertrauen einflößt, ließ er die Stürme der Trübsal schweigend an sich vorüberziehen; doch kaum war das drohendste Gewölk verschwunden, so blitzte schon wieder ein Strahl der Heiterkeit aus seiner glücklich organisirten Seele. Als der Ernst der Lage auch den Muthigsten auf die Stirne geschrieben war und zur großen Selbstverläugnung des Dichters jedes scherzhafte Wort verstummen mußte, da war doch eine Persönlichkeit übrig, die seinem darbenden Humor heimliche Nahrung bot — der Gärtner des Collegiums, Adam Holl, ein urwüchsiger Sohn der Wildniß von ächt philosophischer Lebensanschauung. In jenen Tagen, da es vor Menge der Leichen an Todtengräbern gebrach, trug dieser Adam allein mit der größten Gemüthsruhe dreißig Ordensgenossen zu Grabe und kam jedesmal so wohlgemuth vom Schattenreiche zurück, als ob er eben seine Ernte in die Scheuer gebracht hätte. Dankbar eingedenk der Erquickung, die ihm durch solchen Anblick in schweren Zeiten zu Theil geworden (spectare voluptas heißt es von Holl), verewigte Balde den Gärtner in einem schelmischen Preisgesange.[2]

Als mit dem Beginne des Jahres 1635 die Pest allmählig verschwand und der kühne Schäfflertanz zuerst wieder die bangen Bewohner aus ihren Häusern lockte, kehrte das

---

[1] M. Arnold, in dem Magazin encyclopédique von M. Millin. Jahrgang 1806. S. 272.

[2] Silv. VIII. 13.

öffentliche Leben langsam in sein altes Geleis zurück. Im Februar begannen die Studien wieder, sowohl in München als in Ingolstadt, denn auch an letzterem Orte waren sie wegen der herrschenden Seuche bis zu dieser Frist unterbrochen gewesen. Die Universität gewann drei neue Professoren: Johannes Bissel für die Ethik, Maximilian Lerchenfeldt für die Logik und Jacobus Balde für die Rhetorik.[1] In letzterem Zweige findet sich lange vorher, seit 1595, kein öffentlicher Lehrer in den Annalen verzeichnet, und auch nach Balde scheint derselbe nicht mehr an der Hochschule cultivirt worden zu sein. Das erste Auftreten Balde's war von günstigen Auspizien begleitet: der Ruf eines ausgezeichneten Geistes war ihm vorausgegangen, seine bisher anonym erschienenen Schriften ließen Ungewöhnliches erwarten und doch wurden die Erwartungen noch übertroffen durch seine mit hinreißender Beredsamkeit gehaltenen Vorträge. Es muß ein wahrer Jubel um ihn gewogt haben; glaubten doch alle, die das Glück hatten ihn zu hören, die Zeiten des alten Rhetors Quintilian wiedergekehrt! Ein schöner Kreis talentvoller, strebsamer Jünglinge, unter ihnen Tobias Lohner, Bartholomäus Holzhauser, Octavian (Hieronymus) Langenmantel, der spätere Herausgeber des „Maximilian I. von Oesterreich", drängte sich um seinen Lehrstuhl; selbst Männer von gediegenem Rufe schämten sich nicht, unter seinen Zuhörern zu sitzen. Besonders waren es adelige Polen, die vom Ruhme seiner Gelehrsamkeit angezogen, die hohe Schule zu Ingolstadt besuchten; so die Palatinen Eustach und Boguslaus Sluska, mit ihrem Gefolge von fünf polnischen Edlen, so die Brüder Stanislaus und Sigismund Dönhof,[2] berühmten Namens, deren letzterem, einem liebenswürdigen Jünglinge, Balde seine Dichtung von der Eitelkeit der Welt in zartester Weise zueignete.

---

[1] **Mederer, ann. Acad. Ingolst. Vol. II. pag. 273.**

[2] **Mederer, l. c. pag. 280 et 81.**

Als Lehrer begnügte er sich nicht damit, von unnahbarer Höhe aus die Theorie seiner Wissenschaft zu geben, sondern übte seine Schüler, zu den Bedürfnissen des Einzelnen herabsteigend, sorgfältig in Ausarbeitungen und Vorträgen. Auch hier verläugnete sich sein bei aller Gewecktheit kindlich frommes Gemüth nicht; denn das Lob der Himmelskönigin war ein Lieblingsthema, das er Grafen und Palatinen zur Ausführung vorlegte. Unter anderem schreibt er dem polnischen Grafen Sigismund Dönhof 1638 von München aus: „Noch umspannt Deine Hand nicht die Lanze, noch füllt Dein Haupt nicht den Helm aus, und gleichwohl hast Du durch die Wohlredenheit Deines Mundes die ganze Curie erfüllt, da Du in hochansehnlicher Versammlung vor einer zahlreichen Hörerschaft zu Krakau, ich sage nicht beredt, sondern mit Auszeichnung beredt gesprochen hast. Das weiß Dein Vaterland, weil es auf heimatlichem Boden geschah. Doch jene Rede hat es noch nicht gelesen, die Du auf meine Veranlassung zum Preise der erhabensten Jungfrau Maria geschrieben hast — ebenso zierlich als schmuckreich und volltönend."[1]

Sein Verhältniß zu den Lehrern der Universität war nicht weniger erfreulich. Der berühmte Rechtsgelehrte Nicolaus Burgundius, 1635 Rector Magnificus, zog ihn bei Ausarbeitung seiner bayerischen Geschichte zu Rathe und Balde vermittelte dem der Landesverhältnisse ziemlich unkundigen Belgier manches wichtige Werk, das sonst zum ernstlichen Nachtheil seines Ruhmes unbenützt geblieben wäre.[2] Uebrigens konnte unser Dichter keine rechte Zuneigung zu ihm fassen; er schildert ihn als einen Mann von unfreundlichem Benehmen, jedoch aufrichtigen Sinnes und empfand es jedenfalls schmerzlich, in ihm den glücklichen Nebenbuhler seines verkannten Freundes Brunner zu sehen. Wenn Mederer

[1] Opp. oo. Tom. VII. pag. 3.

[2] Freiberg, Sammlung histor. Schriften u. Urk. Bd. IV. S. 189.

in seinen Annalen der Universität Ingolstadt sagt, Balde habe zum Preise dieses Burgundius öfters seine Lyra angeschlagen,[1] so beruht das sicher auf einem Irrthum.

Um so herzlichere Freundschaft bestand zwischen unserem Dichter und seinem Landsmanne, dem Professor der Mathematik, Petrus Hildebrand, der aus Laufenburg in den vorderösterreichischen Landen gebürtig war. Die fünfte, diesem Freunde zugeeignete Ode des I. Buches bewegt sich im heitersten Humor. Hildebrand hatte bei einer Disputation die Thesis aufgestellt, daß alle Himmelskörper Dichtigkeit besäßen. Hiegegen schrieb nun Balde seine Ode, der „flüßige Himmel“, in welcher er für die sogenannten Liquidisten eine Lanze brechen will. Es scheint aber, er habe seinen Freund absichtlich ein wenig schief aufgefaßt, denn während dieser nur den Himmelskörpern Dichtigkeit zuschreibt, redet Balde vom Himmelsraume, und stellt denselben als einen brandenden, von Gestirnen belebten Lichtocean dar. Der launige Schluß des phantasiereichen Gesanges lautet:

Geh' nun, o Muse, melde dem Freunde dies,
Und will er etwa zweifeln, so schütte flugs
Schneeweiße Milch in eine große
Schüssel, und reibe sie voll mit Brode —

Rühr's zwei- bis dreimal rasch mit dem Daumen um,
Und sag' ihm: Also schwimmen die Stern' umher
Im flüß'gen Himmel! Glauben wird er's
Ohne Verzug dem Colomb aus Elsaß.[2]

Ein anderer College, der Balde's ganze Hochschätzung besaß, war Johannes Bissel,[3] auf dem Gebiete der Dichtkunst damals sein einziger namhafter Doppelgänger. Obwohl Balde durch sein Epithalamion auf Maximilians zweite Vermählung zum künftigen Hofpoeten designirt schien, wurde doch das Weihegedicht zur Geburt des Kurprinzen 1636 vom Collegium

[1] Ann. Ac. Ing. II. pag. 292.
[2] Nach Knapp's Uebersetzung.
[3] Geb. zu Babenhausen im Jahre 1601.

zu Ingolstadt nicht ihm, sondern Bissel übertragen. Des letzteren Verse sind etwas nachlässig gebaut und nicht immer wohlklingend; aber in poetischer Kleinmalerei, im religiösen Genre leistet er Treffliches, besonders behandelt er idyllische Scenen aus der hl. Geschichte mit großer Zartheit und Anmuth. Nach einer Mittheilung Schlüters war er der Lieblingsautor unserer gefeierten Dichterin Annette von Droste-Hülshoff.[1] Balde zeichnet ihn im Jahre 1649 mit diesen Worten: Ein Mann, an Ruhm der Beredsamkeit keinem nachstehend. Die Sprache nimmt er aus dem Köcher, das Schreibrohr von der Drehbank — scharfe Geschosse. Im lateinischen wie im deutschen Ausdruck ist er vorzüglich und bereits berühmt durch veröffentlichte Werke.[2]

Die beiden Dichter fanden sich später wiederholt unter einem Dache zusammen in München und Amberg,[3] aber intime Freunde scheinen sie nie geworden zu sein. Wenigstens zeigt sich in Balde's Gedichten von Bissel, wenn er nicht etwa unter einem fingirten Namen auftritt, keine Spur.

Noch bleibt uns zu erwähnen Maximilian Lerchenfeldt, der Logik Professor, aus einem noch blühenden freiherrlichen Geschlechte. Er lehrte früher am Gymnasium zu Amberg, wo er 1630 eine Tragödie Calybita aufführte. Ihm hat Balde die dreißigste Ode des zweiten Buches gewidmet, denn er und kein anderer ist jener **Maximus Campianus**,[4] dem der Dichter als dem ernannten Rector eines Collegiums warm an's Herz legt, die Ordensgesetze mit dem ihnen eigenen milden Geiste zu handhaben und allenthalben selbst als Vorbild voranzugehen.

Es war Balde'n nicht lange vergönnt, seiner neuen, ihm völlig zusagenden Wirksamkeit ungestört zu obliegen; bald

---

[1] Cantu's Weltgeschichte, deutsch von Brühl. Bd. 10. S. 362.

[2] Freyberg, a. a. O. S. 192.

[3] In ersterer Stadt war Bissel Stadtpfarrprediger bei U. L. F., während Balde als Hofprediger wirkte.

[4] campus Feld.

traten wichtige, ihn mächtig aufregende Ereignisse ein, in deren Gewebe er zwar nicht nothwendig verflochten war, die aber doch nur durch ihn, den Lied- und Redegewaltigen, ihre volle Weihe erhalten zu können schienen. Am 3. April 1635 kehrte aus schwedischer Haft nach Ertragung unsäglicher Bedrängnisse jene Schaar von Geiseln zurück,[1] welche Gustav Adolph vor drei Jahren für den unerschwinglichen Rest seiner Brandschatzung als Pfand mitfortgeschleppt hatte. Es waren unter diesen Geiseln alle Stände vertreten, auch mehrere Jesuiten hatte dies Loos getroffen und zu den Betroffenen gehörte hier Andreas Brunner, der bayerische Historiograph. Nachdem die heimgekehrten Dulder zu Rammersdorf vor dem Bilde der Gottesmutter ihren heißen Dank niedergelegt hatten, woselbst sie auch ein denkwürdiges ex voto zurückließen, versammelten sie sich bei den Patres Jesuiten zu einem reichbesetzten Festmahle, um bei dieser Gelegenheit feierlich in München begrüßt zu werden. An Balde in Ingolstadt hatte man die Einladung ergehen lassen, die erforderte Bewillkommnungsrede zu halten. Wie seligfroh wird der Dichter diesem Wunsche willfahrt haben! War es ihm doch vergönnt, so manchen schmerzlich vermißten Mitbruder, vor allem den geliebten Freund Brunner nach langer Trennung wiederzusehen! Tief ergriffen von der Macht des Augenblickes hielt er an die Versammelten eine lange, stürmisch bewegte Rede, in welcher er die bitteren Erinnerungen der verflossenen drei Jahre mit den frohen Hoffnungen der Gegenwart zu einem lebensvollen Bilde verwob. So viel wir aus einer noch erhaltenen Ordenskritik über diese Rede entnehmen,[2] war Gustaph Adolph der Urheber all des Unglücks, das über das Land und seine Hauptstadt und nicht zum geringsten Theil über die anwesenden Geiseln gekommen, mit zürnenden Kohlenstrichen gezeichnet. Da

[1] Von Augsburg nach München.

[2] Bayerisches Reichsarchiv. Jesuitica. Fasc. 26. Nr. 393: Oratio habita ad Obsides Monacenses Augusta reduces.

heißt es von ihm, er sei nach Deutschland herübergekommen aus seinem heimatlichen Sumpfe, der verschmitzteste Herrscher seit Julian dem Abtrünnigen, ein doppelstirniger Mensch, der anders zu denken und anders zu reden wisse, ein blutiger Räuber, ein verabscheuungswürdiger Tyrann. Von der Brandschatzung, welche München an die Schweden entrichtete, ist gesagt: Man habe das Aeußerste gethan, um die schwedische Charybdis, das heißt, ihre unersättliche Habgier vollzufüttern.

Als Balde in späteren Jahren (1661) Willens war, diese Rede zu veröffentlichen, versagte die Ordenscensur hiefür die Genehmigung, da man einerseits die zur Kirche zurückgekehrte Christina von Schweden, Gustav Adolphs Tochter, andrerseits mehrere in der Rede schwer beschuldigte Reichsstädte (wohl Nürnberg und Augsburg) zu beleidigen fürchtete.[1]

Im darauffolgenden Sommer bereitete sich München vor, die neue Gemahlin des Churfürsten, Maria Anna von Oesterreich, festlich zu empfangen. Seine erste Gemahlin, Elisabeth von Lothringen, war zu Ranshofen an der Pest gestorben. Die mannigfachen, glänzenden Anstalten zum Einzuge der Neuvermählten, die frohen Erwartungen, die sich angesichts der günstigen Wendung in Oesterreichs und Bayerns Geschick (herbeigeführt durch den Sieg bei Nördlingen, 27. Aug. 1634), an das bevorstehende Beilager knüpften, machten neues Leben durch die Adern der verödeten Stadt strömen. Das Jesuitengymnasium brachte ein großes Festspiel „Nabuchodonosor" von Andreas Brunner mit Entfaltung eines blendenden Pompes auf offenem Platze zur Aufführung und Jacobus Balde wurde beauftragt, im Namen des Collegiums zu München dem churfürstlichen Paare einen Brautgesang zu weihen. Er schrieb sein „Epithalamion",[2] eine prachtvolle Dichtung, die

[1] Bayerisches Reichsarchiv a. a. O. Offendet, sagt ein Censor, si lucem viderit, Sueciam totam, Christianam, Gustavi Suecorum regis strenue exagitati superstitem filiam, Urbes Imperiales, fortunae suecicae faventes.

[2] Opp. oo. Tom. III. pag. 234.

nur bedauern läßt, daß dem Götterolymp ein so breiter Spielraum geöffnet ist. Ein farbenüppiges Bild des damals berühmten Hofgartens zu München und seiner Arcaden mit den Herculesgruppen entrollt sich zuerst vor uns; dann sehen wir Bavaria mit ihrem löwenbespannten Wagen gen Wien fahren, wo sie für ihren Herzog um die Hand der Kaisertochter wirbt, mit beredtem Stolze Maximilians Gaben und Erfolge, seine Siege und Verdienste um das Reich schildernd, und der Kaiser willfahrt dem Wunsche der Göttin. Kaum ist die frohe Kunde nach München gelangt, so bereitet Phöbus alles zum feierlichen Einzuge. Ein langer Prolog leitet Brunner's dramatisches Festspiel ein und zum Schlusse, unmittelbar vor der Ankunft des Brautpaars, hält Phöbus noch mit dem ganzen Chore der Götter eine sehr lustige Probe über die Begrüßungsverse, bei welcher er ob ihres Ungeschickes nicht mit ihnen zurecht kommt, sondern zuletzt nur mit den neun Musen den Willkomm zu sprechen beschließt.

Obwohl das Gedicht ursprünglich anonym erschienen war, blieb doch sein Verfasser nicht unbekannt, am wenigsten in den Collegien der Jesuiten, deren manche sich fortan glücklich schätzten, bei feierlichen Anläßen den Pater Balde zum Dollmetsch ihrer Wünsche zu gewinnen. So war es in Regensburg zu Ende des Jahres 1636. Der versammelte Reichstag hatte auf des polnischen Gesandten Ossolinsky nachdrucksame Rede den Sohn des regierenden Kaisers, Ferdinand III., zum römischen Könige erwählt, am 22. Dezember 1636; ein frohes Ereigniß von gewaltiger Tragweite in so düsterer, unheilvoller Zeit, ein Ereigniß, das den Bestand des deutschen Reiches auf's neue sicherte, was Frankreichs treulose Politik vergeblich zu vereiteln gesucht hatte. Das Collegium zu Regensburg wollte unter den ersten sein, die dem neugewählten Kaiser ihre Huldigung darbrachten, allein die Sitte der Zeit erforderte eine Festschrift, die für diesesmal nicht gewöhnlicher Art sein durfte. Man wandte sich also nach Ingolstadt an den stets gerüsteten Pro-

fessor der Rhetorik, und sieh', schon nach ein paar Tagen schwamm ein feuersprühender Panegyrikus von 9 Seiten in Quarto, schön gedruckt, die Donau hinunter, als würdiges Angebinde für den erhabenen Herrscher. Doch sollte diese Lobrede nur den Bedürfnissen des Augenblicks genügen, denn im nächsten Jahre erweiterte sie der Dichter zu einem größeren Weihegeschenk mit der Aufschrift: „Ehrentempel, von den Römern erbaut, von der Tugend Ferdinands III. eröffnet.[1] Sobald der neue Kaiser von den Churfürsten zu Regensburg erwählt ist, entschwebt der Genius des römischen Reiches an den Rheinstrom, an dessen Ufern Germania weilt, um ihre tiefen Wunden zu heilen. Jubelnd verkündet er ihr die vollzogene Wahl und ihr Leid vergessend erhebt sich die Tiefgebeugte zu freudiger Festfeier. Alsbald besteigen sie, umrauscht von lichtem Gefolge, ein Adlergespann, das sie im Fluge nach Rom trägt, wo der Tempel des Ruhmes der Majestät Ferdinands III. sich öffnen soll. Seine Pforten thun sich auf und nachdem die Himmlischen eingezogen, treten 63 Jünglinge hervor, die in ebensoviel Strophen von verschiedenem, stets wachsendem Versmaße die Kennzeichen des wahren Ruhmes aufzählen, worauf der Genius des Reiches diese alle einzeln an den Kaisern des Hauses Habsburg und insbesondere an Ferdinand III. nachweist.

Das Werk ist ähnlich wie „Maximilian I. von Oesterreich" abwechselnd in Prosa und in Versen geschrieben und enthält manche überraschende Schönheiten; der ganze Tempelbau im Großen ist aber für unsern heutigen Geschmack veraltet und läßt ob seiner überreichen Verzierungen einen ermüdenden Eindruck zurück.

Neben diesen offiziellen Arbeiten, welche, so sehr sie mit der innersten Neigung des Dichters zusammenstimmten, doch der freien Bewegung seines Geistes manche Fessel anlegten,

---

[1] Opp. oo. Tom. VIII. pag. 437.

blieb ihm noch Zeit genug, in den Wildnissen des Parnasses seinen eigenen Weg zu gehen und alljährlich der erstaunten Lesewelt wieder neue, ganz eigenartige Werke zu bieten. Eines seiner merkwürdigsten Erzeugnisse ist das Gedicht von der Eitelkeit der Welt, poema de vanitate mundi, aus dem Jahre 1636.[1] Die großen Wechselfälle des Schicksals, von denen er innerhalb weniger Jahre Zeuge gewesen, hatten ihm die Nichtigkeit alles irdischen Glanzes so überwältigend gezeigt, daß es ihn drängte, in das leidenschaftliche, bethörte Treiben seiner Zeit ein prophetisches Mahnwort hineinzurufen.

An der Hand der Geschichte führt er uns vorbei an den Ruinen all des Großen, was Menschengeist und Menschenkraft seit Jahrtausenden geschaffen, an Troja und Griechenland, an Rom und Byzanz und auch an seinem Zeitalter, um zuletzt, nachdem wir jedes Bild erbleichen gesehen, unsern enttäuschten Blick nach oben zu lenken, zum Friedensreiche, wo die ewige, allein begehrenswerthe Schönheit thront. Sinnig und ergreifend ist in der ersten Strophe das Trauergeläute der Münchener Jesuitenkirche nachgeahmt, das seit dem großen Sterben unvergeßlich im Ohre des Dichters fortklingen mochte:

Fuere Troes, Ilium,
Tros, Ilion fuere.

Das Gedicht enthielt in seiner ersten Gestalt hundert lateinische und eben so viele deutsche jambische Strophen, welch' letztere aber wie ein äffendes Echo[2] in einem launigen, oft

[1] Opp. oo. Tom. VII. pag. 1. squ.

[2] Z. B. Nr. 64: Dat colla loris nauticis
Torquatus ante miles.
In Insulam detruditur
Dictator e Curuli.
Fixa sub hasta veneunt
Et Persicae tiarae.

possenhaften Tone gehalten sind und durch ihr ungefüges Deutsch den komischen Eindruck erhöhen. Später erweiterte Balde seine Dichtung um mehr als das Doppelte, indem er den Gedanken jeder einzelnen Strophe in verschiedenen Versmaaßen (durch Distichen, Hendekasyllaben und Skazonten) umschrieb. Sechsfach, sagt Herder, wird jede Strophe dem menschlichen Gemüthe zugetönt; wer sie nicht in einer Weise vernehmen kann, fasse sie in einer anderen.[1] An diesen Paraphrasen nun ist der wundersamste Humor, wie er nur einem deutschen Gemüthe eigen ist, in Ueberfülle verschwendet. Wie Wolkenschatten und Sonnenschein im April jagen Witze und Thränen einander ab, so daß man über dem rauschenden, buntbewegten Leben auf die spielende Behandlung der schwierigsten Rythmen ganz vergißt. Kein Wunder, wenn der Skazon (◡ – ◡ – ◡ – ◡ – ◡ – – –), dem der Poet die anstrengendste Rolle auf seiner Schaubühne zugetheilt hat, am Schluß des Gedichtes zur regungslosen Statue einschrumpft.

Um die Absicht des Dichters bei diesem Werke ganz zu begreifen, muß man in Betracht ziehen, was er selbst in einer seiner Vorreden hierüber sagt: Ernste Wahrheiten, in ernster Form vorgetragen, verschmäht unsere Zeit. Verrinische, catilinarische, philippinische Reden erträgt sie nicht — da wüthet, flammt und grollt sie. Sie will getäuscht sein durch gefällige

---

Inscripta frons fert Literam,
Quae fasciam ferebat.

Gestern ist Cuntz zum Scepter glockt,
Muß heut den Kolben tragen.
Heut Schultheiß, Morgen Bettelvogt
In seinen alten Tagen.
Noch Reich, noch Cron halts Glück lang schon,
Wirdt bald ab jhn verdrossen.
Der Herr wirdt Knecht, der Edel schlecht;
Daß seynd mir seltzam Bossen.

Terpsichore (Ausg. Stuttgart. 1853.) S. 209.

Formen in Benehmen und Rede.[1] Und wirklich ließ sie sich täuschen. Das Gedicht von der Eitelkeit der Welt fand trotz seines leidigen Themas ungewöhnlichen Beifall, wovon die fünfzehn Auflagen, die es erlebte, hinlänglich Zeugniß geben. Der niederländische Gelehrte Kaspar Barläus schrieb 1645 aus Amsterdam an Balde: „Nichts ist unsterblicher als deine Gesänge von der Eitelkeit der Welt. Du schilderst sie so, daß du die Eitelkeit verewigt zu haben scheinst."[2] Und Herder sagt von demselben Gedicht: „Es ist die Summe der Erfahrungen und Betrachtungen seines Lebens, voll Poesie, in einem sehr abwechselnden Wohlklang.[3]

Das letzte Werk, das Balde in Ingolstadt schrieb, eine Tragödie, „die Tochter Jephte's", bildete einen glänzenden Schluß seiner dortigen Wirksamkeit. Dieselbe wurde im Herbste 1637 vor einer großen, bewundernden Volksmenge durch die erlesensten Jünglinge aufgeführt.[4] Das Werk, im Styl des Seneca verfaßt und mit gewaltigen Chören ausgestattet, ist ungemein sinnvoll angelegt. Der Held Jephte hatte vor der Schlacht gelobt, würde ihm der Sieg zu Theil, so solle, was immer ihm zuerst aus seinem Hause entgegenkomme, dem Herrn zum Brandopfer geweiht sein. Da begegnet ihm zuerst seine Tochter und muß für den Sieg des auserwählten Volkes zum Opfer fallen. Diese Tochter, welche stirbt für ihr Volk, wird als Vorbild des Erlösers aufgefaßt und heißt darum Menulema, ein Anagramm aus Emanuel. Sie wird geliebt

---

[1] Opp. oo. Tom. IV. pag. 13.

[2] Barlaei epistolarum lib. II. pag. 936.

[3] Terpsichore S. 305.

[4] Lyr. I. 33. Cf. Opp. oo. Tom. VII. pag. 197 et 198. Wahrscheinlich gegen Ende October, weil Balde sich gleichzeitig in München verspätete. Das Einstudiren und in Scene Setzen des Stückes beschäftigte den Dichter schon die Ferien hindurch so sehr, daß er für die jährlichen Exercitien, die sonst inzwischen gehalten wurden, keine Zeit fand, sondern sie in München vom 18. November an nachholte.

von einem ägyptischen Jünglinge, Ariphanasso, welcher Name gleichfalls anagrammatisch entstanden ist aus Pharaonissa. In ihrer gegenseitigen Liebe ist also ähnlich wie im hohen Liede die Liebe Christi zur Kirche der Heiden vorgebildet. Nach der strengen Auslegung jener Stelle, „und er that ihr, wie er gelobt hatte", muß Menulema von der Hand ihres Vaters den Tod erdulden, doch führt der Dichter, den Alten folgend, die blutige That den Zuschauern nicht vor, sondern läßt sie durch einen Boten als geschehen berichten. Der innere Conflikt des Helden zwischen Neigung und Pflicht, der schon in der Wahl des Stoffes so tief begründet ist, tritt mit erschütternder Macht hervor und würde noch mächtiger wirken, wenn er nicht nach der breiten Anlage des ganzen Stückes zu sehr ausgesponnen wäre. Die Oeconomie der Tragödie legt Balde sinnig und schön seinem Freunde Brunner dar in der 33. Ode des I. Buches der Lyrica.

Um von der großartigen Ausstattung derselben einen Begriff zu geben, sei nur einiges erwähnt. Vor dem entscheidenden Wiedersehen Jephte's und seiner Tochter mußte die Erwartung der Zuschauer möglichst gesteigert werden. Dies wurde dadurch bewirkt, daß eine Viertelstunde voraus die Siegesfanfaren des heimkehrenden Heeres erklangen, zuerst gedämpft mit leisem Wiederhall, als tönten sie fern aus bewaldeten Schluchten, dann immer stärker und stärker, bis endlich der Held von der einen und sein Kind von der andern Seite zur schmerzlichsten Begegnung nahten.[1]

In der letzten ergreifenden Scene tritt die typische Bedeutung der Geopferten, die schon ihr Abschied von den Gespielinen ahnen ließ, in immer klarerem Lichte hervor. Nachdem an Menulema's Grab die Freundinen kleine Vermächtnisse unter sich getheilt haben, einen Kelch, ein ungenähtes Kleid, ein Schweißtuch, eine Rosenkrone und anderes, was

[1] Opp. oo. Tom. VI. pag. 28.

an den Tod des Erlösers erinnert, weiset der Schlußchor auf das herrliche Grab desjenigen hin, der in der Geopferten vorgebildet ist. Inzwischen schwebt in ferner Glorie der erstandene Heiland aus seiner Gruft empor.[1]

Bei dem bedeutenden Umfange der Tragödie mag ihre Aufführung wohl über einen halben Tag in Anspruch genommen haben, was bei den Jesuitendramen eben keine Seltenheit war. Ein Trauerspiel Jacob Bidermann's, das 1638 in München gegeben wurde und von dem sogleich die Rede sein wird, dauerte von Mittag bis in die Nacht volle sieben Stunden, so daß die letzten Scenen beim Scheine der Fackeln gespielt werden mußten. Auch die Schlußscene der Jephtias scheint für eine nächtliche Beleuchtung berechnet gewesen zu sein.

In der kurzen Biographie des Dichters, die seinen sämmtlichen Werken vorausgeschickt ist, wird noch ein anderes Trauerspiel von ihm erwähnt, betitelt „Calybita" und gleichzeitig bedauert, daß dasselbe von diebischen Händen der Nachwelt entrissen worden sei, indem es bei seiner Aufführung zu München sieben Stunden gewährt und dem Publikum bei immer steigender Theilnahme Ströme von Thränen entlockt habe. Diese Mittheilung beruht, sowohl was den Autor, als was das Schicksal des Stückes betrifft, auf einem Irrthum. Allerdings wurde am 5. Oct. 1638 ein Schauspiel Joannes Calybita zu München gegeben,[2] auf welches das oben Gesagte seine Anwendung findet, aber dieses Schauspiel hat nicht Balde, sondern Jacob Bidermann aus Ehingen[3] zum Verfasser, der damals als Assistent am Collegium zu Rom verweilte; eben so wenig ist es verloren gegangen, sondern

---

[1] Ibidem.

[2] Dasselbe wurde zum erstenmale aufgeführt zu Dillingen im Jahre 1618. Emil Weller in Naumann's Serapeum, Jahrg. 1864. S. 208.

[3] Bidermann, einer der besten neulateinischen Dichter, leistete im

findet sich in Jacob Bidermann's dramatischem Nachlaß, der zu München veröffentlicht wurde.[1]

Epos, im Epigramm und in der Heroide Bedeutendes. Den größten Ruhm aber erwarben ihm seine Dramen, die er zu München und Dillingen zur Aufführung brachte. Sie sind etwas flüchtig gearbeitet und nicht für den Druck berechnet, verrathen aber große Bühnenkenntniß und machten unglaublichen Eindruck. Besonders merkwürdig ist sein Cenodoxus oder der Doctor von Paris, eine Comödie, die ebensoviel Gelächter als Weinen hervorrief, und selbst vielfache Bekehrungen veranlaßte. Sie wurde gegeben zu München im Jahre 1609. Serapeum 1864. pag. 192. Bidermann lehrte 1606—1616 zu München Rhetorik, 1617—1624 zu Dillingen Theologie und wurde sobann nach Rom berufen, woselbst er im Jahre 1639 starb.

[1] Opera comica posthuma. P. II. pag. 187.

IV. Lehramt und Hofprädicatur in München.

Gegen Ende October des Jahres 1637 wurde Balde als Professor der Rhetorik an das Gymnasium nach München berufen.[1] Es muß auf den ersten Blick auffallen, daß er von einer so einflußreichen und glänzenden Stellung, wie er sie an der Hochschule Ingolstadt's einnahm, nun plötzlich in eine geringere Sphäre zurückversetzt wurde, auf eine Stufe, die er bereits vor 10 Jahren inne gehabt. Soweit wir indeß die Ursachen dieser Veränderung bei dem Mangel directer Aufschlüsse aus einzelnen Andeutungen zu erforschen vermögen, waren dieselben für Balde höchst ehrenvoll. Allem Anscheine nach wurde seine Versetzung verfügt auf den Wunsch des Herzogs Albert's VI., Bruders des regierenden Churfürsten. Dieser kunstsinnige, hochgebildete Fürst wollte seinem Sohne Albert Sigismund, der eben in die Rhetorik übertrat, Gelegenheit verschaffen, in diesem Zweige den Unterricht des trefflichsten bekannten Lehrers, des Pater Balde, zu genießen. Allein als Wittwer mit gesteigerter Liebe an seinen Söhnen hangend, wollte er den jüngsten nicht von sich weg nach Ingolstadt ziehen lassen, sondern bewirkte durch seinen mächtigen Einfluß,

---

[1] Diarium Gymn. Monac.

Ad ann. 1638. octob: P. Jac. Balde, Professor Rhetoricae.

Ad diem 23. octob: Loco Rhetoris, qui necdum Ingolstadio venerat, docuit M. Christophorus Hugell.

Ad diem 25. ejusd: Coepit concionari in aula (Gymnasii) P. Jacobus Balde, Professor Rhetorices.

daß der Professor der Rhetorik von der Hochschule nach München berufen wurde. Balde wurde dem Prinzen Albert Sigismund mehr als Lehrer, er war ihm Mentor, väterlicher Freund. Einmal widmete er ihm eine kleine, ganz lehrhafte Ode „Man müße auch auf das Kleinste Acht haben[1]", die wahrscheinlich irgend eine nothwendige Rüge poetisch milderte. Und als im April des Jahres 1639 sein Zögling zum Coadjutor des Bischofs von Freising erwählt wurde, brachte er ihm wieder in einer Ode, und zwar im vertrautesten Tone, seine Glückwünsche und Mahnungen dar. Von der erwähnten Ode, überschrieben: „Lob des Hirtenlebens"[2] urtheilt Herder: „Einem geistlichen Fürsten in diesem Wald- und Hirtenlande (Bayern) konnte man die Pflichten seines Amtes schwerlich ernster und schöner sagen."

Balde hatte die Freude, den Prinzen, nachdem er damaliger Sitte gemäß zwei Jahre der Rhetorik obgelegen, am Schlusse des Schuljahres 1639 mit dem Preise aus der Beredsamkeit ausgezeichnet zu sehen. Der junge Herzog, erwählter Nachfolger eines deutschen Fürstbischofs, hielt es nicht unter seiner Würde, aus den Reihen der Studirenden vorzutreten und sein Preisbuch in Empfang zu nehmen.[3] Aber auch sein Wirken in späteren Jahren, da er bereits den Hirtenstab übernommen hatte,[4] gereichte dem Lehrer zu hoher Genugthuung. Das Andenken Albert Sigismunds ist im Bisthum Freising ein gesegnetes; denn er war ein Vater seiner Untergebenen, ein Feind des Müssiggangs, ein Förderer der schönen Künste und Wissenschaften. Später wurde er auch noch Bischof von Regensburg und starb den 5. April 1685.

---

[1] Lyr. IV. 6.

[2] Lyr. III. 45.

[3] Diarium Gymn. Mon.

Ad. ann. 1639. 11. Octob: praemio donatus inter et ante Rhetores ex eloquentiae studio Sereniss. Princeps Albertus Sigismundus.

[4] Die wirkliche Uebernahme desselben erfolgte erst im Jahre 1652.

Das Gymnasium zu München und besonders der rhetorische Curs empfand die Ankunft des neuen Lehrers recht wohlthätig. Ein frischer Morgenhauch ging durch die dumpfen Schulstuben und bald sang und klang es im heiligen Musenhain wieder von allen Zweigen. Ein kleiner Zug aus diesem rührigen Leben, das Pater Balde in München hervorrief, ist uns aufbehalten. Am Feste des hl. Stephanus 1637 nach der Vesper mußte ein Rhetor vor dem versammelten Collegium einen Vortrag halten. Der junge, polnische Ritter Johann Andreas Koniekpolsky war hiefür auserseheu. Dieser erließ nun einen feurigen Aufruf zum Kriege gegen die Türken (auch ein Lieblingsthema unseres Dichters!) zum Zwecke der Wiedergewinnung der Grotte von Bethlehem, und bei den Kraftstellen der Rede fielen Pauken und Trompeten schmetternd ein.[1] Eine edle, aber hoffnungslose Selbsttäuschung! Die Christenheere, die solches zu vollbringen vermocht hätten, standen sich auf deutschem Boden blutdürstig gegenüber, während der Sultan im Osten einen Vortheil um den andern errang und 27 Jahre währte es noch, bis die katholischen Mächte zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen den Halbmond sich ermannten.

Erst im Jahre 1664 war den todesmuthigen, kreuzzugpredigenden Schülern Balde's Gelegenheit geboten, unter Montecuccoli's Führung gegen die Türken zu kämpfen, wobei es freilich nur die Abwehr eines übermächtigen Feindes und nicht die Eroberung des hl. Landes galt.

Leider war die Wirksamkeit Balde's am Gymnasium zu München diesesmal von sehr kurzer Dauer. Ein ernstes

---

[1] Diarium Gymn. Monac.

Ad ann. 1637, 26. decemb: Post vesperas declamatio Rhetoris et Poetae. declamavit porro et bellum Turcis inferendum pro repetenda spelunca Bethlehemitica probavit intersonantibus tubis ac tympanis Illustriss. D. D. Joannes Andreas à Koniecpolc Koniecpolsky eques Polonus Rhetor.

Ereigniß, das ganz unerwartet inzwischen trat, berief ihn auf einen andern Posten von hoher Wichtigkeit, nachdem er seinen rhetorischen Curs erst vierthalb Monate geleitet hatte. Welch' trefflichen Grund er übrigens in dieser kurzen Zeit in seinen Schülern gelegt hatte, das beweist hinlänglich der Erfolg des schon erwähnten Drama's, Joannes Calybita, welches dieselben am Schluß des Schuljahres zur Aufführung brachten. Seit Cenodoxus, der Doctor von Paris, 1609 über die Bretter ging (ein Schauspiel, das gleichfalls den bühnenkundigen Bidermann zum Verfasser hatte), war im Collegium zu München ein solcher dramatischer Triumph nicht gefeiert worden.[1]

Es dürfte von Interesse sein, aus gleichzeitigen Berichten über die Aufführung dieses Stückes Näheres zu erfahren. Was zunächst seinen Stoff betrifft, so ist derselbe nahe verwandt mit der Geschichte des hl. Alexius, den die Kirche am 17. Juli feiert. Johannes Calybita, der geliebte Sohn vornehmer Eltern, faßt den Entschluß, die Welt zu verlassen und Einsiedler zu werden. Nachdem er eine zeitlang im Gebirge sich aufgehalten, ohne daß seine trostlosen Eltern von ihm Kunde erhalten konnten, kehrt er unerkannt in Verkleidung in's Vaterhaus zurück, wo er sich einen dunklen Winkel als Zufluchtsstätte erbittet. Sein inständiges Flehen findet Gewährung; aber den Inwohnern bald zum Ueberdruß muß er von Herrschaft und Gesinde Härte und Hohn in Fülle ertragen. In kurzem erliegt er dem selbstgewählten Elend. Vor seinem Ende ruft er noch die Gebieterin des Hauses an sein Lager, gibt sich ihr zu erkennen, und haucht in ihren Armen den Geist aus.

Das Stück erforderte große Vorbereitungen. In der Studienaula, einem Saale, der 1000 Menschen faßte, wurde

---

[1] Vergleiche d. Verf. Aufsatz „das Jesuitendrama in München zur Zeit Maximilians I.," im Pastoralblatt für die Erzb. München-Freising. Jahrg. 1864. S. 121.

das Theater aufgeschlagen, an den Fenstern der Straße zu; der tägliche Gottesdienst für die Schüler wurde inzwischen in der Michaelskirche gehalten.[1]

Am 5. October 1638 mit dem Beginne der Herbstferien fand die erste Aufführung statt, eine Art Hauptprobe, bei welcher nur die Väter des Collegiums und die Studirenden anwesend waren. Die zweite Aufführung ging am 7. desselben Monats vor sich. Sie begann um 12 Uhr Mittags und endete um 7 Uhr Abends. Von fürstlichen Personen war nur die Herzogin von Lothringen zugegen, die von der Musiktribüne aus zusah, aber desto zahlreicher hatte sich die sonstige vornehme und gelehrte Welt der Hauptstadt eingefunden, das berühmte Drama des einstigen Münchener Professors zu sehen, nicht zu reden von den zugeströmten Volkshaufen, deren Andrang von vier abgeordneten Gerichtsdienern kaum bewältigt werden konnte. Die churfürstliche Hofkapelle begann ihr Vorspiel und die Wogen der Ungeduld wiegten sich allmählig ein zu einer feierlichen, lauschigen Stille, die von der fortschreitenden Handlung zauberhaft gefesselt, den langen Nachmittag ungestört andauerte, bis beim Schlusse alles in Thränen ausbrach und aus allen Räumen des weiten Saales deutliches Schluchzen vernehmbar wurde. Auch solche, die nicht verstanden, was gesprochen wurde, da man sich nur des Lateins bediente, lasen unschwer aus dem Spiele den Gedanken heraus. Und als sie den edlen Jüngling sahen, der im Vaterhause verbannt lebte, den Eltern so theuer und doch zum Ueberdruß, wie er bei all' den väterlichen Reichthümern arm, neben schwelgendem Gesinde von Hunger und Siechthum aufgerieben ward, wie er zuletzt von seiner Mutter

---

[1] Diarium Gymn. Monac.

Ad ann. 1638, 5. octobr: Inchoatae Vacationes Antumnales, et primo in scenam datus Joannes Calybita in aula scholarum, ubi cum exstrueretur theatrum ad latus plateae dimissi interim discipuli pro sacro audiendo in Templo S. Michaelis.

erkannt, in ihren nur allzu späten Umarmungen, unter ihren ergreifenden Wehklagen seine edle und siegreiche Seele zu jenen nimmer endenden Freuden des Himmels erschwang, da war Niemand aus der ganzen, dichtgedrängten Versammlung, der nicht feuchten Auges die trostlose Mutter beklagt und den starkmüthigen Helden beglückwünscht hätte.[1]

Nach dem Schlusse des Stückes, der wie schon erwähnt, ob der einbrechenden Nacht beim Scheine der Fackeln gespielt werden mußte, fand wie herkömmlich die Preisevertheilung statt. Mächtiger Beifall folgte der Darstellung; Niemand hatte sich entfernt, bevor alles zu Ende war.

Wir sind mit dieser Schilderung den Ereignissen etwas vorausgeeilt und müssen noch auf die Vorfälle zurückkommen, die unsern Dichter so plötzlich aus dem rhetorischen Curse hinweg in einen höheren Wirkungskreis beriefen. Der weitberühmte Hofprediger des Churfürsten, Jeremias Drexelius, war schwer erkrankt und sein Zustand ließ bald keine Aussicht auf Wiedergenesung übrig. Die Kanzel der Hofkirche, die Drexelius 23 Jahre lang ohne Unterbrechung verwaltet hatte, stand verwaist; wer sollte im Stande sein, einen solchen Verlust aufzuwägen? Eine schwere Aufgabe war dem Nachfolger des ehrwürdigen Hofpredigers zugefallen, denn es galt hier, einen Mann zu ersetzen, der seine Zuhörer eben so sehr durch die Tiefe seines Wissens und den Glanz seiner Beredsamkeit, als durch die Würde seiner persönlichen Tugend gefesselt hielt. Drexelius war wie ein Heiliger verehrt. Oft glaubte seine ergriffene Hörerschaft des Predigers Haupt von überirdischem Lichte umstrahlt zu sehen; doch wie dem auch sei, gewiß sendeten seine geist- und salbungsvollen Schriften, die in hunderttausenden von Exemplaren verbreitet waren, reiche Lichtströme über die christliche Welt aus und gereichten ihrem Urheber

[1] Jac. Bidermann, opp. com. posth.. Mon. 1666. In praemonitione ad lect. fol. 6.

zum höchsten Ruhme. Das Vertrauen des Hofes genoß Drexelius in einem seltenen Grade. Bereits auf dem böhmischen Feldzuge hatte er Maximilian als Prediger begleitet, war wiederholt von ihm in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen worden und erfreute sich noch in seiner letzten Krankheit einer solchen Theilnahme von Seite des Churfürsten, daß dieser zu seinem Leibarzte äußerte: „Es ist wichtiger für unser Land, daß Drexel am Leben bleibe, denn ich". Im göttlichen Rathe war es anders beschlossen; er starb am 19. April 1638 mit dem heiteren Frieden eines Gerechten im 57. Lebensjahre. Ganz abgezehrt, wie er war, äußerte er noch kurz vor seinem Ende lächelnd: „Es werden die Würmer an mir eine schlechte Mahlzeit haben."

So schmerzlich es für Maximilian sein mußte, eine neue Wahl zu treffen, sein scharfes Auge hatte bald den rechten Nachfolger herausgefunden. Der Erkorne war Pater Balde.[1] München hatte bereits öfter Gelegenheit gehabt, ihn als Kanzelredner zu bewundern, da er seit November des vorigen Jahres als Präses der größeren marianischen Congregation aufgestellt war, in welcher Eigenschaft ihm zahlreiche lateinische Vorträge zu Ehren der Gottesmutter oblagen.

Sein ganzes Auftreten erinnerte an Drexelius, wenn er, die bleiche Schläfe von frommer Begeisterung angeglüht, die ewige Wahrheit verkündete. Dieselbe hagere, ascetische Erscheinung, dieselbe Tiefe und Fülle der Gedanken, dieselbe zündende Glaubenswärme. Was ihm an Ehrwürdigkeit des Alters und an Ruhm des Namens gebrach, das ersetzte sein harmonischer, kunstvollendeter Vortrag und ein wohl-

[1] Bereits am 8. Febr. 1638 beschloß er seine Lehrstunden am Gymnasium, denn zu diesem Tage ist im Diarium bemerkt: Coepit loco P. Balde docere Rhetoricam P. Jacobus Reis. Ebenso am 18. April seine geistlichen Vorträge in der Studienaula, die er bisher noch fortgeführt. Unter diesem Datum heißt es: Concionatur in aula syntaxeos Magister Bernardus Neuhauser.

thuender Hauch poetischer Auffassung. Er predigte, wie alle Nachrichten versichern, am bayerischen Hofe mit dem größten Beifall, und viel in wenigen Worten sagend, bemerkt ein Biograph von ihm: Ein mächtiger Redner sprach er zu den Mächtigen der Erde.[1]

Wie sehr er es verdiente, in das geheiligte Erbe der Hofkanzel einzutreten, wie geeignet er war, es im Geiste seines Vorgängers fortzuführen, das läßt jene Ode erkennen, darin er dem hingeschiedenen Drexelius ein hochragendes Denkmal bewundernder Verehrung setzt.[2] Mehr denn zwei Jahre versah unser Dichter die ehrenvolle Stelle, zu der ihn Maximilians Vertrauen berufen hatte. Wohl wurde der schmächtige zartgebaute Mann oft müde auf seinem Rednerstuhl;[3] wohl sehnte er sich jedes Semester nach der gegönnten Rast in dem einsamen Ebersberg,[4] allein es waren doch diese Tage die sonnigste fruchtbarste Zeit seines ganzen Lebens. Noch hatte seine Gesundheit nicht von den schweren Anfällen zu leiden, die ihm später jede anstrengende Thätigkeit unmöglich machten. Im freundschaftlichen Verkehre mit Münchens hervorragenden Männern, im Angesichte seiner großartigen Bauwerke, in dem belebenden Hauche fürstlicher Gunst, gediehen jene köstlichen Geistesfrüchte, mit denen er uns beschenkt, die Bücher seiner Oden und Wälder zur Vollendung.

Seine Ordensobern bezeugten ihm ihre volle Zufriedenheit mit seinem Wirken als Hofprediger dadurch, daß sie ihn bei Niederlegung seines Amtes in verhältnißmäßig jungem Alter unter die bevorzugten Mitglieder der Gesellschaft, unter die Professen aufnahmen. Am 31. Juli 1640, am Tage des hl. Ignatius von Lojola, legte Balde während eines Hoch-

---

[1] Opp. o o. Tom. I. in icone authoris.

[2] Lyr. I. 16.

[3] fessus in exedra. Lyr. III. 11.

[4] ibid.

amtes in der Michaelskirche in die Hände des Rectors Georg Spaiser die drei feierlichen Gelübde ab, zu denen noch ein viertes, das der Missionen, hinzukam. Zugleich mit ihm leisteten dasselbe Gelöbniß Laurentius Keppler und Maximilian Lerchenfeldt.[1]

Unmittelbar nach vollendeter Feier strömte er den Drang seiner übervollen Seele in einem stürmischen Hymnus aus, dem er die Aufschrift gab: Sonnenblume,[2] oder der Gott zugekehrte Menschengeist. Höchste Befriedigung, nur mehr von einem einzigen Winke abzuhängen, ungestüme Sehnsucht, für die Sache des Herrn über Gebirge und Meere zu wandern, innerste Seligkeit, die ewige Schönheit ganz sein nennen zu dürfen, spricht der Sänger in diesem erhabenen Liede ergreifend aus. Besonders tief und nachhaltig war in ihm der Wunsch, Missionär zu werden. In dem herrlichen Säculargesang, den er im gleichen Jahre auf den hundertjährigen Bestand des Jesuitenordens dichtete,[3] hebt er mit hinreißendem Hochgefühl die Missionsthätigkeit desselben, gewiß die edelste Blüthe in seinem Ruhmeskranze — vor aller Welt hervor. Man fühlt es diesen Strophen an, daß sie der Dichter mit seinem Herzblut geschrieben, daß er frohlockend in die fernsten Länder gezogen wäre, um für den Sieg des Glaubens sich hinzuopfern, wenn es seinen Obern gefallen hätte, wie er ja seinen Freund Fuscus, so schwer ihm die Trennung wurde, innig beglückwünscht, als derselbe Befehl erhielt, in die Missionen Mexico's zu reisen.[4]

---

[1] Liber professionum S. J. cod. bav. 547.

Professiones quatuor votorum:

Anno 1640. P. Laurentius Keppler
P. Maximilianus Lerchenfeldt
P. Jacobus Balde } 31. Juli in manibus P. Georgii Spaiser Collegii Rectoris in Templo S. Michaelis

[2] Lyr. IV. 48. Heliotropium.

[3] Epod. 21.

[4] Lyr. IV. 17.

Aber beide, Balde und sein geliebter Fuscus, mußten ihrem sehnlichsten Wunsche entsagen. Dieser erhielt Gegenbefehl und wurde Prinzenerzieher, jenem wurde der Auftrag, Bayerns Geschichte zu schreiben.

Sollen wir von Balde's glänzendster Periode, von seinem Aufenthalte zu München in den Jahren 1637—1644 ein anschauliches Bild geben, zu dem uns allerdings seine lyrischen Gedichte zerstreute mannigfache Farben liefern, so müssen wir billig zuerst jene Männer uns vorführen, die das meiste dazu beitrugen, dem Dichter das Leben poetisch zu gestalten. Herzog Albert VI., der Leuchtenberger, muß an erster Stelle genannt werden. Dieser hochherzige Fürst würdigte unsern Dichter seiner besonderen Freundschaft und wurde ihm, was Dichter so sehr bedürfen, ein aufmunternder Mäcen. Da sein Palast, die heutige Herzog-Marburg, mit dem anstoßenden Jesuitencollegium durch einen gedeckten Gang verbunden war, so konnte sich zwischen den beiden gesinnungsverwandten Männern leicht der angenehmste Verkehr entspinnen, wozu das Verhältniß, in welchem Balde zu Alberts Sohne stand, den ungesuchtesten Anlaß bot. Besonders glücklich schätzte sich der Dichter, wenn ihn der Herzog hinaufführte in seine prachtvollen hängenden Gärten. Dieselben lehnten sich unmittelbar an den Palast an und überbrückten, auf den inneren Ringmauern Münchens schwebend, den Stadtzwinger.[1] Aehnliche Anlagen hatte Herzog Albert auch in seiner Villa Neudeck am Gasteigberge geschaffen. In zwei seiner Oden, der XX. und XXII. des zweiten Buches, entwirft Balde von diesen hängenden Gärten, wo man die Erfindungen der Kunst mit den köstlichsten Naturgebilden vereinigt schaute, ein reizendes Gemälde voll Duft und Frische. War der Eingang, den die zierliche Marmorstatue eines Knaben bewachte, überschritten, so öffnete sich dem Auge ein kleines Paradies. Dunkle

[1] M. Merian, Topographia Bavariae. S. 34. Vgl. hiezu die beigegebene Abbildung aus der Vogelperspective.

Laubgänge von Weinreben, hie und da überragt von rauschenden Waldbäumen, umsäumten den Plan. In Gebüschen rieselten Felsenquellen, die ihre Fluth über schwellende Rasen sendeten. Inmitten aber stiegen Springbrunnen auf und stäubten ihren Regen auf den vielfarbleuchtenden Blumenflor aus allen Zonen. Nebenan erhoben sich zierliche Gartenhäuschen, geschmückt mit Fresken und Geweihen. Hier auf sonniger Zinne war es, wo er in schönen Stunden „seine Lyra vor den Fürsten schlug",[1] wo er dem edlen Herzog und dessen Söhnen seine jüngsten Gedichte vortragen durfte. Leider wurde der seltene enge Kreis gar bald gewaltsam durchbrochen, als nämlich am 19. Mai 1640 Alberts erstgeborener Sohn, Franz Carl, ein vortrefflicher Prinz, in der Blüthe seiner Jahre dahinstarb. Unseren Dichter traf die Trauernachricht fern zu Altötting, nachdem er kaum eine größere Erholungsreise angetreten; wie schmerzlich sie ihn traf, davon zeigt die tiefempfundene Ode, die er dem Andenken des Verblichenen weihte.[2]

Nicht weniger gern als im Palaste des Herzogs Albert war Balde am churfürstlichen Hofe selbst gelitten. Maximilian wußte wohl zu schätzen, was er an seinem Hofprediger besaß, und wenn er auch ob der herrschenden Kriegsnoth den poetischen Leistungen desselben nicht jene warme Theilnahme widmen konnte, die seinem für alles Edle hochschlagenden Herzen Bedürfniß war, so gab er ihm doch vielfach Beweise von anerkennendem Vertrauen und erschloß seinem Talente reiche Förderungsmittel. Abgesehen von den beiden ehrenvollen Hofämtern, die er ihm aus eigenstem Entschlusse nach einander übertrug, ließ er öfter durch ihn seinen Verkehr mit auswärtigen Gelehrten vermitteln, und hatte ihn gern zum Begleiter, wenn er seine Villa Schleißheim besuchte[3] oder

---

[1] Silv. V. 7. [2] Lyr. III. 41. [3] Lyr. II. 25. IV. 46.

wenn er eine Wallfahrt nach Altötting unternahm.[1] Die Residenz mit all ihren Kostbarkeiten, mit ihren Kunstwerken und Bücherschätzen stand dem Besuche des Pater Balde jederzeit offen; mit Muße konnte er vor den Marmorbüsten des Antiquariums träumend weilen,[2] in der Gemäldesammlung Dürer's Lucretia bewundern,[3] in den Gemächern des Churfürsten über die angebrachten Denksprüche seine Betrachtungen anstellen,[4] und durch die Reihen der Prunksäle schreitend an vielgestaltiger Schönheit das Auge weiden.[5]

Solche Huld muß sich Liebe erobern. Balde's dankbares Gemüth war der churfürstlichen Familie mit der innigsten Verehrung zugethan. Wie erhebend besingt er nicht die Frömmigkeit seiner Fürstin, der edlen Anna Maria,[6] wie zärtlich weiht er nicht den Churprinzen Ferdinand Maria dem Schutze der seligsten Jungfrau,[7] wie ergreifend fleht er für den erkrankten zweitgeborenen Prinzen Maximilian Philipp zur Gnadenmutter von Tuntenhausen,[8] wie tiefbewegt ruft er noch 1647 in dem oscischen Schlußgesange auf das ganze churfürstliche Haus den Segen der Himmelskönigin herab!

Seinen großen Maximilian, den er, auf die Scipionen anspielend, gern Maximus Aemilianus nennt, verherrlicht er in nur wenigen, aber wahrhaft majestätischen Gesängen. Unwürdige Schmeicheleien sind ihm fremd, und wahrlich, er bedurfte auch solcher nicht, um dem Ruhme seines Fürsten Unsterblichkeit zu sichern. Maximilians erleuchtete Einsicht und Staatsklugheit, seine Mäßigung im Glücke, seinen Starkmuth im Unglücke besingt er in dem Panegyrikus „die lorbeerbekränzte Fama", welche Dichtung Brunner als Epilog in

---

[1] Epod. 5. v. 43 et 55. [2] Silv. V. 5. [3] Tom. V. pag. 32. [4] Lyr. IV. 3. [5] Lyr. IV. 2. [6] Lyr. III. 15. [7] Lyr. II. 45. [8] Silv. II. Parth. 3.

seine excubiae tutelares aufnahm; seine heroische Tapferkeit in dem „boischen Päan“, gesungen zum Andenken an den Sieg bei Prag 1620,[1] seine Glaubensinnigkeit in jener Ode, die er auf die Statue der hl. Jungfrau an der Fronte der Residenz dichtete;[2] aber am glorreichsten verherrlichte er ihn durch den ersten Gesang des IV. Buches,[3] wo er in kühner Apostrophe dem Herrscher vergegenwärtigt, wie gnädig ihn die Vorsehung durch alle Wechselfälle des Krieges geführt, und aus jeder Gefahr zu immer höherem Ruhme emporgetragen habe. Auch Herder anerkennt den Werth dieser Dichtungen, die Balde zum Preise seines Maximilian geschrieben, indem er sagt: „In wenigen aber prächtigen Oden besingt er die Vorsicht, die über den Churfürsten auf seinen Kriegszügen gewacht hatte.“[4]

Große Fürsten wissen sich eine würdige Umgebung zu schaffen. München zählte damals eine Reihe der trefflichsten Männer aus allen Ständen und Rangklassen, Männer von kernigem Character und gediegenem Wissen, auf die Maximilian mit um so größerem Stolze blicken konnte, als sie zumeist bayerische Landeskinder waren. Die edelsten unter ihnen durfte Balde seine Freunde nennen. Da war der ehrwürdige Graf Philipp Kurtz von Senfftenau, der Churfürstin Hofmarschall und geheimer Rath, † den 19. Dez. 1640, seit 50 Jahren im Dienste des bayerischen Hofes, ein ebenso gelehrter als liebenswürdiger Greis. Jener Philippus Brevanus, dem die 31. Ode des III. Buches eignet, der den Dichter so wohlwollend in sein Haus einführte und ihm seine Römermünzen zeigte, selbst ein Römertypus von Würde und Welterfahrung, angeblicher Münzenconservator, ist mit ihm ein und dieselbe Person. Da war der geheime Rath und Vicekanzler Bartholomäus Richel, früher Pfleger von Rosenheim,

---

[1] Lyr. II. 3. [2] Lyr. IV. 43. [3] Sieh Num. 1. der Uebertragungen. [4] Terpsichore, S. 187.

ein vortrefflicher Staatsmann, vom Churfürsten häufig mit wichtigen Missionen betraut. Ihm hat Balde unter dem fingirten Namen Bartholdus Licherius das vierte Buch seiner Wälder, Deutschlands Klagegesänge, gewidmet. In der Zueignung sagt er von ihm: „So viel weiß ich, wären alle Räthe Deinesgleichen, ich hätte keinen Grund zu diesen Klagen gehabt. So sehr liegt Dir die gemeine Sache und das öffentliche Wohl am Herzen. Die Geheimnisse des römischen Reiches, die in Deiner Brust verschlossen und wie mit einem Siegelringe versichert ruhen, hältst Du Dir zugleich in Deinem umfassenden Gedächtnisse gegenwärtig. Deine Treue, die sich zur heilsamen Klugheit gesellt, macht Deine übrigen Gaben vollkommen." Richel starb den 27. Februar 1649. Da war der Hofkanzler Johann Christoph Abegg, hervorragend durch Weisheit und Frömmigkeit, dessen Andenken unser Dichter durch einen seelenvollen Nachruf (1645) verewigt hat.[1] Da war der churfürstliche Geheimschreiber (Ser^mo Electori ab epistolis) Joachim Meichel, aus Braunau gebürtig, bekannt als Uebersetzer der Werke des Drexelius, wie als volksthümlicher geistlicher Dichter. Wir werden ihn später noch in Gesellschaft des Pater Balde finden.

Wie am Hofe, so zählte Balde seine Freunde auch unter den Aerzten. Freilich hatte er in Anbetracht seiner schwächlichen Constitution und seiner vielfachen Kränklichkeit ein besonderes Interesse dabei, mit den Männern der Heilkunde in gutem Einvernehmen zu stehen. Mit inniger Dankbarkeit hing er an dem Hausarzte des Collegiums, Doctor Georg Grembs, einem Manne von deutscher Treue, von großer Gelehrsamkeit, von erfolgreichster Praxis, wie ihn uns Thiermayr schildert. Solange Grembs unseren Dichter in Behandlung hatte, blieb dieser von schweren Krankheiten frei. Leider starb der

---

[1] Silv. IX. 22.

treffliche Arzt bereits am 22. März 1644, und wie gerufen befiel gleichzeitig den Pater Balde jenes lebensgefährliche Fieber, das ihn fünf Monate an sein Bett fesselte. Doctor Grembs ist prächtig gezeichnet in der sechsten medizinischen Satire [1] und in der Vorrede zum „Trost der Podagraisten.“ [2]

Ein anderer Arzt, dem Balde stets ein dankbares Gedächtniß bewahrte, war Malachias Geyger, churfürstlicher Hofmedicus, geboren zu Rosenheim 1606, gestorben zu München 23. September 1671. Dieser rettete ihm in einer heftigen Krankheit im Frühjahr 1647 noch das Leben, nachdem bereits der ganze medizinische Senat verzweifelt hatte, ob welcher That er billig triumphirte, da er sich ganz Deutschland zu Dank verpflichtet wußte.[3]

Auch mit dem Doctor Ferdinand Sagittarius, später von Hagenau, der am 21. Juli 1647 zu München als Leibarzt des Churfürsten starb, war Balde sehr gut bekannt. Derselbe, ein leidenschaftlicher Raucher, ist in der Satire gegen den Mißbrauch des Tabaks, ohne Nennung seines Namens, mit einer artigen Characteristik bedacht.[4]

---

[1] Tom. IV. pag. 387.

[2] ibid. pag. 43. squ.

Es existirt ein Billet von Balde's Hand, wahrscheinlich an diesen Arzt gerichtet, aus dem hervorginge, daß seine Mutter bei ihm in München ihre späteren Tage zubrachte. Dasselbe lautet:

Reverendissime
vir, amice, Doctor et Physice!

Oro te suppliciter, ut mox, si quid temporis tibi vacat, nos invisas; nam mater mea, nescio quo morbo et capitis et cordis correpta est. Veni ergo, quaeso!

Tui observantissimus
J. Balde.

[3] Tom. IV. pag. 532.

[4] Tom. IV. pag. 448. Vgl. Kobolt's Gelehrtenlexikon, Art. Sagittarius.

Unter dem Weltklerus der Residenz finden wir, soweit unsere Materialien reichen, nur eine Persönlichkeit mit dem Dichter näher befreundet. Es ist dies Johannes Kuen, Hauscaplan des Grafen von Wartenberg an der Sebastianskirche im Krottenthal und beneficiatus Trium Regum bei St. Peter, besonders bemerkenswerth als geistlicher Sänger in deutscher Sprache. In der heiligen Poesie entfaltet er großen Eifer, dem es freilich an rechter Mäßigung gebricht. Reiche Phantasie und zarte Empfindung zeichnen viele seiner Gedichte aus, doch legt er eine zu große Hinneigung zu Fremdwörtern und sprachlichen Härten an den Tag und huldiget namentlich dem seltsamen Eigensinn, jedes Gedicht auf ein Procrustesbett von 12 Strophen zu spannen. Immerhin aber steht er in den besseren seiner zahlreichen geistlichen Lieder den norddeutschen Dichtern damaliger Zeit nur wenig nach; an Reichthum der Sangweisen und Reime, an Neuheit und Kühnheit des Ausdrucks möchte er sie übertreffen.

Der freundschaftliche Verkehr zwischen Balde und ihm war ein so inniger, daß beide manchmal an einem Werklein zusammenarbeiteten, ohne ihr Eigenthum vor der Oeffentlichkeit auszuscheiden; so war es bei den Flugblättern, die 1649 erschienen unter dem Titel „Chorea mortualis — Todtendantz oder Klaglied, gesungen nach dem kläglichen Hintritt der Allerdurchlauchtigsten Kaiserin Leopoldinä &c."[1] Das Gedicht erschien anonym, aber Balde galt sofort als alleiniger Verfasser und galt dafür auch dann noch, als er selbst in der Amberger Ausgabe der Chorea mortualis bemerkt hatte: Auctor latino versu composuerat; alius sic transtulit. Dieser Andere ist aber unzweifelhaft Johannes Kuen, wie eine nähere Vergleichung jenes Todtendantzes mit seinen übrigen Gedichten[2] alsbald ergeben wird. Unsere Ansicht wird

[1] Opp. oo. Tom. VII. pag. 385.

[2] Sieh ihr Verzeichniß bei Kobolt, Art. Kuen.

noch bestärkt durch den Umstand, daß Kuen schon früher einmal Balde's Agathyrsus frei in's Deutsche übertragen, und auch diese Uebersetzung ohne seinen Namen 1647 mit des ersteren Dichtung zusammen drucken ließ.

Das hohe Lob, das Johann Conrad Orelli[1] dem deutschen Theile der Chorea mortualis spendet, indem er sagt, derselbe hauche die zartesten Gefühle und funkle von den anmuthigsten Bildern wie von Edelsteinen, muß darum auf Kuen zurückgeführt werden.

Dieser fromme geistliche Sänger starb im November 1675 zu München und wurde am 14. desselben Monats in der Peterskirche beim Altare der heiligen drei Könige bestattet.

Daß Jacobus Balde in seinem Orden, und zwar zunächst im Collegium zu München viele gleichgestimmte empfängliche Herzen fand, die sich an seiner herrlichen Gabe hoch erfreuten und sich glücklich schätzten, mit einem solchen Dichter näher verkehren zu dürfen, ist leicht begreiflich. So finden wir in seinen lyrischen Wäldern außer den schon genannten Vätern freundlich erwähnt den Uebersetzer Leonhard Ereder, † zu Constanz 1653, den greisen Missionär Andreas Aigenmann, † zu München 1650, den Prediger Martin Siben aus Münster, der sich einige Jahre zu München, wie es scheint, zur Erholung aufhielt und durch seine aufmunternde Theilnahme um Balde's poetischen Fortschritt sich großes Verdienst erwarb, wie es zunächst seinem Einflusse zu danken ist, daß er nach jener schweren Krankheit im Jahre 1644 noch einmal zur lyrischen Dichtung zurückkehrte, und seine „Wälder" um die Oden des VIII. und IX. Buches, die reifsten und schönsten seiner Muse, vermehrte.

Hier möchte es am Orte sein, einen Mißstand zu beklagen, der sich einem aufmerksamen Leser unseres Dichters

---

[1] **Jacobi Balde, carmina selecta. Turici 1818. pag. 518.**

mehr als einmal in lästiger Weise fühlbar macht, nämlich das endlose Spiel mit fingirten Namen. Um wie viel bedeutender wären seine Gedichte für die Geschichte der Hauptstadt und des Landes, wenn diese in Anagrammen und Metathesen vermummten oder sonst bis zur Unkenntlichkeit entstellten Personen-Namen deutsch und frei, mit offenem Visir an uns vorüberzögen! Da begegnet uns eine ganze Schaar Clarissimi, Amplissimi, Illustrissimi, also Männer von Rang und Bedeutung, Gelehrte, Staatsmänner, Edelleute, die mit Balde in Verbindung standen, die den von ihm gestifteten Vereinen angehörten, die in wichtigen Angelegenheiten sich seinen Rath erbaten, die ihm ihre schriftstellerischen Arbeiten zur Prüfung vorlegten; allein mit ihrer hieroglyphischen Aufschrift — was sind sie uns mehr als wesenlose Schatten, da sie uns doch Sterne des Ruhmes sein könnten? Wer ist z. B. jener Bruno Vipsalius,[1] der vorübergehend in Trier weilt, aber in München offenbar seine Heimat hat? Er erscheint als Verfasser eines Heldengedichtes „Alemannis“ und der Dichter spendet ihm für seine Arbeit, eine Darstellung des dreißigjährigen Krieges, das höchste Lob. Allein das Epos blieb ungedruckt und der treffliche Dichter ist für uns selbst dem Namen nach verloren.

Balde hat diesen Mißstand später selbst gefühlt und zu seinen lyrischen Wäldern erläuternde Anmerkungen: „Notae in Silvas“ geschrieben. Leider gelangten sie nicht zum Druck.

Indessen sind uns doch für das rege literarische Leben, welches damals 1640—47 in München herrschte, Beweise genug aufbehalten. Das Jesuitencolleg gab den umfangreichen ascetischen Nachlaß des Pater Drexelius heraus, der Jesuit Wangnereck schrieb ein Werk über Marien-Verehrung, Pietas Mariana Graecorum, Bissel schrieb seine vernalia und deliciae aestatis, in der Historie sein Argonauticon Americanorum,

[1] Silv. lyr. V. In dedicatione.

Adam Schirmbeck seine „Messis Paraquariensis“. Der geheime Rath Johann Adlzreitter veröffentlichte mehrere apologetische Schriften zu Gunsten des bayerischen Churhauses, der Hofgerichtsadvokat Sebastian Kraisser ließ 1640 ein Repertorium electoralis Juris bavarici erscheinen. Malachias Geyger schrieb wichtige medicinische Abhandlungen, z. B. über die Vorsichtsmaßregeln gegen die Pest und über Gemüthskrankheiten, Johannes Kuen mehrere Bände Marienlieder und Hirtengedichte, Jacobus Balde endlich seine Oden und Wälder, die Philomela, den Teutschen Agathyrsus und das Bauernspiel.

V. Die Gesellschaft der Magern.

Congregatio Macilentorum.

Schon zu Ingolstadt hatte Balde ein Trutzlied „Agathyrsus“ von 85 jambischen Strophen abgefaßt, das zu München 1638 gedruckt erschien. Die Agathyrsen waren ein asiatisches Volk, von dem uns die alten Geschichtsschreiber berichten, daß es stets nur einen Magern zu seinem Könige wählte. Was wollte nun Balde mit dieser Dichtung? Er schrieb sie sowohl zum Selbsttroste als zur Abwehr. Da er nämlich von Natur aus schon schmächtig gebaut und in Folge seiner rastlosen Studien noch von Husten und Athmungsbeschwerden heimgesucht war, so hielten ihn viele für ein unrettbares Opfer der Schwindsucht und machten bald aus ihrer schrecklichen Sentenz dem Dichter selbst gegenüber kein Geheimniß mehr. Während eine frühere Prophezeiung des Rectors Keller ihm langes Leben und sogar einige Wohlbeleibtheit in Aussicht gestellt hatte, meinte jetzt jede halbweg gedrungene Figur ein Recht zu haben, ihm in's bleiche, vergeistigte Antlitz ein memento mori zu schleudern. Da wurde er des mitleidigen Achselzuckens auf einmal satt; er faßte einen heiligen Zorn gegen die Verdächtiger seiner Constitution und rief in einer begeisterten Stunde aus: „Ich will's dahin bringen, daß meine Magerkeit vor eueren vollen Wänsten auf dem Erdenrunde gefeiert werde.“[1] Gesagt, gethan. Alsbald ergriff er die Feder und schrieb seinen Agathyrsus, eine

---

[1] Opp. oo. Tom. IV. pag. 304.

Laubgänge von Weinreben, hie und da überragt von rauschenden Waldbäumen, umsäumten den Plan. In Gebüschen rieselten Felsenquellen, die ihre Fluth über schwellende Rasen sendeten. Inmitten aber stiegen Springbrunnen auf und stäubten ihren Regen auf den vielfarbleuchtenden Blumenflor aus allen Zonen. Nebenan erhoben sich zierliche Gartenhäuschen, geschmückt mit Fresken und Geweihen. Hier auf sonniger Zinne war es, wo er in schönen Stunden „seine Lyra vor den Fürsten schlug",[1] wo er dem edlen Herzog und dessen Söhnen seine jüngsten Gedichte vortragen durfte. Leider wurde der seltene enge Kreis gar bald gewaltsam durchbrochen, als nämlich am 19. Mai 1640 Alberts erstgeborener Sohn, Franz Carl, ein vortrefflicher Prinz, in der Blüthe seiner Jahre dahinstarb. Unseren Dichter traf die Trauernachricht fern zu Altötting, nachdem er kaum eine größere Erholungsreise angetreten; wie schmerzlich sie ihn traf, davon zeigt die tiefempfundene Ode, die er dem Andenken des Verblichenen weihte.[2]

Nicht weniger gern als im Palaste des Herzogs Albert war Balde am churfürstlichen Hofe selbst gelitten. Maximilian wußte wohl zu schätzen, was er an seinem Hofprediger besaß, und wenn er auch ob der herrschenden Kriegsnoth den poetischen Leistungen desselben nicht jene warme Theilnahme widmen konnte, die seinem für alles Edle hochschlagenden Herzen Bedürfniß war, so gab er ihm doch vielfach Beweise von anerkennendem Vertrauen und erschloß seinem Talente reiche Förderungsmittel. Abgesehen von den beiden ehrenvollen Hofämtern, die er ihm aus eigenstem Entschlusse nach einander übertrug, ließ er öfter durch ihn seinen Verkehr mit auswärtigen Gelehrten vermitteln, und hatte ihn gern zum Begleiter, wenn er seine Villa Schleißheim besuchte[3] oder

---

[1] Silv. V. 7. [2] Lyr. III. 41. [3] Lyr. II. 25. IV. 46.

wenn er eine Wallfahrt nach Altötting unternahm.[1] Die Residenz mit all ihren Kostbarkeiten, mit ihren Kunstwerken und Bücherschätzen stand dem Besuche des Pater Balde jederzeit offen; mit Muße konnte er vor den Marmorbüsten des Antiquariums träumend weilen,[2] in der Gemäldesammlung Dürer's Lucretia bewundern,[3] in den Gemächern des Churfürsten über die angebrachten Denksprüche seine Betrachtungen anstellen,[4] und durch die Reihen der Prunksäle schreitend an vielgestaltiger Schönheit das Auge weiden.[5]

Solche Huld muß sich Liebe erobern. Balde's dankbares Gemüth war der churfürstlichen Familie mit der innigsten Verehrung zugethan. Wie erhebend besingt er nicht die Frömmigkeit seiner Fürstin, der edlen Anna Maria,[6] wie zärtlich weiht er nicht den Churprinzen Ferdinand Maria dem Schutze der seligsten Jungfrau,[7] wie ergreifend fleht er für den erkrankten zweitgeborenen Prinzen Maximilian Philipp zur Gnadenmutter von Tuntenhausen,[8] wie tiefbewegt ruft er noch 1647 in dem oscischen Schlußgesange auf das ganze churfürstliche Haus den Segen der Himmelskönigin herab!

Seinen großen Maximilian, den er, auf die Scipionen anspielend, gern Maximus Aemilianus nennt, verherrlicht er in nur wenigen, aber wahrhaft majestätischen Gesängen. Unwürdige Schmeicheleien sind ihm fremd, und wahrlich, er bedurfte auch solcher nicht, um dem Ruhme seines Fürsten Unsterblichkeit zu sichern. Maximilians erleuchtete Einsicht und Staatsklugheit, seine Mäßigung im Glücke, seinen Starkmuth im Unglücke besingt er in dem Panegyrikus „die lorbeerbekränzte Fama“, welche Dichtung Brunner als Epilog in

---

[1] Epod. 5. v. 43 et 55. [2] Silv. V. 5. [3] Tom. V. pag. 32. [4] Lyr. IV. 3. [5] Lyr. IV. 2. [6] Lyr. III. 15. [7] Lyr. II. 45. [8] Silv. II. Parth. 3.

seine excubiae tutelares aufnahm; seine heroische Tapferkeit in dem „boischen Päan“, gesungen zum Andenken an den Sieg bei Prag 1620,[1] seine Glaubensinnigkeit in jener Ode, die er auf die Statue der hl. Jungfrau an der Fronte der Residenz dichtete;[2] aber am glorreichsten verherrlichte er ihn durch den ersten Gesang des IV. Buches,[3] wo er in kühner Apostrophe dem Herrscher vergegenwärtigt, wie gnädig ihn die Vorsehung durch alle Wechselfälle des Krieges geführt, und aus jeder Gefahr zu immer höherem Ruhme emporgetragen habe. Auch Herder anerkennt den Werth dieser Dichtungen, die Balde zum Preise seines Maximilian geschrieben, indem er sagt: „In wenigen aber prächtigen Oden besingt er die Vorsicht, die über den Churfürsten auf seinen Kriegszügen gewacht hatte.“[4]

Große Fürsten wissen sich eine würdige Umgebung zu schaffen. München zählte damals eine Reihe der trefflichsten Männer aus allen Ständen und Rangklassen, Männer von kernigem Character und gediegenem Wissen, auf die Maximilian mit um so größerem Stolze blicken konnte, als sie zumeist bayerische Landeskinder waren. Die edelsten unter ihnen durfte Balde seine Freunde nennen. Da war der ehrwürdige Graf Philipp Kurtz von Senfftenau, der Churfürstin Hofmarschall und geheimer Rath, † den 19. Dez. 1640, seit 50 Jahren im Dienste des bayerischen Hofes, ein ebenso gelehrter als liebenswürdiger Greis. Jener Philippus Brevanus, dem die 31. Ode des III. Buches eignet, der den Dichter so wohlwollend in sein Haus einführte und ihm seine Römermünzen zeigte, selbst ein Römertypus von Würde und Welterfahrung, angeblicher Münzenconservator, ist mit ihm ein und dieselbe Person. Da war der geheime Rath und Vicekanzler Bartholomäus Richel, früher Pfleger von Rosenheim,

---

[1] Lyr. II. 3. [2] Lyr. IV. 43. [3] Sieh Num. 1. der Uebertragungen. [4] Terpsichore, S. 187.

ein vortrefflicher Staatsmann, vom Churfürsten häufig mit wichtigen Missionen betraut. Ihm hat Balde unter dem fingirten Namen Bartholdus Licherius das vierte Buch seiner Wälder, Deutschlands Klagegesänge, gewidmet. In der Zueignung sagt er von ihm: „So viel weiß ich, wären alle Räthe Deinesgleichen, ich hätte keinen Grund zu diesen Klagen gehabt. So sehr liegt Dir die gemeine Sache und das öffentliche Wohl am Herzen. Die Geheimnisse des römischen Reiches, die in Deiner Brust verschlossen und wie mit einem Siegelringe versichert ruhen, hältst Du Dir zugleich in Deinem umfassenden Gedächtnisse gegenwärtig. Deine Treue, die sich zur heilsamen Klugheit gesellt, macht Deine übrigen Gaben vollkommen.“ Richel starb den 27. Februar 1649. Da war der Hofkanzler Johann Christoph Abegg, hervorragend durch Weisheit und Frömmigkeit, dessen Andenken unser Dichter durch einen seelenvollen Nachruf (1645) verewigt hat.[1] Da war der churfürstliche Geheimschreiber (Ser^mo^ Electori ab epistolis) Joachim Meichel, aus Braunau gebürtig, bekannt als Uebersetzer der Werke des Drexelius, wie als volksthümlicher geistlicher Dichter. Wir werden ihn später noch in Gesellschaft des Pater Balde finden.

Wie am Hofe, so zählte Balde seine Freunde auch unter den Aerzten. Freilich hatte er in Anbetracht seiner schwächlichen Constitution und seiner vielfachen Kränklichkeit ein besonderes Interesse dabei, mit den Männern der Heilkunde in gutem Einvernehmen zu stehen. Mit inniger Dankbarkeit hing er an dem Hausarzte des Collegiums, Doctor Georg Grembs, einem Manne von deutscher Treue, von großer Gelehrsamkeit, von erfolgreichster Praxis, wie ihn uns Thiermayr schildert. Solange Grembs unseren Dichter in Behandlung hatte, blieb dieser von schweren Krankheiten frei. Leider starb der

[1] Silv. IX. 22.

treffliche Arzt bereits am 22. März 1644, und wie gerufen befiel gleichzeitig den Pater Balde jenes lebensgefährliche Fieber, das ihn fünf Monate an sein Bett fesselte. Doctor Grembs ist prächtig gezeichnet in der sechsten medizinischen Satire [1] und in der Vorrede zum „Trost der Podagraisten." [2]

Ein anderer Arzt, dem Balde stets ein dankbares Gedächtniß bewahrte, war Malachias Geyger, churfürstlicher Hofmedicus, geboren zu Rosenheim 1606, gestorben zu München 23. September 1671. Dieser rettete ihm in einer heftigen Krankheit im Frühjahr 1647 noch das Leben, nachdem bereits der ganze medizinische Senat verzweifelt hatte, ob welcher That er billig triumphirte, da er sich ganz Deutschland zu Dank verpflichtet wußte. [3]

Auch mit dem Doctor Ferdinand Sagittarius, später von Hagenau, der am 21. Juli 1647 zu München als Leibarzt des Churfürsten starb, war Balde sehr gut bekannt. Derselbe, ein leidenschaftlicher Raucher, ist in der Satire gegen den Mißbrauch des Tabaks, ohne Nennung seines Namens, mit einer artigen Characteristik bedacht. [4]

---

[1] Tom. IV. pag. 387.

[2] ibid. pag. 43. squ.

Es existirt ein Billet von Balde's Hand, wahrscheinlich an diesen Arzt gerichtet, aus dem hervorginge, daß seine Mutter bei ihm in München ihre späteren Tage zubrachte. Dasselbe lautet:

Reverendissime
vir, amice, Doctor et Physice!

Oro te suppliciter, ut mox, si quid temporis tibi vacat, nos invisas; nam mater mea, nescio quo morbo et capitis et cordis correpta est. Veni ergo, quaeso!

Tui observantissimus
J. Balde.

[3] Tom. IV. pag. 532.

[4] Tom. IV. pag. 448. Vgl. Kobolt's Gelehrtenlexikon, Art. Sagittarius.

Unter dem Weltklerus der Residenz finden wir, soweit unsere Materialien reichen, nur eine Persönlichkeit mit dem Dichter näher befreundet. Es ist dies Johannes Kuen, Hauscaplan des Grafen von Wartenberg an der Sebastianskirche im Krottenthal und beneficiatus Trium Regum bei St. Peter, besonders bemerkenswerth als geistlicher Sänger in deutscher Sprache. In der heiligen Poesie entfaltet er großen Eifer, dem es freilich an rechter Mäßigung gebricht. Reiche Phantasie und zarte Empfindung zeichnen viele seiner Gedichte aus, doch legt er eine zu große Hinneigung zu Fremdwörtern und sprachlichen Härten an den Tag und huldiget namentlich dem seltsamen Eigensinn, jedes Gedicht auf ein Procrustesbett von 12 Strophen zu spannen. Immerhin aber steht er in den besseren seiner zahlreichen geistlichen Lieder den norddeutschen Dichtern damaliger Zeit nur wenig nach; an Reichthum der Sangweisen und Reime, an Neuheit und Kühnheit des Ausdrucks möchte er sie übertreffen.

Der freundschaftliche Verkehr zwischen Balde und ihm war ein so inniger, daß beide manchmal an einem Werklein zusammenarbeiteten, ohne ihr Eigenthum vor der Oeffentlichkeit auszuscheiden; so war es bei den Flugblättern, die 1649 erschienen unter dem Titel „Chorea mortualis — Todtendantz oder Klaglied, gesungen nach dem kläglichen Hintritt der Allerdurchlauchtigsten Kaiserin Leopoldinä rc.“[1] Das Gedicht erschien anonym, aber Balde galt sofort als alleiniger Verfasser und galt dafür auch dann noch, als er selbst in der Amberger Ausgabe der Chorea mortualis bemerkt hatte: Auctor latino versu composuerat; alius sic transtulit. Dieser Andere ist aber unzweifelhaft Johannes Kuen, wie eine nähere Vergleichung jenes Todtendantzes mit seinen übrigen Gedichten[2] alsbald ergeben wird. Unsere Ansicht wird

---

[1] Opp. oo. Tom. VII. pag. 385.

[2] Sieh ihr Verzeichniß bei Kobolt, Art. Kuen.

noch bestärkt durch den Umstand, daß Kuen schon früher einmal Balde's Agathyrsus frei in's Deutsche übertragen, und auch diese Uebersetzung ohne seinen Namen 1647 mit des ersteren Dichtung zusammen drucken ließ.

Das hohe Lob, das Johann Conrad Orelli[1] dem deutschen Theile der Chorea mortualis spendet, indem er sagt, derselbe hauche die zartesten Gefühle und funkle von den anmuthigsten Bildern wie von Edelsteinen, muß darum auf Kuen zurückgeführt werden.

Dieser fromme geistliche Sänger starb im November 1675 zu München und wurde am 14. desselben Monats in der Peterskirche beim Altare der heiligen drei Könige bestattet.

Daß Jacobus Balde in seinem Orden, und zwar zunächst im Collegium zu München viele gleichgestimmte empfängliche Herzen fand, die sich an seiner herrlichen Gabe hoch erfreuten und sich glücklich schätzten, mit einem solchen Dichter näher verkehren zu dürfen, ist leicht begreiflich. So finden wir in seinen lyrischen Wäldern außer den schon genannten Vätern freundlich erwähnt den Uebersetzer Leonhard Ereder, † zu Constanz 1653, den greisen Missionär Andreas Aigenmann, † zu München 1650, den Prediger Martin Siben aus Münster, der sich einige Jahre zu München, wie es scheint, zur Erholung aufhielt und durch seine aufmunternde Theilnahme um Balde's poetischen Fortschritt sich großes Verdienst erwarb, wie es zunächst seinem Einflusse zu danken ist, daß er nach jener schweren Krankheit im Jahre 1644 noch einmal zur lyrischen Dichtung zurückkehrte, und seine „Wälder" um die Oden des VIII. und IX. Buches, die reifsten und schönsten seiner Muse, vermehrte.

Hier möchte es am Orte sein, einen Mißstand zu beklagen, der sich einem aufmerksamen Leser unseres Dichters

---

[1] **Jacobi Balde, carmina selecta. Turici 1818. pag. 518.**

mehr als einmal in lästiger Weise fühlbar macht, nämlich das endlose Spiel mit fingirten Namen. Um wie viel bedeutender wären seine Gedichte für die Geschichte der Hauptstadt und des Landes, wenn diese in Anagrammen und Metathesen vermummten oder sonst bis zur Unkenntlichkeit entstellten Personen-Namen deutsch und frei, mit offenem Visir an uns vorüberzögen! Da begegnet uns eine ganze Schaar Clarissimi, Amplissimi, Illustrissimi, also Männer von Rang und Bedeutung, Gelehrte, Staatsmänner, Edelleute, die mit Balde in Verbindung standen, die den von ihm gestifteten Vereinen angehörten, die in wichtigen Angelegenheiten sich seinen Rath erbaten, die ihm ihre schriftstellerischen Arbeiten zur Prüfung vorlegten; allein mit ihrer hieroglyphischen Aufschrift — was sind sie uns mehr als wesenlose Schatten, da sie uns doch Sterne des Ruhmes sein könnten? Wer ist z. B. jener Bruno Vipsalius,[1] der vorübergehend in Trier weilt, aber in München offenbar seine Heimat hat? Er erscheint als Verfasser eines Heldengedichtes „Alemannis“ und der Dichter spendet ihm für seine Arbeit, eine Darstellung des dreißigjährigen Krieges, das höchste Lob. Allein das Epos blieb ungedruckt und der treffliche Dichter ist für uns selbst dem Namen nach verloren.

Balde hat diesen Mißstand später selbst gefühlt und zu seinen lyrischen Wäldern erläuternde Anmerkungen: „Notae in Silvas“ geschrieben. Leider gelangten sie nicht zum Druck.

Indessen sind uns doch für das rege literarische Leben, welches damals 1640—47 in München herrschte, Beweise genug aufbehalten. Das Jesuitencolleg gab den umfangreichen ascetischen Nachlaß des Pater Drexelius heraus, der Jesuit Wangnereck schrieb ein Werk über Marien-Verehrung, Pietas Mariana Graecorum, Bissel schrieb seine vernalia und deliciae aestatis, in der Historie sein Argonauticon Americanorum,

---

[1] Silv. lyr. V. In dedicatione.

Adam Schirmbeck seine „Messis Paraquariensis“. Der geheime Rath Johann Adlzreitter veröffentlichte mehrere apologetische Schriften zu Gunsten des bayerischen Churhauses, der Hofgerichtsadvokat Sebastian Kraisser ließ 1640 ein Repertorium electoralis Juris bavarici erscheinen. Malachias Geyger schrieb wichtige medicinische Abhandlungen, z. B. über die Vorsichtsmaßregeln gegen die Pest und über Gemüthskrankheiten, Johannes Kuen mehrere Bände Marienlieder und Hirtengedichte, Jacobus Balde endlich seine Oden und Wälder, die Philomela, den Teutschen Agathyrsus und das Bauernspiel.

V. Die Gesellschaft der Magern.

Congregatio Macilentorum.

Schon zu Ingolstadt hatte Balde ein Trutzlied „**Agathyrsus**“ von 85 jambischen Strophen abgefaßt, das zu München 1638 gedruckt erschien. Die Agathyrsen waren ein asiatisches Volk, von dem uns die alten Geschichtsschreiber berichten, daß es stets nur einen Magern zu seinem Könige wählte. Was wollte nun Balde mit dieser Dichtung? Er schrieb sie sowohl zum Selbsttroste als zur Abwehr. Da er nämlich von Natur aus schon schmächtig gebaut und in Folge seiner rastlosen Studien noch von Husten und Athmungsbeschwerden heimgesucht war, so hielten ihn viele für ein unrettbares Opfer der Schwindsucht und machten bald aus ihrer schrecklichen Sentenz dem Dichter selbst gegenüber kein Geheimniß mehr. Während eine frühere Prophezeiung des Rectors Keller ihm langes Leben und sogar einige Wohlbeleibtheit in Aussicht gestellt hatte, meinte jetzt jede halbweg gedrungene Figur ein Recht zu haben, ihm in's bleiche, vergeistigte Antlitz ein memento mori zu schleudern. Da wurde er des mitleidigen Achselzuckens auf einmal satt; er faßte einen heiligen Zorn gegen die Verdächtiger seiner Constitution und rief in einer begeisterten Stunde aus: „Ich will's dahin bringen, daß meine Magerkeit vor eueren vollen Wänsten auf dem Erdenrunde gefeiert werde.“[1] Gesagt, gethan. Alsbald ergriff er die Feder und schrieb seinen Agathyrsus, eine

---

[1] Opp. oo. Tom. IV. pag. 304.

mit vielen Beispielen illustrirte Apologie der Magern, darin er sowohl seine eigene Hinfälligkeit ermuthigte, als auch den dicken Kürbissen, wie er sie nennt, jeden möglichen Schimpf anthat. „Agathyrsus", sagt Balde in der Vorrede, „hat nichts mit dem üppigen und schnöden Fleisch zu schaffen. Er handlet von strengheit deß Lebens, außmerglung deß Leibs, verachtung des Todts; vom Lob der freyen Kriegs- und Fridenskünsten: vom verwunderlichen Wandel sovieler tausent heiliger Einsidler, welche auch noch lebendig auff diser Welt im dürren Orden, dem Schatten an der Wandt gleich auß-gesehen haben."

„Betreffendt deß Agathyrsi Widersacher, daß ihres Jammer vnd Elends etwann meldung beschehen, haben sie billicher-weiß nichts zuklagen; dann zugeschweigen, daß die Faisten der Dürren öffter spotten; hat nach außweisung der Kunst, Tag und Nacht, Weiß und Schwartz, Dick und Dinn, müssen im gegenschein zusammen gehebt, und also besser gesehen werden." Nicht zufrieden mit dieser geharnischten Apologie sammelte er in München eine Anzahl schlanker Gesinnungsgenossen, lauter entzückte Verehrer des Agathyrsus, zu einer seltsamen Tafelrunde, die er die Congregatio Macilentorum, die Gesellschaft der Magern oder den dürren Orden nannte.

Balde dürfte um dieser Stiftung willen der Pater Mathew seines Jahrhunderts heißen. Die Gesellschaft der Magern war in der That nichts anderes, als ein maskirter Mäßigkeitsverein. Die tiefste sittliche Absicht lag ihm zu Grunde. Allein das war das Eigenthümliche in Balde's ganzem Wesen und Wirken, daß er die edlen heilskräftigen Gedanken, die ihn bewegten, gern in eine Harlekinsjacke kleidete, um sie in das sinnlich derbe, allem Höheren abholde Treiben seiner Zeit wirksam einzuführen. Man wird leicht einsehen, daß Balde in seiner geliebten Magerkeit nichts anderes, als Nüchternheit, Selbstbeherrschung, Abtödtung, kurz ein Leben des Geistes anempfiehlt, und daß er die Dicken,

die er bekämpft, lediglich als die Vertreter der Sinnlichkeit und der Genußsucht auffaßt.

Der neugestiftete Orden zu München brachte in den geselligen Verkehr der höheren Stände einen ungeahnten Aufschwung. In ihm fand sich fast alles zusammen, was die Hauptstadt an Rang, Talent und Verdienst aufzuweisen hatte, nachdem einmal hochberühmte und sogar fürstliche Häupter mit ihrem Beispiele vorangegangen waren.[1] Es zählten zu den Mitgliedern Herzog Albert VI., den wir bereits als Balde's besonderen Gönner kennen gelernt haben, nebst seinen beiden Prinzen, der Stadtoberrichter Jac. Friedr. Hörl, inter honestissimos cives summus, mit seinem Ordensnamen Uffens, Joachim Meichel, Johannes Kuen, die Jesuiten Thomas König, des Dichters Landsmann, und Michael Rabl (Fuscus) und gewiß die meisten der übrigen schon genannten Freunde.

Adel, Beamte, Geistliche und Aerzte reichten sich hier in schönster Eintracht die Hände, um ihrer leidenschaftlichen, genußsüchtigen Zeit ein Vorbild strenger Mäßigkeit zu werden und so den Uebeln der Zeit auf nachdrucksame Weise zu begegnen.

„Ich hab das meinige gethan", sagt Balde, „andere das ihrig, alles wohlgemaint: eben zur rechten Zeit, da bei schweren Kriegsläuffen und verschraufften Fridens Puncten Hunger und Kummer in disen Landen, und, wie es zufolgen pflegt, das unwidertreibliche Compelle intrare (haist, wilstu nit, so mustu wol) Maciei, der Mägern, ein großen Vorschub gibt und auß der noth ein Tugendt macht."[2]

Das Versammlungslocal der Ritter vom dürren Orden war sehr passend in der Nähe des Friedhofs — vielleicht in der sogenannten Poetenschule. Die Gesellschaft hatte ganz absonderliche Statuten, die hinsichtlich der Aufnahme neuer

[1] Opp. o o. Tom. IV. pag. 305.

[2] Agathyrsus Teutsch. Vorred deß Auctors.

Mitglieder und der ihnen vorgeschriebenen Diät ziemlich strenge waren. Bat nämlich irgend ein wohlgenährtes Herrchen in unzweifelhafter Reue über sein bisheriges Schlaraffenleben um Einlaß in die Versammlung, so wurde ihm alsbald ein abschreckender Speisezettel vorgelegt, auf Grund dessen es sich auf die Abmagerung förmlich einexerziren mußte. Derselbe beschränkte sich einfach auf klägliches Gemüse, unzerriebene Gerstengraupe und Krebsenschalen.[1] Beiläufig in Jahresfrist konnte der Candidat zu einem vorschriftsmäßigen Magern herabgekommen sein.

In neuester Zeit hat ein Engländer, Mr. William Banting, den freilich keine sittliche Idee, sondern eitle Furcht vor salonwidriger Corpulenz bewegte, den Gedanken Balde's wieder aufgegriffen. Er hat eine von Tausenden befolgte Abmagerungstheorie herausgegeben, nach welcher alle starknährenden Speisen und Getränke verpönt und das Maß der erlaubten Nahrungsmittel mit ängstlicher Kargheit vorgezeichnet ist.

Die Vorstandschaft wurde dem Gründer des Vereines aufgenöthigt, der sie auch bis 1643 gewissenhaft führte. Als Nachfolger erscheint ein gewisser Andreas Coronarius aus Augsburg. Derselbe führt den Titel: generalis oder supremus moderator. Als besondere Stufen kommen außerdem noch Obmänner, primores, und Recruten, tirones, vor. Die geselligen Unterhaltungen bestanden in feierlichen Chorgesängen mit ungeschlachtem Text, deren Melodien uns noch erhalten sind,[2] in witzdurchwürzten moralischen Vorträgen und einem komisch-ernsten Ceremoniell. Das Bundeslied der Gesellschaft war ursprünglich Balde's lateinischer Agathyrsus; als aber späterhin der dürre Orden populär wurde und viele der Ge-

[1] Epod. 19.

[2] Agathyrsus Teutsch. München 1647. Nach der Vorred deß Auctors.

lehrtensprache unkundige Bürger dem Vereine beitraten, übertrug der Dichter (1642) ihnen zu Gefallen den Agathyrsus in's Deutsche, indem er jede Strophe desselben vierfach umschrieb, und ebensoviele neue Sangweisen beisetzte. „Trotz der etwas groben Verse," sagt Menzel[1] von dem deutschen Agathyrsus, „findet sich in diesem vergessenen Gedichte viel Geist und Malerei. Die Fallstaffnatur der Dicken wird mit sehr guter Laune geschildert."[2] Von solchem Beispiele angezogen versuchten sich noch drei Mitglieder in deutschen Nachbildungen des Agathyrsus: Joachim Meichel, Johannes Kuen und P. Thomas König, deren knochige Verse später mit denen Balde's vereint erschienen.

Die in der Stiftung des dürren Ordens verwirklichte Idee fand weithin Verbreitung und weckte in fernestehenden Kreisen

---

[1] Deutsche Dichtung. Bd. II. S. 244.

[2] Proben aus „Agathyrsus Teutsch":

42. 3.

Seyt meine Zeug jhr Felder
Hoch Berg vnd tieffe Thal;
Jhr Brunnen vnd jhr Wälder,
Echo der Widerhal:
Daß die beste Poeten
Allzeit dürr gwesen seynd.
Kein Ayd ist hie vonnöten:
Warhafftig diß zubstetten
Klar in Marone scheint.

43. 1.

Es last sich vmb ein Kirbißbauch
Kein Lorbeerkränzlein flechten.
Kan dann Horatius nit auch,
Sprichst Du, sein Lob verfechten?
Ja, der allein. Er vnd der Wein
Waren zween gute Brüder.
Der vbrig Rest, so faister gwest,
Macht liederliche Lieder.

ein begeistertes Echo. Der protestantische Dichter Caldenbach, Professor in Tübingen, feiert Balde in einer langen Ode III. 3. voll des Feuers und der Bewunderung, überschrieben: „An Jacobus Balde d. G. J., den ausgezeichneten Lyriker, der Magerkeit und der Magern edlen Lobsänger", einer Ode, deren hohe sittliche Schwungkraft genugsam bestätigt, daß Balde's seltsame Stiftung von denkenden Männern gar wohl begriffen wurde und daß es ihr an durchschlagenden Erfolgen keineswegs gebrach. Was ihr lebhaftes Gedeihen in München betrifft, so hat der Buchhändler Johann Wagner 1647 in einer Note zum Agathyrsus dasselbe drastisch gezeichnet durch die Bemerkung, es erscheine klar, „wie man sich der zeiten, da der Krieg schier alles Fleisch auffgefressen, letztlich vmb die Bainer reisse.[1]

Die Münchener Stoa.

Einen besondern Bund in der mageren Gesellschaft bildete die „Münchener Stoa", die nicht selten in des Dichters Oden erwähnt ist. In der unheilvollen Zeit des dreißigjährigen Krieges, da Feuer und Schwert, Pest und Hunger allenthalben wüthete, da Exil und Verarmung ein gewöhnliches Loos war, fand unter den Gebildeten die stoische Philosophie naturgemäß sehr viel Anklang, wozu nicht wenig auch der Umstand beitragen mochte, daß namhafte ascetische Schriftsteller, besonders Jeremias Drexelius, ihren Maximen für die Begründung und Auslegung christlicher Wahrheiten fast zu viel Ansehen und Werth beilegten. Auch Balde's gehärtete Natur fühlte sich zur Stoa mit ihrem sittlichen Heroismus vorwiegend hingezogen. Nach seinem eigenen Geständnisse verschlang er die Schriften Seneca's und Epiktet's mit der größten Begierde. War er doch vertraut, wie Eichendorff gut

---

[1] **Agathyrsus Teutsch. München 1647. S. 105.**

bemerkt,[1] mit einer heldenhaften Ascetik, welche die Krankheit des Menschengeschlechts nicht (wie die Pietisten) durch überzuckerte Palliativmittelchen beschwichtigen, sondern vielmehr schonungslos ihre Krise herbeiführen und durch eine totale innere Umkehr heilen will.

Sein magnetischer Corporationsgeist hatte bald einen Kreis von Männern angezogen, die sich besonders die Pflege der stoischen Philosophie nach ihrer practischen Seite, die Aneignung der in ihr ruhenden Lebensweisheit zur Aufgabe setzten. Allein der junge Verein verfolgte anfänglich eine so winterlich rauhe Richtung, daß für Balde's poetisches Leben daraus kein Heil erblühen konnte. Oder ist es für den Poeten nicht ein widersinniges System, wenn er einen für Glück und Unglück fühllosen Gleichmuth als höchste Philosophie anpreist? In einer Ode an Paullus Virnia mit der Aufschrift: „Stoische Tröstung",[2] wird einem Vater allen Ernstes verwiesen, daß er beim Tode seines Kindes geweint habe. Es sei Täuschung, daß in Thränen der Schmerz sich verliere. Das Herz, gegürtet mit strengen Regeln, müsse hochherzig in seinem Schicksale untertauchen.

Dies catonische System behagte aber dem tieffühlenden Balde nicht auf die Länge, um so weniger, als mehrere Mitglieder der Münchener Stoa, die sich durch übertriebenen Tugendeifer auszeichneten, in der Folge als Heuchler voll Leidenschaftlichkeit und Hochmuth an den Tag kamen. In einem späteren Gedichte[3] sagt er sich feierlich von der Sekte der Stoiker los, weil er ein wahrer Mensch, nicht aber ein unnützer Stein oder Pflock sein wolle, und feindet von jetzt an die stoische Philosophie sogar an, indem er sie in einer bitteren Ode mit dem Cynismus auf gleiche Stufe stellt.[4]

Doch es dauerte nicht lange, so kam er wieder zur

---

[1] Gesch. d. poet. Lit. Deutschlands. Bd. I. S. 202. [2] Lyr. I. 35. [3] Lyr. III. 12. [4] Lyr. III. 23.

Einsicht, daß er das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, daß er der Mehrzahl seiner philosophischen Freunde Unrecht gethan habe, daß nur die Extreme der Stoa verwerflich seien, ihre wesentlichen Grundsätze aber ein unveräußerliches Erbe des wahren Weisen bilden.

Von seinen früheren Auswüchsen gereinigt trat der gelehrte Bund nun wieder in's Leben, in seiner neuen Gestalt bestimmt, dem Dichter mannigfache, fruchtbare Anregung zu bieten. Die Lehroden, welche der Gedankenaustausch in diesem Kreise hervorrief, welche namentlich die vielen hier gehaltenen Reden veranlaßten, etwa zwanzig an der Zahl, gehören zu seinen tiefsten und vollendetsten.

„Seine Ode auf das Schachspiel, die Darstellung des Lebens unter dem Bilde einer Schifffahrt, eines Traumes, einer Leyer, die Klage der Mutter Natur gegen die Sterblichen, die Ode an Barläus enthalten mehr Lebensweisheit", sagt Mengein nicht ganz parlamentarisch, „als hundert Bände philosophischen Strohes. Irdisches Glück stellt er dar als eine Sirene, Geld als eine Schlange,[1] Reichthum, Besitz und Glanz hält er für Güter des Pöbels.[2] Vor allem empfiehlt er die Wonne eines stillen und reinen Gemüthes[3] und des sanfteren Mittelglückes dauernden Wohlstand.[4]"

Nicht mit Unrecht rühmt ihn Orelli vor allen Dichtern als *φιλοσοφότατος*, nicht mit Unrecht nennt Albert Knapp seine Gesänge erhebend und kräftigend wie eine geistige Stahlkur. Kostbare Denksprüche für jeden Stand und für jedes Alter sind darin niedergelegt, Denksprüche von so gediegener Kraft, von so kerniger Wahrheit, daß sie den Aussprüchen der Weisesten aller Zeiten kühn sich vergleichen dürfen.

---

[1] Lyr. II. 19. [2] Lyr. III. 25. [3] Lyr. I. 26. [4] A. a. O. S. 9.

VI. Münchens religiöse Denkmäler. Seine Umgebungen.
Eine Pilgerfahrt.

Wenn Balde, der Ordensmann, die Hauptstadt Bayerns schon nach ihrer weltlichen Seite so vielfach besang, so konnte er ihre zahlreichen heiligen Denkmale nicht mit Schweigen übergehen. München, die frommgläubige, treubewährte Stadt bot dem Dichter hundert leuchtende Stätten, an denen sich sein andächtiges Gemüth zu glutsprühenden Gesängen entzündete. Der Hochaltar in der Jesuitenkirche mit dem Sturze des Luzifer, gemalt von Christoph Schwarz,[1] die Lampe vor dem Ignatiusaltar,[2] das Kreuzbild in der Gruft, ein Werk des Johann von Ach,[3] das Altarbild in der Aula, die seligste Jungfrau mit dem Jesuskinde, Gemälde von Christoph Schwarz,[4] in der Frauenkirche das Hochaltarblatt, die Himmelfahrt Maria's, von Peter Candid gemalt,[5] in der Augustinerkirche ein Muttergottesbild Mater amabilis,[6] das Gruftkirchlein, von dem die heutige Gruftgasse noch ihren Namen hat,[7] das Marienbild im Oratorium des gregorianischen Hauses,

---

[1] Silv. VIII. 10. V. 67 ff. Vgl. odae partheniae. pag. 101.

[2] Lyr. II. 31.

[3] Epod. 13. Vgl. od. parth. in indice: Mater Jesu sub cruce.

[4] Lyr. IV. 13.

[5] Lyr. III. 7. Vgl. od. parth. pag. 47.

[6] Lyr. II. 4. Vgl. od. parth. pag. 17.

[7] Lyr. IV. 34.

ausgeführt von Joachim Sandrart,[1] die eherne Marienstatue am churfürstlichen Palaste,[2] endlich die Mariensäule auf dem Markte, dieses herrliche Denkmal, von Maximilian im Jahre 1638 zum Dank für den bisher empfangenen höheren Schutz errichtet[3] — all' diese Gebäude und Bildwerke hat der Dichter durch seine Gesänge verklärt und für alle Zukunft mit geheimnißvollen Schauern eingeweiht.

So gerne und häufig übrigens derselbe in seiner Isarstadt die Stätten der Andacht besuchte, so selig er sich fühlte, wenn er in stillem Heiligthum frommer Betrachtung sich hingeben durfte, die Liebe zu Gottes freier Natur ging ihm darüber nicht verloren. Und wie könnte auch ein wahrer Dichter diese jemals verlieren! Pater Balde fand seine größte Lust an einsamen Spaziergängen; war ein schöner Tag, so konnte man ihn im Atrium des Collegiums sicher auf der schwarzen Tafel der Abwesenden lesen. In Münchens nächster Umgebung spürte er jedes lauschige Plätzchen, jede schattenumhegte Quelle, jeden fernsichtbietenden Hügel auf, um dort zu träumen und zu dichten. Mit Vorliebe weilte er auf der schönen Uferhöhe von Haidhausen, wo sich ein so prächtiges Gesammtbild von München aufrollt. Hier entstand die zarte, innig fromme Dichtung, „der Bienenstock",[4] veranlaßt durch den Anblick eines Bienenschwarmes, der in die Vertiefungen eines Feldkreuzes seine Zellen baute. Hier, in einem zum Collegium gehörigen Garten, skizzirte er in kräftiger Holzschnittmanier den Hausgärtner der Jesuiten, Adam Holl.[5] Nicht weniger gern lustwandelte er in der freundlichen Thalniederung der Isar, die Au genannt, wo die Mariahülfskapelle stand. Schon die wärmere Sonne des Vorfrühlings zog ihn hinaus nach dem trauten Kirchlein, um der heiligen Jungfrau seine lange versäumte Huldigung und der er-

[1] **Silv. VII. 2.** [2] **Lyr. IV. 43.** [3] **Lyr. II. 26.** [4] **Silv. II. Apiarium.** [5] **Silv. VIII. 13.**

wachenden Natur seinen Morgengruß zu bringen.[1] Diese Au mit ihren hölzernen Hütten überblickend, saß er auf der Höhe des Gasteigberges und weissagte ihr künftige Größe, Ausdehnung über die Isar, Anschluß an die Hauptstadt und dauerndes Bürgerglück.[2]

Aber am liebsten erging sich Balde am linken Ufer der Isar, stromaufwärts über Thalkirchen und Einsiedel, jenen schatten- und quellenreichen Pfad entlang, der auf der köstlichen Waldanhöhe Hesselloh seinen würdigen Zielpunkt findet.[3]

Er schildert seinen Lieblingsweg selbst im neunten Buche der Wälder[4] mit den lebendigsten, frischesten Farben. Hier, umweht von dem Rauschen des Alpenstroms, meditirte er seine erhabensten Gesänge; so die Klage der Natur wider die undankbaren Sterblichen,[5] so die Schilderung der seligsten Jungfrau nach dem großen Gemälde von Rubens,[6] so das Echo des Schicksals, befragt über Krieg und Frieden.[7] Hier entwarf er auch seine großartigen Threnodien, Germania's Klaggesänge,[8] von denen er selbst bemerkt: Das meiste davon sann ich aus an den Ufern der Isar, indem ich mich durch den Lauf des Flusses an den Euphrat versetzt fühlte, der einst durch die babylonische Gefangenschaft und durch die Schmerzensrufe der wehklagenden Juden so berühmt geworden. Auch dort wachsen Weiden, an denen ich meine zur Trauer umgestimmte

[1] Lyr. IV. 4.

[2] Lyr. IV. 35.

[3] Daß das Würmthal des Dichters Balde gefeierter Aufenthalt gewesen, wie Hermann Schmid in seinen „Alten und Neuen Geschichten aus Bayern" beiläufig bemerkt, dafür wüßte ich mich keines Beleges zu entsinnen.

[4] Ode 28. [5] Lyr. IV. 9. [6] Ep. 15. [7] Silv. IX. 28.

[8] Sieh Num. 7. der Uebertragungen.

Cither aufhing.[1] Zu Hesselloh endlich, diesem „waldähnlichen Lustgarten“, wie es einmal genannt wird, hielt der Dichter gewöhnlich Rast, selig versenkt in den Anblick der aufsteigenden Buchenhaine und des sanftgewundenen, schimmernden Stromes, der südwärts in den Krümmungen bewaldeter Ufer, nordwärts hinter der fernragenden Hauptstadt sich verliert. Wie Neubig mittheilt, wurde Balde's drolliger Dialog: „Der Kampf des Riesen mit dem Zwerge“, sammt seiner gewaltsamen, durch das Auftreten des Todes herbeigeführten Lösung in Hesselloh von den Zöglingen der Jesuiten dramatisch dargestellt.[2]

Bisweilen machte der Dichter seine Ausflüge nicht allein, sondern in Begleitung einiger guten Freunde, und dann wurden sie meist bis Warenberg, einem Landgute der Jesuiten, eine Viertelstunde von Hesselloh westlich gelegen, ausgedehnt. Dort erörterte man in ungezwungenem Verkehr politische und literarische Fragen, wie im Jahre 1640, da Freund Riverna (geheimer Rath Peringer?) Balde'n die erste Anregung zu seinen Threnodien gab, oder es ward, gewiß nicht ohne Beiziehung des vaterländischen Humpens, ein heiteres Lied gesungen, deß Zeuge ist die 26. Ode des I. Buches: „Seligkeit eines guten Gewissens“.

Ein noch reicherer Naturgenuß winkte dem Dichter beim Eintritt der Ferien, wenn ihn das stille, ländliche Ebersberg in seine Mauern aufnahm. Die Residenz der Jesuiten zu Ebersberg,[3] vormals Benedictinerkloster, war dem Collegium zu München beigegeben und stand unter einem Superior. Nächster Zweck des Hauses war, einen Mittelpunkt für Missionen zu bilden. Außerdem nahm es jene Ordensglieder auf, welche das dritte Prüfungsjahr zu bestehen hatten. Und

[1] Silv. lyr. IV. in dedic. sub fin.

[2] Silv. VI. Vgl. Bavaria's Musen v. Neubig, II. Bd. S. 40.

[3] Ausführlich geschildert Silv. VIII. 21.

endlich diente es leidenden oder viel angestrengten Vätern der Gesellschaft als Erholungsort. Das Haus war zu Balde's Zeit ziemlich unansehnlich und baufällig, allein dafür fand er sich durch tausend andere Annehmlichkeiten entschädigt. Ein herrlicher, gegen Osten abgedachter Baumgarten mit schönem Blick in's Gebirge stieß an das Gebäude,[1] der kleine anmuthige Ziegelsee lud, niedliche Kähne schaukelnd, zur Lustfahrt und zum Fischfange ein,[2] einsame Fußpfade führten in gernbesuchte Dörfer und Flecken, nach Haselbach, Grafing, Lieging, Sojen und nach dem Schloß Aichbichl. Letzteres war 1628 durch Kauf an die Väter der Gesellschaft übergegangen. Recht oft zog es den Dichter auch nach Tuntenhausen, der ein paar Stunden südlich gelegenen Wallfahrtskirche mit einem berühmten Marienbilde, und schon in aller Morgenfrühe brachte er dort das hl. Opfer dar.[3] Was ihm aber den Aufenthalt in Ebersberg am meisten verschönte und für Geist und Körper vor allem erquickend machte, das waren die prachtvollen Wälder um Ebersberg mit ihrem würzigen Odem das war das frische, frohe Waidwerk, an welchem der Dichter, da die Jesuiten das Jagdrecht hatten, so oft er wollte, als Zuschauer theilnehmen konnte. Das erste Buch der Wälder, das „Jägerbuch", läßt uns erkennen, mit welchem Interesse und Vergnügen Balde den Jagden des verschiedenen Gewildes, der Hirsche, der Eber, der Hasen und Füchse angewohnt und wie scharf er dabei beobachtet habe. Kaum möchte das Jagdleben jemals so poetisch aufgefaßt und so sinnig geschildert, nach seinen Vorzügen und Gefahren so treu gezeichnet worden sein, als es in diesen Waldgesängen hervortritt.

Eine poetische Pilgerfahrt.

Die jährlich wiederkehrenden Ausflüge nach Ebersberg abgerechnet war unser Dichter wenig auf Reisen. Mit dem

---

[1] Silv. VIII. 21. [2] Ibidem. cf. Lyr. III. 11. [3] Lyr. IV. 15.

pfalzneuburgischen Landschaftskanzler, seinem Jugendfreunde, scheint er einmal einen Besuch im kaiserlichen Lager gemacht zu haben.[1] Von Amberg aus besuchte er später das ver-verhängnißvolle Eger, urbem magno cruentatam sanguine, von Neuburg aus im Jahre 1659 Augsburg und Dillingen, welch' letztere Reise recht anmuthig in der Vorrede zum „Trost der Podagraisten“ geschildert ist. Namentlich der berühmte „Einlaß“ zu Augsburg ist durch eine hübsche nächtliche Scene illustrirt.[2] Wenn Mengein in seiner Festrede bei Enthüllung des Balde-Denkmals die Vermuthung ausspricht, der Dichter habe auch als Glaubensprediger im Orient gewirkt, weil einige seiner Lieder so geschrieben seien, als wäre er wirklich im Lande der Türken gewesen, so müssen wir den trefflichen Redner hier eines Irrthums zeihen; in der Einleitungsode zu seinen orientalischen Schilderungen[3] spricht er es deutlich aus, daß er nur auf den Fittigen des Geistes in die Länder des Ostens flüchte. Dagegen finden wir eine anregende, liederreiche Pilgerfahrt des Sängers nach Altötting und Waldrast in Tirol mit flammenden Spuren in seinen Oden eingegraben.

Im Mai des Jahres 1640, kurz bevor der Auftrag, bayerische Geschichte zu schreiben, an ihn ergangen, unternahm er im Gefolge des Churfürsten die erste Wallfahrt nach Altötting, dem hochberühmten Heiligthume der Gottesmutter. Vier herrliche Epoden, in denen er seine Empfindungen vor dem Gnadenbilde,[4] die Geschichte der heiligen Kapelle,[5] die Riesenlinde und den Brunnen vor derselben besang,[6] waren

---

[1] Silv. IX. 18.

[2] Opp. oo. Tom. IV. pag. 2 et 3.

[3] Lyr. IV. 36. Diese Ode hat Aehnlichkeit mit Goethe's Hegire im „westöstlichen Divan“.

[4] Ep. 5. [5] Ep. 6. [6] Ep. 7 et 8.

die erste poetische Frucht dieser Pilgerfahrt. Von der großen Linde erzählt er eine Sage, derzufolge eine fromme Jungfrau aus Elsaßzabern, um Versuchungen zu entgehen, nach Altötting geflohen und als eine andere Daphne in diesen Baum verwandelt worden wäre. Besagte Linde ist längst schon verschwunden. In der Topographia Bavariae von Merian 1644 findet sie sich noch auf der Ansicht des Ortes, erscheint aber rings von Stützen umgeben; 80 Jahre später, in dem topographischen Werke von Wenning, sucht man sie auf den Abbildungen Altöttings vergeblich. Der Marmorbrunnen dagegen, ein Werk des Salzburger Erzbischofs Paris Lodron, steht noch heute zur Erquickung der Pilger in der vom Dichter geschilderten Gestalt.

Von Altötting wendete sich Balde südwärts nach Tirol. Es galt wahrscheinlich in Folge eines Gelübdes eine Wallfahrt nach Waldrast, dem schönen Bergkirchlein am Abhange der Serleßspitze in einem Einschnitte des Stubaithals. Der Weg dahin führte ihn vorbei an Schwaz und dessen ausgedehnten, damals silberspendenden Bergwerken. In Begleitung seiner Freunde, des Sabinus Fuscus, der hier seine Heimat hatte, und des Flavius Leo, besichtigte er diese ihm neue unterirdische Welt, in deren Räumen er mit staunendem Grauen bis zum großen Wasserrade im See vordrang. Zurückgekehrt von seiner nächtlichen Wanderung ergoß er sich in einen gewaltigen Enthusiasmus, „des Dichters Reue“, indem er unter dem Bilde seiner Grubenfahrt des Sünders freiwilligen Sturz in die Finsterniß, seinen elenden Zustand in der Nacht der Sünde und seine reuige Rückkehr an's Licht der Gnade hochbegeistert veranschaulicht. Doch läßt uns das Gedicht ob seiner Fülle von dunklen Anspielungen nur schwer zum vollen Genusse kommen.[1]

Von Hall aus, wo ein Jesuitencollegium zu längerer

[1] Silv. VII. 4.

Rast einlud, unternahm er mit seinem geliebten Fuscus eine Bergbesteigung, die ihm wieder Anlaß zu einer seiner schönsten Oden ward.[1] Auf dem Gipfel des Berges hält sein Seherblick Umschau über die kriegrauschenden Länder Europa's und erhebt sich sodann zu dem friedlichen Wandel der Sterne, die sich ihm alle in lebensvollen Gestalten zeigen. Nachdem er die äußersten der Sternbilder geschildert, fährt er fort:

Bis hieher, Fuscus! Weiter erschwingt sich nicht
Die kühnste Dichtkunst. Höher hinauf nur trägt
Der Tugend Fittig. O ihr holden
Kreisenden Lichter, mein stetig Sehnen!

Ihr Wunderscenen, dort auf des Himmels Plan,
Dem goldumfloß'nen! Seliges Vaterland,
Wenn also deine Schwelle funkelt,
Welche Verklärung verheißt dein Inn'res!

In Innsbruck kam er gerade an, als sein Freund Andreas Brunner bei St. Jacob die Predigt hielt. Er hörte zu, vom Redner ungesehen, und war Zeuge der strömenden Thränen, die seine Predigt über die Ewigkeit den Augen der Anwesenden entlockte.

Kurz darauf überreichte er dem Freunde eine Ode, überschrieben: „Heilige Sturmfluth des austretenden Innes",[2] darin er die Kraftstellen der Predigt und ihren heilsamen Erfolg mächtig hervorhob. Der Redner wird als der unwiderstehliche Strom eingeführt, der alle Zinnen der Hoffart, alle Hügel der Ehrbegier, alle Inseln der Venus in seiner reißenden Fluth begräbt. Gewiß eine sinnige Ueberraschung, um so sinniger, als eben damals der Inn durch ganz Nordtirol eine große Ueberschwemmung verursachte.

Hier zu Innsbruck lernte er auch den zwölfjährigen Prinzen Ferdinand Carl, Grafen von Tirol, kennen, der bei den Jesuiten seine Studien machte. Höheres Interesse ge-

---

[1] Lyr. III. 1.
[2] Lyr. III. 8.

wann diese Begegnung für ihn dadurch, daß Ferdinand Carl, damals unter der Vormundschaft seiner Mutter Claudia von Medici, der rechtmäßige Erbe der vorderösterreichischen Lande, seiner Heimat war, die zum größten Schmerze des elsäßischen Dichters schon seit mehreren Jahren die Franzosen besetzt hielten. Die schöne, dem jungen Erzherzoge gewidmete Ode[1] darf somit als eine bedeutsame Huldigung, als ein Erguß der treuesten Vaterlandsliebe betrachtet werden. Aus den kriegerischen Anfangsstrophen der Ode läßt sich unschwer die Hoffnung des Sängers herauslesen, dieser Prinz werde sein schönes Erbtheil zwischen Rhein und Vogesen wieder erobern. Allein er starb dahin in der Blüthe seines Lebens, ohne die Erwartungen, die man von ihm hegte, erfüllt zu haben.

Endlich ging es im Geleite der Freunde den steilen Pfad hinan zur Waldrast. Es scheint, daß kein Gnadenort je einen so tiefen, überwältigenden Eindruck auf Balde geübt habe, als dieses einsame Kirchlein auf kühner Bergeshöhe. In der Ode „an die heilige Jungfrau in der Waldrast"[2] schildert er zuerst die majestätische Alpennatur der Stätte: die Tannen, die aus Gewölke ragend an die Sterne rühren, die nebelgrauen Felsen, die den Sitz der heiligen Jungfrau umschirmen, die schwindelnde Höhe zwischen Himmel und Erde, wo der Blick in dämmernde Fernen sich verliert — und dann sendet er seine Gefährten zurück, als Boten seines Gelübdes, an dieser Stätte zu sterben. Die Schlußstrophe dieses Gesanges, den Schlüter mit Recht als Muster poetischer Erhabenheit rühmt, sei hier angeführt:

Du, o Waldrast, werth unabläß'ger Sehnsucht,
Die mit Wahrheit trägt den erles'nen Namen,
Gönne fromm dereinst im geliebten Walde
Rast dem Gebeugten.

Auf der Heimfahrt von Innsbruck nach München kam

[1] Lyr. IV. 25.
[2] Lyr. II. 11.

er zwischen Partenkirchen und Murnau nahe an dem vielbesuchten Kloster Ettal, der herrlichen Stiftung Kaiser Ludwig des Bayers vorüber, wo eine denkwürdige Marienstatue verehrt wird, ohne daß ihm die Zeit vergönnte, die Bergstraße zum Kloster hinaufzufahren. Da ergoß er sein sehnendes Gemüth in einen Pilgergruß voll süßer Innigkeit:[1]

Du, der Berghöh'n Schutz und der Hain', o Jungfrau,
Deren Ettals Grund so vertraut gedenket,
Die Gehölz umgrünt, und geweihte Schatten
Lockig umwehen:

O wie freudvoll wallt' ich zu Deinem Tempel
Nähern Schritts, den fern nur erblickt mein Auge.
Doch der Weg führt steil, und der träge Wagen
Fühlt nicht die Zügel.

Was allein denn beibt zum Ersatze Freunden,
Wenn sie trennt ihr Pfad: ob entrückt auch, Theu're,
Die kein Wallfahrtsgruß nach Gebühr erhebt, sei
Dennoch gegrüßt mir!

Mögst auch Du Lebwohl dem Entfernten rufen,
Daß, wenn zwiefach „Heil" sich berührt und zwiefach
Süße Antwort schallt, durch des Waldes Dunkel
Jauchze das Echo.

[1] Lyr. III. 2.

VII. Balde's Oden und Wälder.

Die erste uns bekannte Ode ernsten Inhalts, der Siegesgesang auf Ferdinand II.[1] aus dem Jahre 1628 läßt durch die Kühnheit ihrer Bilder und ihr ungestümes Feuer ein lyrisches Talent erkennen, das nach gehöriger Läuterung Großes zu leisten befähigt ist. Indessen pflegte Balde in jener ersten Periode zwei andere Dichtungsarten, das Epos und die Elegie, mit einer Vorliebe und einem Erfolge, daß er ohne eine mächtige Anregung von Außen kaum der lyrischen Muse sich

---

[1] Cimelien 364. II. Sie beginnt:

Vicit pudendum, credite Posteri,
Nidum jubarum prodigialium,
Sacrasque Ferdinandus aras
Dives opum spoliis replevit.

Jam nunc rebelles saevitiae suae
Pudet Bohemos, stellaque lugubri
Fulgore dirum signat hortum,
Fumat ubi metuenda strages,

Summum cadaver. Maxime Caesarum
Jam dudum apud me, attollere celsius
Terra, triumphatorque captam
Nube super speculare Pragam.

Vides ut urbis culmina supplici
Nutent ruina: quod solium fuit
Jacet, reclinatisque turres
Attonitae tremuere pinnis.

zugewendet hätte. Eine solche Anregung finden wir in den damals erscheinenden Oden des polnischen Jesuiten Matth. Casimir Sarbiewsky, die nach ihrer ersten wenig verbreiteten Kölner Ausgabe 1628 zu Wilna und 1630 zu Antwerpen an das Licht traten.

Sarbievius, ohne Frage der feinste und selbstständigste Copist des Horaz, verstand es wie keiner vor ihm, dessen erzgegossene, mit ihrem antiken Inhalt innig verschmolzene Formen modernen christlichen Stoffen anzupassen, und gerade dieses Streben, die schöne heidnische Form im Dienste christlicher Ideen zu verwenden, übte auch auf unsern Dichter einen überwältigenden Reiz und erfüllte ihn mit einem Eifer, wie er Papst Bonifaz IV. beseelt haben mag, als er das prachtvolle Pantheon, den Hauptsitz des Göttercultus, zu Ehren Maria's und aller Heiligen einweihte. Triumphirend ruft er einmal in einem Dithyrambus zum Preise der Gottesmutter aus:

Viel von erbeutetem Schmuck, von Ruinen aus sündiger Vorzeit
Schafft Neurom sich zu heiligem Dienst um.
Und es zählet vielleicht
Darunter auch dieses
Lied, den Bacchanten entrafft, die begeistert schwingen den Thyrsus.[1]

Was Sarbiewsky in der religiösen Dichtung gelungen war, das gelang ihm auch in der politischen; seine vaterländischen Oden wandeln einher in römischem Gewande, aber das Blut, das sie durchströmt, ist feuriges Polenblut. Nach beiden Richtungen hin hat Balde von Sarbiewsky gelernt, wie eine Vergleichung ihrer Gesänge genugsam darthut, aber er hat ihn auch an Geist, Erfindung, poetischer Kraft und lyrischer Majestät, nach Orelli's Urtheil, weit überflogen. Wiederholt spricht er seine bewundernde Verehrung gegen den

[1] Parthenia 6.

polnischen Dichter aus; nennt ihn den Großen,[1] des Nordens berühmtesten Harfner, des Orpheus Ebenbild.[2] Die zwei größten neulateinischen Dichter, dem Vaterlande nach so weit von einander geschieden, waren sich einmal auf wenige Schritte nahe, ohne sich kennen gelernt zu haben, als nämlich Sarbiewsky auf seiner Romreise 1623 Ingolstadt berührte und im dortigen Collegium Herberge nahm.[3]

Erst durch Sarbiewsky wurde er tiefer eingeführt in das Studium des Horaz, den er während seines Lebens vierzehnmal von Anfang bis zu Ende las, so daß er seiner wie des delphischen Gottes voll ward. Gleichwohl ist er noch weniger als Sarbiewsky ein bloßer Nachahmer des römischen Lyrikers, sondern zeigt, wie A. W. Schlegel hervorhebt, „eine kühne Sicherheit des Geistes, welche sich immer eigene Wege wählt und auch die ungebahntesten nicht scheut." Ja, nach Herder's gewiegtem Ausspruch steht er an Reichthum eigenthümlicher Wendungen und genialer Composition dem Horaz voran.

Mit Recht sagt schon die Biographie der Gesammtausgabe: Er wählte sich zumeist unfruchtbare Vorwürfe aus, gleichsam einen Boden, der von jedem Bebauer verlassen war. Aber nichts war so felsig und so dürr, was er nicht durch wuchernde Erfindung bis zur Anmuth verschönte, nichts so niedrig, was er nicht groß und Apollo's würdig zu machen wußte.

Balde veröffentlichte seine Oden nebst sieben Büchern lyrischer Wälder (erstere nach Horazens, letztere nach Statius' Vorbild) zuerst im Jahre 1643. Die frühesten Anfänge derselben gehen jedoch bis 1630 zurück. Ihr Erscheinen wurde von der ganzen gelehrten Welt mit Jubel begrüßt. Applausit

[1] Tom. VII. pag. 190.

[2] Silv. V. 19.

[3] Sarbievii carm. ed. Bipont. pag. 305.

orbis, sagt Balde an einer Stelle, wo er seinen Dichterberuf vertheidigt.

Der französische Gesandte zu Münster, Graf D'Avaux lernte Balde's Oden auswendig; Johannes Blävius, der berühmte Buchhändler zu Amsterdam, veranstaltete einen Nachdruck derselben. Die protestantischen Dichter Caldenbach und Barläus, sowie der katholische Sänger Jac. Masenius sprachen diesen Dichtungen gegenüber ihre Bewunderung aus; Andreas Gryphius übersetzte mehrere derselben. In München wurden sie sofort in den Schulen gelesen und zu Stylübungen benützt. Sogar aus stiller Klosterzelle, aus dem einsamen Seeon, ist uns eine Anerkennung ihres Werthes aufbehalten, denn im Jahre 1646 schrieb der Benedictiner P. Joh. Werlin in seine Liedersammlung:

Der P. Jacob Balde ist
Ein Fendrich der Poeten.
Sein Fenlein schwinget er mit List
Geziert mit gülden Ketten.
Ist über alle
In disem Falle
Wie schön Christalle,
Ein gueter Harpffenist
Nach allen Qualiteten.[1]

Wir brauchen die düstere Zeit des dreißigjährigen Krieges, wo so viele edle Gemüther nach Trost und Erquickung schmachteten, nicht allzuhoch in Anschlag zu bringen, um diesen mächtigen Erfolg zu begreifen, denn ganz abgesehen von äußeren Bedingungen lag im Werke selbst eine zündende Kraft. Ein solcher Schatz großartiger Gedanken, ein so vollbesaitetes Tonspiel der Empfindungen, eine so reizende Abwechslung der Scenerie, ein so melodischer Reichthum der schwierigsten Kunstformen — und das alles geboten von einem liebevollen

[1] Cod. Germ. 3637. pag. 626.

Herzen, dessen Pulsschlag man überall durchzufühlen glaubt — eine derartige Erscheinung war in der neulateinischen Literatur noch nicht zu Tage getreten. „Die lyrischen Gedichte Balde's," sagt Albert Knapp,[1] „bleiben der Glanzpunkt seiner Kraft, der flammende Herd seiner Genialität, mag auch der einseitige Geschmack der Kunstrichter daran auszusetzen finden, was er will. Hier hilft nun weiter kein Bemüh'n; es sind Rosen und sie werden blüh'n. . . . Wenn Sarbievius in lateinischer Marmorpolitur an die deutsche Verskunst eines Platen erinnert, so dürfte Balde in seiner Sprachüberwältigung mit Rückert zu vergleichen sein, doch also, daß er, ich sage es mit aller Verehrung dieses Dichters, vielleicht noch heroischer einhergeht."

„Zu seinen trefflichsten Productionen gehören jene gewaltigen Oden, die er „Enthusiasmen" genannt hat, ungefähr achtzehn an der Zahl. . . In diesen Prachtstücken fährt seine Geistesmacht mit allen Flaggen und schwellenden Segeln einher, so daß man es tief empfindet: dieser Mann gehörte zu den begeisterungsfähigsten Menschen, und zwar sind es keine blos gemachten Enthusiasmen, sondern berstende Gewitterwolken, aus welchen sich der electrische Stoff mit unwiderstehlicher Macht ergießt. Seine außerordentliche Sprachgewalt im Lateinischen, dessen er wohl im seltensten Umfange mächtig war, und womit er souverain machen konnte, was er nur wollte, kam ihm dabei vortrefflich zu Statten. Der Rhythmus schwingt sich wie ein elastisches Gefieder leicht um die markigen Flügel, womit der Dichter die Höhe sucht, und es wird ihm auf dieser herrlichen Umschau, die er von sonnigen Wolkenwogen und Felsenhöhen herab mit klarsehendem Auge hält, schwerlich Jemand eine ebenbürtige Kritik entgegenhalten, so wenig als dem Adler,

[1] Christoterpe, Jahrg. 1848, S. 316 und 317.

wenn er mit königlicher Schwungkraft in den oberen Regionen seine Kreise zieht."[1]

C. B. Schlüter urtheilt über Balde: „Er kennt die Natur, das Leben und die Menschen, ist kindlich und männlich zugleich bis zum Heroismus, vereint Gefühl und Verstand mit Phantasie, Witz und Humor, ist der Sprache und des Verses auf eine erstaunenswerthe Weise mächtig und unerschöpflich an neuen Ausdrücken, Wendungen und Figuren, gleichsam ein lyrischer Shakespeare, und erledigt ein jegliches Thema mit tiefem Verstande und auf eine überraschende, die Erwartung übertreffende Weise."[2]

Fügen wir noch an, was Goethe über Balde an Herder schreibt: „Recht herzlich danke ich für deinen Dichter; er bleibt bei jedem Wiedergenuß derselbe, und wie die Ananas erinnert er einen an alle gutschmeckenden Früchte, ohne an seiner Individualität zu verlieren."[3]

Dabei wollen wir übrigens nicht verhehlen, daß unserem Dichter, als einem ächten Kinde seiner Zeit, auch wesentliche Mängel anhaften, die zum Theil schon in seiner natürlichen Anlage, aber mehr noch in seinem Bildungsgange und in den allgemeinen Anschauungen seines Jahrhunderts begründet waren. Wie die bildende Kunst in jener Periode, vertreten durch Rubens, Candid, Joachim Sandrart u. A., zwar durch ausdrucksvolle Kraft und blühendes Leben sich auszeichnet, aber nicht selten mit Aufopferung der Wahrheit, bizarren Einfällen zulieb, in Unnatur und Uebertreibung verfällt, so leidet auch die Poesie, nicht bloß Balde's, sondern auch anderer Dichter derselben verwilderten Zeit an einem gewissen Zuviel des Zierraths, an Ausschreitungen des Geschmacks, die auf einen Mangel ächt künstlerischen Maßes deuten.

---

[1] Christoterpe 1848, S. 346.

[2] Cantu's Weltgeschichte, deutsch von Brühl, Bd. 10. S. 363.

[3] Herder's Nachlaß. Ungedruckte Briefe, Bd. 1. S. 147.

Treffend bemerkt Knapp in Bezug auf den innern poetischen Prozeß unseres Dichters: „Er gehört nicht zu den concentrirten, stets ruhig empfangenden Geistern, bei welchen die Form sogleich mit krystallisirender Oeconomie, mit kernhafter Abrundung erscheint, sondern zu jenen übervollen, ausgießenden Geistern, welchen die maßhaltende Gliederung ihres Stoffes schwer fällt, welche daher bei dem wallenden Strome ihrer Gedanken und Empfindungen Gefahr laufen, sich in's Breite zu verlieren. Er ist neben dem hüpfenden Lebenspunkt, aus welchem ein lyrisches Gedicht naturgemäß sich entwickelt, zu sehr Rhetor, Philosoph und Polyhistor, als daß sich seinem erfinderischen, an Stoff überreichen Geiste nicht manchesmal Bilder und Vergleichungen aufdrängten, die zwar anziehend, aber nicht wesentlich organisch sind, und daher an mehreren Orten ein Gefühl der Uebersättigung erzeugen .... Es war ihm ein Geringes, ein Pfund Goldes, dessen er so viel besaß, an ein Gebilde zu verschwenden, wo ein Aermerer mit einem Loth kleinmünzelt, oder zehn Lorbeerbäume und Palmen hinzupflanzen, wo eigentlich nur Raum für ein bescheidenes Zwillingspaar ist."[1]

Demnach wird man es begreiflich finden, daß Balde der fruchtbarste lateinische Dichter aller Zeiten gewesen; während die poetischen Werke des Ovidius nicht volle 35,000 Verse zählen, sind in Balde's sämmtlichen Dichtungen deren mehr als 80,000 enthalten.[2]

Was den Inhalt seiner Gesänge betrifft, so könnte man denselben unter folgende Hauptgruppen einreihen: Religion und Lebensweisheit, Vaterland und Freundschaft, Natur und Kunst, wobei den drei erstgenannten Titeln wohl der größte nnd gehaltvollste Antheil zufiele. Wir werden den Dichter nach diesen verschiedenen Beziehungen, so weit es nicht schon geschehen ist, eingehend würdigen. — In der Ausführung der

[1] Christoterpe 1848, S. 318. [2] Weittenauer miscella II. pag. 354.

einzelnen Themate bleibt er in manchen Oden, den Horaz nachahmend, völlig antik, und prachtvoll, wie einem geborenen Senator gelingt ihm der Faltenwurf der römischen Toga; in andern sehen wir heidnische und christliche Anschauung seltsam in einander fließen, in wieder andern tritt uns eine überraschende Romantik entgegen, die uns aus der alcäischen Strophe doppelt befremdlich anmuthet. Balde hat, was kein Neulateiner, Gazäus vielleicht ausgenommen, vor ihm versucht hat, mit der Romantik ein neues Element in die lateinische Poesie eingeführt; wie ein zauberhaftes Mondlicht spielen in manche seiner Gemälde die Wunder der Legende, die Mysterien des Naturlebens und der Geisterwelt herein. Sein Schattenreigen,[1] seine sterbende Genofeva,[2] sein „Gebet um einen seligen Tod",[3] seine Friedhofsgedanken,[4] seine Ode an den Schlaf[5] enthalten „leuchtende Keime der tiefsten, seelenvollsten Romantik" und erfüllen das Gemüth des Lesers mit süßen Schauern.

Eine andere Saite der Romantik schlägt der Dichter an mit seinen Schilderungen des Naturlebens. Wiseman hat in einer seiner Abhandlungen[6] den Beweis geführt, die Alten hätten im Gegensatz zu den christlichen Völkern nicht sofast Liebe als vielmehr Bewunderung für die Natur gehegt, und ihre Schönheiten fänden mehr wirkliche Sympathie im Gefühle der Neuern, als sie je bei den Alten gefunden. Dieser Satz läßt sich in der nationalen Dichtung der einzelnen Völker schon früh nachweisen; im Bereiche der lateinischen Kunstpoesie möchte er sich zuerst an Jacobus Balde bestätigt finden. Während Griechen und Römer über ein allgemeines, man könnte sagen, religiöses Interesse an der Natur sich kaum erhoben, fühlt sich unser Dichter mächtig zu ihrem Traumleben hingezogen: lauschend ruht er am Herzen der

[1] Lyr. II. 33. [2] Lyr. III. 4. [3] Lyr. IV. 49. [4] Silv. VII. 7. [5] Lyr. II. 36. [6] Vermischte Schriften, Köln 1857, Bd. 3. S. 267.

Schöpfung und deutet mit liebendem Verständniß ihre Zeichen und Laute.

Im „Garten des Pylades“[1] müssen die arglos erschlossenen Lilien und Veilchen und die spiegelklaren Quellen, die jedes Steinchen auf ihrem Grunde schauen lassen und jedes Geheimniß der Tiefe plaudernd verrathen, dem Freunde das Wesen der Freundschaft erklären; in den „hängenden Gärten“[2] hauchen die Blüthenkelche rosige Glut, und die Sternblumen waschen sich mit Thau die feuchten Aeuglein aus. In den lyrischen Wäldern (VII. 1.) heißt es vom Beginne des Lenzes: Den Winter haben die Vöglein verschlafen. Steht auf, ruft der Frühling, erzählt eure Träume! Da erwachen sie und schildern die Traumgebilde ihrer Nacht, und zertheilen mit ihrem Gesang die Wolken. Das „Jägerbuch“, von dem schon die Rede war, läßt uns des Dichters Naturliebe in ihrer ganzen Stärke erscheinen. Namentlich die 13. Ode, wo er mit dem Tannenbaume spricht, und der Jagddithyrambus mit seiner jauchzenden Waidmannslust athmen eine so köstliche Waldluft, daß man sich während des Lesens von den alten Tannen Ebersbergs und ihrem Geflüster umweht fühlt. Nach dem Gesagten wird die Behauptung nicht allzu kühn sein, daß Balde in der lateinischen Dichtung eine neue Bahn gebrochen, und den Uebergang von der klassischen zur modernen Poesie lebendig vermittelt habe. Hätten die deutschen Dichter der nächstfolgenden Periode statt der leichtfertigen, manierirten Dichter Italiens und Frankreichs seinen Gedankenflug sich zum Vorbild genommen, hätten sie sich an seinem reinen Natursinn, seinem Patriotismus, seinem Tugendeifer entzündet, so wäre manche Schmach unserer Literatur abgewendet, und ihre zweite Blüthe wohl früher herbeigeführt worden.

Zwar muß man, seine nächste Zeit in's Auge gefaßt,

[1] **Lyr. I. 14.** [2] **Lyr. II. 20.**

zustimmen, wenn Gervinus[1] behauptet: „Auf die deutsche Poesie hat er mit seiner lateinischen entschieden gewirkt.... Mehrere Pegnitzer übersetzten Werke von ihm. Andreas Gryphius hat für seine geistliche Poesie, angeregt durch das Phantasievolle in Balde's Dichtungen, vieles von ihm gelernt." Allein deßungeachtet wird selten ein großer Dichter von seinem Volke so schnell vergessen worden sein, als es bei ihm der Fall war. Den gepuderten Sängern aus Gottsched's und Gellert's Schule war der Mann zu groß, zu gelehrt und gedankentief, als daß sie sich ernstlich mit ihm beschäftigt hätten. Erst 150 Jahre nach seinem Auftreten sollte unser Sänger auf die Entwicklung und Förderung der deutschen Literatur nachhaltigen Einfluß gewinnen. Herder erkennt sich durch seine Lectüre höchst vortheilhaft angeregt, indem er geradezu gesteht: Wie manche süße Stunde der Mitternacht, wie manche tiefere Furche der inneren Cultur habe ich unserem Dichter zu danken! Goethe's Urtheil über ihn haben wir schon erwähnt. In Novalis' geistlichen Liedern finden sich mehrfach Anklänge an Balde's Oden; namentlich der Gesang der Verstorbenen im II. Theile des Heinrich von Ofterdingen ist ganz im Geiste seiner Choreae mortuales gedacht. Der bekannte Dichter des Halberstädter Kreises, Klamer Schmidt, feiert Balde im Jahre 1796 durch eine tiefempfundene Ode. Doch waren nicht alle, die aus seiner Fülle schöpften, so aufrichtig, ihre Quelle zu verrathen, wie z. B. eines der besten Stücke von Joh. Nik. Götz, das Epithalamion bei Verehelichung des Herrn Le Clerc,[2] der Erfindung nach Balde angehört und einfach eine Nachbildung der 28. Ode des IX. Buches der Wälder, Metamorphosis betitelt, ist. Dagegen bekennt Albert Knapp, der treffliche geistliche Sänger, im Jahrgang 1848 seiner Christoterpe, daß ihm Balde's

[1] Gervinus, Gesch. d. poet. Nationallit. d. Deutschen. III. S. 329.

[2] Sieh' Götzen's Gedichte, herausgeg. v. Ramler, Bd. 1. S. 38.

Lectüre schon vor wenigstens 3 Jahrzehenden viel süßen Geistesgenuß bereitete und auch auf seine poetische Bildung nicht ohne wesentlichen Einfluß geblieben sei.

Politische Dichtung.

Es hat wohl wenige Dichter gegeben, die, einem kirchlichen Orden angehörend und darum zunächst von geistlichen Interessen beansprucht, das Geschick ihres Vaterlandes mit so wachem Blicke verfolgt und mit so tiefem Gefühle mitempfunden hätten, wie Jacobus Balde. Eine Heldenkraft von Patriotismus liegt in seinem Inneren geborgen — und läßt fort und fort ihre tönenden Feuergarben, die wahren Nothsignale des Vaterlandes, zum finsteren deutschen Himmel aufsteigen. Was in ihm gährt und sprüht, ist keine unklare, schnell verrauchende Begeisterung, sondern jener nachhaltige, erleuchtete Opfermuth, den die klare Erkenntniß gefährdeten Rechtes, den die Wahrung der höchsten, heiligsten Güter in der Menschenbrust wachruft. Die einzige Bürgschaft für die Verwirklichung aller hohen, begehrenswerthen Ziele im staatlichen wie im kirchlichen Leben sah er in dem Bestande des heiligen römisch-deutschen Reiches, in der Aufrechthaltung der kaiserlichen Macht, die er ebenso sehr als Bollwerk gegen die politischen Feinde Deutschlands, wie gegen das Umsichgreifen der Glaubensneuerung erkannte. In den beiden ersten Jahrzehenden des dreißigjährigen Krieges, da es noch den Kampf um höhere, ideale Güter zu gelten schien, spricht aus seinen Oden anfeuernd und entzündend todesmuthiger Heroismus; selten ging ein großes Ereigniß an ihm vorüber, ohne in seinen Liedern einen mächtigen Wiederhall zu wecken. Die Schlacht am weißen Berge,[1] die Treffen bei Wimpfen und Lutter,[2] Pappenheim's Tod,[3] Tilly's Feldherrngröße,[4] die Schweden in München,[5] Wallenstein's Untergang[6] und viele

[1] **Lyr. II. 3.** [2] **Lyr. IV. 1.** [3] **Lyr. I. 19.** [4] **Silv. IX. 18. sub fin.** [5] **Lyr. II. 26.** [6] **Lyr. II. 13.**

andere denkwürdige Zeitbilder führt er seinen Bayern in lyrischem Fluge vor, um sie durch den Anblick wahrer Heldengestalten, wie durch den Glauben an einen überirdischen Schutz zu treuer Ausdauer zu entflammen.

Stürmisch begrüßt er den Adler des deutschen Reiches bei seinem Auszuge zum heiligen Kampfe und begleitet ihn mit heißen Segenswünschen[1] und fordert seine Landsleute auf, sich fest und einmüthig um dieses Panier zu schaaren, indem er ihnen glorreiche Namen der Vergangenheit, den Türkenschrecken Adolph von Schwarzenberg und den treuen Ritter Seyfried Schweppermann in's Gedächtniß ruft.[2]

Der ungeschmälerte Besitzstand des deutschen Reiches lag ihm so sehr am Herzen, daß ihn der Verlust der Grenzfestung Breisach, von dem er, eben von einem Spaziergange heimgekehrt, erzählen hörte, in die tiefste Schwermuth versetzte,[3] freilich erst zum leisen Vorspiel jenes unendlichen Schmerzes, mit dem ihn die bleibende Abtrennung seines Elsaß vom deutschen Reiche erfüllte. Als ihm die Echo, um die Zukunft seines Heimatlandes befragt, eine zweideutige Antwort gab, sprach er in seinem Unmuthe über das liebliche Hesselloh den Fluch der Verwüstung aus.[4]

Die Rathschläge, welche er dem armen Vaterlande und seinen Fürsten mitten im Kriegsunglücke zuruft, hätten es, wären sie beachtet worden, vielleicht noch retten oder doch die Hefe des Leidenskelches ihm ersparen können. Vom Schachbrette weg[5] mahnte er den Kaiser Ferdinand III., der seit langem dem Heere ferne geblieben war und in entscheidenden Momenten, wo es zu schlagen galt, von Wien aus seine Feldherrn instruirte:

Tritt nun endlich auch du, König Abraſt, hervor!
Schlimm war's, je zu vertrau'n kecker Soldatenfaust
Deiner Würde Gewicht. Wer sich daheim verwöhnt,
Ahnt nicht, was in der Ferne noth.

---

[1] Lyr. I. 38. [2] Lyr. I. 37. [3] Lyr. I. 36 [4] Silv. IX. 28. [5] Lyr. III. 13.

Während Weisung ergeht, während wir Fabier,
Doch zur Hälfte nur, sind, während wir, weinbethaut,
Handeln Rose und Nard' ein für den Augenblick,
Fällt der Würfel des Vaterland's.

Dem deutschen Volke legt er die Rückkehr zur alten Sitteneinfalt und Gottesfurcht warm an's Herz. Hier fühlt man es schmerzlich, wie spurlos seine Mahnungen an dem eigentlichen Volke vorübergehen mußten, da er in einem fremden Idiom, in lateinischer Sprache, zu ihm redet. Während er einerseits die entartete Erziehung, die Nachäfferei des Auslandes, die eingerissene Modesucht mit edlem Unmuthe geißelt[1], hält er der Tugend, wo er sie findet, eine begeisterte Lobrede und stellt sie allen zur Nachahmung hin. Hoch preist er die Jungfrauen von Landsberg und Landshut, welche lieber den Tod erwählten, als daß sie sich der Schmach überlieferten,[2] hoch erhebt er die keusche List eines Bauernmädchens, das sich vor den plündernden Schweden in einen Sarg geflüchtet hatte,[3] hoch rühmt er die Bürger der Stadt Brünn, daß sie dem Heere des Torstenson trotz ihrer geringen Zahl muthvoll zu widerstehen wagten.[4] Mit allem Nachdruck dringt er auf die Verbesserung der so tief gesunkenen Kriegszucht,[5] warnt aber nicht minder eindringlich vor den Schleichwegen machiavellischer Politik, vor jenen unglückseligen Rathgebern, die nach dem Vorbilde eines Camerarius, ohne Glauben und Gottesfurcht im Herzen, dem gemeinen Vortheil des Augenblicks Alles zum Opfer bringen.[6]

Was den ersteren Punkt betrifft, läßt er sich im Vorworte zum IV. Buche der Wälder so vernehmen:

„Im Lager hinwiederum, was hat die ihrer selbst nicht mächtige Leidenschaft dort für Beispiele ausgeboren! Das öffentliche Wohl wird ohne Unterschied dem Privatvortheile geopfert, die Kriegszucht stand niemals weniger im Flor,

---

[1] Silv. III. 2. 3. 4. [2] Lyr. II. 17. [3] Lyr. III. 26. [4] Silv. IX. 19. [5] Lyr. IV. 11. Silv. III. 5. [6] Lyr. IV. 16.

die verderblichste Eifersucht niemals üppiger. Die von Ehrgeiz abgehärmten Feldherrn haben die schönsten Gelegenheiten zum Siege vorbeigehen lassen; denn während sie auf dem winzigen Punkte der eitlen Ehre die Würde ihrer Person breit zu machen bemüht sind, überfällt der Feind in der Regel die Hadernden und stoßt ihnen beiderseits die Hörner ab, nachdem er einmal über schlachtverwüstete Gaue in's Herz des römischen Reiches geführt ist. Keinerlei Waffen waren hinreichend, den Deutschen zu Grunde zu richten, wenn die von Aufständen zerfleischten Glieder zur Vertheidigung eines solchen Körpers zusammengewirkt hätten."

Als endlich im letzten Jahrzehende der Krieg, jedes heiligen Zieles baar, in wüstes Mordbrennen ausartete, als auf dem rings verödeten Boden Deutschlands nicht mehr Volk gegen Volk, sondern Hyänenheerden um Leichname zu kämpfen schienen, da wandte sich sein Geist schaudernd von der unermeßlichen Verwüstung ab und schaute sehnsüchtig der Morgenröthe des Friedens entgegen, die sich in dämmernder Ferne zeigte, als zu Münster und Osnabrück der europäische Congreß zur endlichen Beilegung des langen Streites zu Stande kam.

Ueber den Parteien stehend, wünscht er nicht den Untergang der Andersgläubigen herbei, sondern möchte die Eintracht der deutschen Fürsten, „diesen Knoten, der stärker als der gordische", unauflöslich festigen helfen,[1] möchte den Krieg im Tempel des Janus mit hundert Ketten festbinden und mit ewiger Nacht begraben,[2] möchte den ganzen Krieg mit all' seinen Waffen, Fahnen und Rüstungen zu einem riesigen Scheiterhaufen aufthürmen und Achan's Fluch solle jeden treffen, der aus dem lodernden Brande auch nur einen Dolch hinwegnähme.[3]

Unablässig hält er den Deutschen vor, welche Schmach

---

[1] Silv. IX. 15. [2] Silv. IX. 4. [3] Silv. IX. 26.

es sei, gegen ihr eigenes Eingeweide zu wüthen, um wie viel besser es ihnen anstünde, dem von Osten her drohenden Feinde, dem Sultan, treu verbündet zu begegnen.[1] Nacheinander weckt er die Schatten der drei größten Türkenfeinde, des Scanderbeg, des Hunyadi, des Juan d'Austria, aus ihren Heldengräbern, um an ihrem Vorbilde sein verblendetes, sich selbst bekriegendes Volk zu einem neuen Kreuzzuge zu entflammen![2] Mit ergreifenden Zügen beschreibt er jetzt eine Wanderung durch Konstantinopel und seine von Christen erfüllten Sclavenmärkte,[3] jetzt eine Umschau auf den Gipfeln der Pyramiden, wo sich ihm das fruchtbarste Land der Welt unter dem tyrannischen Joche der Türken zeigt, wobei er mit so glühenden, naturtreuen Farben malt, daß man leicht auf den Glauben kommen konnte, er sei selbst einmal im Orient gewesen.[4]

Eine besondere Stelle unter Balde's patriotischen Dichtungen nehmen die Threnodien, Deutschland's Klagegesänge, ein.[5] Es wurde bereits kurz erwähnt, daß Freund Riverna bei einer Zusammenkunft in Warenberg unsern Dichter veranlaßte, diesem traurigen Gegenstande sich zuzuwenden. Es war im Sommer 1640. Damals war Riverna mit der Klage hervorgetreten, daß Deutschland, welches mit der Schande und mit dem Tode ringe, nicht einmal einen Dichter mehr übrig habe, der sich herbei ließe, der Sterbenden einen Grabgesang zu singen. Zugleich ließ er auf Balde einen sehr mißgünstigen Blick fallen, als ob er ihn des Undankes und der Schlaffheit beschuldigen wollte. Der edle Patriot konnte natürlich nicht wissen, daß im nämlichen Jahre seinem Wunsche bereits willfahren war, indem Justus Georg Schottel zu Braunschweig „der nunmehr hinsterbenden Nymphe Germania elendeste Todesklage" veröffentlicht hatte.

---

[1] Epod. 1. [2] Lyr. I. 39. 40. 41. [3] Lyr. IV. 38. [4] Lyr. III. 47. [5] Silv. IV.

Für Balde aber war die Aufforderung des Freundes genügend, um ihn zu seinen herrlichen Threnodieen zu begeistern. Sie athmen ganz den Geist der prophetischen Klagelieder. Einem tiefbewegten Gemüthe entströmend erschüttern sie die Seele auf das tiefste und mußten auch in dem Fremden, der für Deutschlands Wohl und Weh gleichgültig war, das innigste Mitgefühl erregen. Es spricht sich darin eine Vaterlandsliebe ohne Gleichen, eine Wehmuth und ein Jammer und daneben wieder eine Dulderkraft und Ergebung aus, daß wir dem Dichter unsere bewundernde Verehrung nicht versagen können. Alle Schwingungen des menschlichen Gefühls, von den zärtlichsten Lauten der Liebe (istine vultus Alsatiae meae? Thren. II.) bis zum Geheul des Entsetzens (Adeste Sueci, Lappia, Totilae! Thren. IV.) beben durch diese Gesänge; in großartigen, bewegten Scenen ziehen die Städte und Provinzen Deutschlands und die wichtigsten Personen des langen Trauerspieles an unserem Auge vorüber, bis zuletzt Germania im Bewußtsein ihrer Schuld sich freiwillig den tödtlichen Streichen ihrer Feinde preisgibt.

Ueberblicken wir noch einmal die zahlreichen patriotischen Dichtungen Balde's, so müssen wir staunen über das klare und sichere Urtheil, welches er, obwohl inmitten der Ereignisse stehend, wie von weltentrückter Warte aus über die bedeutenden Männer und Begebenheiten seines Zeitalters fällt. Seine Ansichten über die Größen jener Tage, über Wallenstein, der ihm ein Hochverräther, über Gustav Adolph, der ihm ein klug berechnender Heuchler, über Tilly, der ihm ein edler, christlicher Held ist, über die Ferdinande, die er als Vorbilder fürstlicher Milde preist, haben eine zeitlang für ungerecht gegolten, sind aber durch die Ergebnisse der neueren Geschichtsforschung meist glänzend gerechtfertigt.

Uebrigens hat der Dichter seine Gründe, sich nicht überall gleich deutlich und unumwunden auszusprechen. Gerne hüllt er die Wirklichkeit in die Schleier mythologischer oder alt-

historischer Namen, besonders wenn es gilt, einschneidende Wahrheiten in der mildesten Form seinem Zeitalter nahe zu legen, und ein einfaches Bild aus der Göttersage, eine schlichte Parallele aus der alten Geschichte reicht seinem geistvollen Pinsel hin, um die schwierigsten Verhältnisse überraschend klar zu beleuchten. „Schwerlich treten", sagt Albert Knapp, „bei einem genialen Lyriker die Gestalten der Vorwelt in solch seltener und reicher Mischung auf, um noch einmal dem späten Jahrhundert als Dollmetscher des Geistes und unveräußerlicher Wahrheiten zu dienen, wie bei unserem Dichter, der im Gebiete der klassischen Literatur auch die entferntesten, oft nur einmal besprochenen Namen oder Dinge mit einer Sicherheit zu nennen, mit einer Gewandtheit einzufügen weiß, daß es von dem Späteren fast überall ein ernstes Studium fordert, wenn man den tausendfarbig gestickten Teppich seiner Weltanschauung gehörig entziffern, und die darauf oft in Ueberfülle verschwendeten Gestalten nach Gebühr verstehen und genießen will."[1]

Religiöse Dichtung.

Die christliche Poesie der Neulateiner vor Sarbiewsky und Balde war höchstens gelungene Nachahmung der Alten. Man muß gestehen, Sannazar und Vida waren geborene Dichter, ausgestattet mit jener Begeisterung, Phantasie und Anmuth, welche den poetischen Beruf beurkundet. Aber sie maßen den Flug ihrer Dichtung nach der Höhe des Parnasses und hielten es in ihrer abgöttischen Verehrung der römischen Dichter für unmöglich, über deren Kreise hinauszugehen und neue Bahnen zu eröffnen. Die Fülle und Hoheit der Ideen, die uns im Christenthume erschlossen sind, wurde von jenen Dichtern höchst einseitig ausgebeutet und verwerthet. Was sich nicht unter den Gesichtspunkt antiker Anschauung bringen und in klassischen Wendungen ausdrücken ließ, das verur-

[1] Christoterpe 1848, S. 291.

theilten sie als unpoetischen Stoff zu ewiger Prosa. Anders bei Balde. Das ausgeprägte christliche Bewußtsein beherrscht und belebt in seinen religiösen Dichtungen die kalten Formen, die er aus dem Alterthume herüber genommen, was um so mehr hervortritt, als er kein Bedenken trägt, in der Sprache der Bibel zu dichten und aus den Psalmen, dem hohen Liede, den Propheten und der Apocalypse eine Menge von Ausdrücken und Bildern in klassischen Versmaßen einzuführen. Freilich steht er mit diesem Beginnen auf den Schultern Sarbiewsky's, der in der biblischen Paraphrase Buchanan's und Barberini's (Urban's VIII.) Versuche überflügelt hatte; allein er geht noch einen Schritt weiter und läßt selbst die kirchlichen Hymnen und die Mystik des Mittelalters auf horazischer Lyra wiederklingen. Der ganze Schatz von Poesie, den das Heiligthum der Kirche birgt, war Balde's innerstes Eigenthum geworden, daraus er, wie aus unerschöpflichem Borne, Oden voll tiefer Andacht und reinen Wohllautes hervorquellen ließ. Schön und wahr bemerkt Mengein: „Wen Balde's Lieder nicht von der Erde zum Himmel erheben, nicht die höhere Menschenbestimmung, Liebe zu Gott und dem Nächsten und Glaube und Hoffnung des Unsichtbaren lehren — in dem ist nichts Göttliches.“ Er mag uns vom Adel der Menschenseele[1] oder vom Hochwerth der göttlichen Gnade singen,[2] er mag die Schrecken des jüngsten Gerichtes[3] oder die Wonnen des Himmels ausmalen,[4] er mag frohlockend den Sieg eines Martyrers verherrlichen[5] oder mit Prophetenernst den Gottesläugnern gegenübertreten,[6] immer ist sein Ton des erhabenen Gegenstandes würdig, immer ergreift er das Gemüth des Lesers mit Macht und erhebt es zu wahrhaft heiligen Gefühlen.

Und wie hoch schlägt aus seinen priesterlichen Gesängen die flammende Liebe zu Jesus Christus! Aehnlich wie Fried-

---

[1] Lyr. I. 22. [2] Lyr. IV. 24. [3] Silv. VII. 7. [4] Silv. VII. 19. [5] Silv. VIII. 22. [6] Lyr. IV. 45.

rich Spee schildert auch er in mehreren Eclogen den sanften Hirten Daphnis in seiner Kindheit und in seinem Leiden und Sterben unter den rührendsten Bildern; die 29. Ode des III. Buches versenkt sich mit anbetendem Staunen in die Betrachtung des neugeborenen Weltheilandes. In dem schon erwähnten Liedercyclus „der Bienenstock“ findet die fromme Hingebung an den Gekreuzigten, sowie die Andacht gegen das allerheiligste Sacrament einen eben so zarten als begeisterten Ausdruck (so ist die liebliche Legende von den Bienen, welche die heilige Hostie auf dem Felde aufgelesen und in ihren Zellenbau köstlich bestattet haben, hier einzig schön wiedergegeben) und in der Ode „die hl. Genovefa“ stellt der Dichter in wunderbarer Einkleidung Christum als den ersehnten Ueberwinder des Todes, als die Hoffnung der Sterbenden dar.

Doch es genügte der frommen Glut des Sängers nicht, seinen Herrn und Erlöser nur in einzelnen Liedern zu feiern; er wollte ein Werk am Fuße des Kreuzes niederlegen, das all' seine Liebeserweise wie in einem Brennpunkt vereinigen und alle hohen Empfindungen der erlösten Seele in einen Kranz verflechten sollte. Das brachte er zur Ausführung, durch den Brief eines Freundes von Rom aus gemahnt, in der lyrischen Paraphrase der „Philomela“ des hl. Bonaventura.[1] Wer kennt nicht diese innige Dichtung des erleuchteten Kirchenlehrers, die uns Diepenbrock in seinem „geistlichen Blumenstrauß“ so herrlich übersetzt hat? Und wer möchte es Balde'n zum Vorwurfe machen, daß er, anstatt uns ein Buch seiner eigenen Erfindung zu geben, dem Gedankengange eines großen Mystikers gefolgt ist? Tadelt man doch auch berühmte Tonkünstler nicht, wenn sie sich in geistvollen Variationen über irgend eine schon volksthümliche Melodie ergingen! In Wahrheit ist aber Balde's Philomele mit Bonaventura's Gedicht verglichen, ein ganz eigenthümliches Werk, das sowohl durch die Kunst und Mannigfaltigkeit

[1] Opp. oo. Tom. VI. pag. 194.

seiner Form,[1] wie durch die Glut und den Aufschwung seiner Gedanken sein Vorbild häufig vergessen läßt.

„Es ist erstaunlich", bemerkt Albert Knapp, „welch eine Fülle von Sprachüberwältigung sich in dieser Darstellung der sterbenden Nachtigall zu Tage legt . . Herder hat nur Weniges davon übersetzt und es gehörte eine Rückert'sche Sprachheldenschaft dazu, um das Ganze mit dem Wohllaute und ätherischen Schwunge des Originals wiederzugeben."[2]

Caspar Barläus schreibt aus Amsterdam an Balde: „Woher die Spinne den Stoff zu ihrem Gewebe nimmt, ist mir völlig verborgen; ebenso, woher die Gewalt deiner Dichtungen stammt. Unter den Vögeln modulirt keiner seinen Gesang so mannigfaltig, wie die Nachtigall, du aber übertriffst die Nachtigall, da du sie in weit mehreren Weisen singen lässest, als die Natur sie gelehrt. Dein Gedicht trägt nicht blos die Ueberschrift Philomele, sondern du bist selbst eine Philomele. Denn wie die Nachtigall die Töne mehrfach wiederholt und in Zwischenräumen singt, so endigst auch du die Sätze deiner Dichtungen gleichsam mit schluchzenden Seufzern und während du die frommen Rührungen und Schwünge deines Gemüthes verfolgst, kehrst du oft zu den Anfangsaccorden des Liedes zurück. Philomele wechselt oft die einzelnen Gebüsche, nicht die Wälder und Gärten selbst; gleichermaßen trittst du nie über das Gefilde der Andacht hinaus, wenn du auch verschiedene Stoffe wählst. So gefällst du dem Leser, wie die Nachtigall dem Hörer."[3]

Das Herrlichste in Balde's Philomela ist vielleicht der Triumphgesang der göttlichen Liebe, epinicium divini amoris,[4] dessen sinnig angewendeter Refrain „Liebe jetzt, wer nie geliebt hat, und wer liebte, liebe jetzt" der berühmten Nacht-

---

[1] Der Dichter bewegt sich hier vorzugsweise in den schwierigen Versmaßen des Boëthius. [2] Christoterpe, 1848, S. 322. [3] Barlaei epist. lib. II. pag. 936. [4] Opp. oo. Tom. VI. pag. 249.

feier der Venus entlehnt ist. Wenn irgendwo in dem ganzen Gedichte, so findet hier die heiße Sehnsucht der Seele nach ihrem Geliebten und deren Erfüllung in seinem Besitze einen hinreißenden Ausdruck, wie er nur mit den Dichtungen des hl. Johann vom Kreuze kann verglichen werden und gewiß Niemand wird die Musik dieser Strophen hören, ohne sich wunderbar bewegt zu fühlen. Mit voller Ueberzeugung durfte Mengein in seiner Festrede auf Balde sagen: „Bei wem der Glaube an Jesus wankt, wem die Wunder seiner Menschwerdung, seiner Geburt, seines Todes, seiner Auferstehung, seiner Himmelfahrt nicht mehr beseligend sind, der lausche auf Balde's Philomela, und gewiß rühren ihre Töne sein Herz und geben ihm wieder das verlorene Kleinod, den christlichen Glauben." Dem gegenüber nöthigt es uns wirklich ein Lächeln ab, wenn Albert Knapp, der sonst unsern Dichter so hoch erhebt, der namentlich von der Philomele gesteht, Balde habe darin „seine Liebe zu dem leidenden und sterbenden Erlöser in den abwechselndsten, innigsten Tönen besungen," zuletzt in unverkennbarem Mitleid mit seinem kirchlichen Standpunkte zu dem Schluß kommt: derselbe stehe zwischen den heidnischen Dichtern des Alterthums und den Propheten Israels mit einigem neutestamentlichem Lebensschimmer! mitten inne. Das eigentliche Mark des Evangeliums habe er nicht erfaßt. Dennoch hat Knapp „die freudige Ahnung für ihn", daß er trotz seiner Nichtkenntniß des Seligsten um seines redlichen Strebens willen in den Himmel gekommen sei.[1]

---

[1] Christoterpe, 1848. S. 351. 352. 355.

VIII. Die Mariengesänge.

Von Jugend auf war Balde ein inniger Verehrer der seligsten Jungfrau. Ohne Zweifel sind es die damals so blühenden Congregationen zu Maria's Verherrlichung, die seine heilige Liebe am mächtigsten entzündet und bis in den Tod unauslöschlich bewahrt haben. Er hing an ihr als seiner himmlischen Mutter mit jenem unbegrenzten, kindlichen Vertrauen, das nur ein gläubiges Gemüth zu begreifen vermag. Zu ihr hebt er den sorgenvollen Blick vor jedem wichtigen Unternehmen, vor ihr schüttet er in jeder Noth des Lebens sein gepreßtes Herz aus, ihr jubelt er in Stunden des Glückes laute Dankgesänge zu, ihrer mütterlichen Treue befiehlt er tiefergreifend seinen einstigen Hingang. Sein Gemüth war von der Andacht zu Maria so erfüllt, daß er wenige Dichtungen ernsten Inhaltes schrieb, denen er nicht bei irgend einem passenden Anlaße auch Verse zum Lobe der Gottesmutter eingeflochten hätte.

Schon einer der frühesten epischen Versuche „Die ob Holofernes triumphirende Judith" (1627) schließt mit einem überraschenden Blick auf Maria, jene größere Judith, die siegreich über den hingestreckten, höllischen Holofernes triumphirt.[1] Sein „Ritterpanegyrikus", sein „Maximilian I.",

[1] Opp. oo. Tom. III. pag. 294.

seine „Trauerfeier Tilly's", jede dieser Dichtungen läßt seine kindliche Frömmigkeit in anmuthigen Episoden hervorleuchten.

Ein anscheinend zufälliger Umstand sollte ihn erheben zum herrlichsten Mariensänger lateinischer Zunge. Bald nachdem er von Ingolstadt nach München übergesiedelt, um Rhetorik zu lehren, wurde er (am 22. November 1637) zum Präses der größeren marianischen Congregation von Mariä Verkündigung erwählt, blieb es aber nicht ganz ein Jahr — bis zum 31. October 1638.[1] In dieser Stellung, gleichsam der erste Diener Mariens im Lande Bayern, fühlte Balde einen feurigen Drang, die Königin des Himmels hervorragend zu verherrlichen in seiner Weise, durch die Schöpfungen der Dichtkunst. Mit dem Ehrenamte, das ihm geworden, meinte er von der seligsten Jungfrau selbst die Aufforderung erhalten zu haben, er solle von nun an ihr Sänger sein. In froher Begeisterung ruft er seinem Freunde Willibald Ehrenmann zu:

Freund, es gilt ein Ruhm mir vor allem theuer;
Sie, die Jungfrau heischt mich zu ihrem Herold,
Und ihr Ohr neigt sanft Galiläa's Tochter
Meinem Gesange.[2]

Von diesem Zeitpunkte an ist er wahrhaft unerschöpflich an Lobpreisungen Maria's. Von den Tagen der Minnesänger an, seit mehr als 300 Jahren, war der Gottesmutter keine ähnliche Huldigung auf deutscher Erde gebracht worden, so daß es schien, als sollten die Verunglimpfungen Maria's, die seit der Reformation nur allzulaut ertönten, durch eine große und feierliche Sühne aufgewogen werden. Gegen siebzig Oden zählt man in seinen lyrischen Gedichten, die dem Lobpreise der seligsten Jungfrau gewidmet sind, und in jeder derselben bietet er, fern von ermüdender Wiederholung, in einer Sprache voll süßen Wohlklangs einen morgenländischen

[1] M. B. Sattler, Geschichte der marianischen Congregationen in Bayern, S. 277. [2] Lyr. I. 42.

Reichthum von Gedanken und Bildern. Er hat sie selbst aus ihrer Zerstreuung in den Oden und Wäldern zu einem Strauße gesammelt unter dem Titel: odae partheniae, mit Beginn des Jahres 1648, und im bangen Vorgefühl der letzten Schrecken des Krieges den Sodalen der marianischen Bruderschaften sie als Trostspende gewidmet.

Ihr Inhalt ist trotz ihres eng begrenzten Rahmens überaus vielseitig und lebendig. In den einen windet er Mariä nach Art der goldenen Schmiede des Konrad von Würzburg die herrlichsten Typen des alten Bundes zum Diadem, und bricht so zu sagen jede Blume der salomonischen Gärten, um sie darein zu verflechten.[1] Besonders reich spenden ihm die Tiefen der Schrift ihre Perlen, wenn er Maria als die Unbefleckte in hehrem Panegyrikus besingt.[2] In anderen gibt ihm ein Gemälde, ein Standbild, ein Gnadenort Anlaß zu seelenvollen Begrüßungen, wofür wir bereits an mehreren Stellen Belege anführten. Sinnig bemerkt Wolfgang Menzel über diesen Punkt:[3] „Mit poetischer Meisterschaft faßt Balde die oberbayerischen und Tiroler Alpen gleichsam als ihr Piedestal auf. Fast immer erblickt er sie über Wäldern und Bergen, wozu ihm die vielen Gnadenorte im Gebirge nächsten Anlaß gaben.“ In wieder anderen Oden zeichnet er mit wenigen gelungenen Strichen die Erscheinung der seligsten Jungfrau in einzelnen Zügen ihres irdischen und himmlischen Lebens, indem er sie bald als das Heil der Kranken,[4] als die Zuflucht der Sünder,[5] als den Trost der Sterbenden[6] darstellt, bald ihr Mutterglück,[7] ihre Schmerzen unter dem Kreuze[8] oder ihre Himmelfahrt[9] schildert. Am liebsten und glücklichsten stellt er Maria dar, wie sie den Knaben Jesus im Schooße hält, und hier ist es besonders der Blick der Liebe, der Mutter und Kind aneinander schließt, was uns

[1] Lyr. II. 1, II. 24, II. 38, IV. 27. [2] Lyr. II. 38. [3] Deutsche Dichtung, Bd. II. S. 242. [4] Lyr. II. 41. [5] Lyr. IV. 46. [6] Lyr. IV. 49. [7] Lyr. II. 18. [8] Epod. 13. [9] Lyr. III. 7.

vor Allem gewinnt und fesselt. Wir haben hier keine ruhig sinnenden Meditationen vor uns, wie die italienischen Canzonen, keine episch verfließenden Beschreibungen, wie die frommen Romanzen der Spanier, sondern Entzückungen, Gesichte, die uns irgend eine heilige Gruppe im Verklärungslichte vorführen und uns ihre ganze Schönheit wie mit einem Blicke empfinden lassen. Dies sind jene „Kleinodien“ der balde'schen Poesie, von denen Westenrieder bezeichnend sagt: „Es weht darin ein ihm ganz eigener Geist und eine stille Anmuth, unaussprechlich süß für gleichgestimmte Seelen. Diese Balde'schen kleinen Idyllien gleichen ebenso vielen Bildchen des Correggio. Unser Geist wird auf ganz ähnliche Art gerührt und dann läuft es auf Ebendasselbe hinaus, ob das Schöne, Liebliche und Rührende dem Geiste durch den Pinsel oder durch die Feder zugeführt wird.“[1]

Die Protestanten Joh. Gottfried Herder und August Wilhelm Schlegel, welche an diese Dichtungen ohne irgend welche Sympathie, nur mit einem offenen Blick für das Schöne herantraten, fühlten sich ebenfalls bei Lesung derselben an die Madonnen der größten italienischen Meister erinnert. Es ist von Interesse, wie Schlegel der Ansicht Herder's widerspricht, als sei die Ode „Mariä Himmelfahrt“ in demselben Geiste gedacht, wie das gleichnamige Gemälde Raphaels in Dresden.[2] Ihn gemahnt sie weit lebhafter an die in Düsseldorf (und jetzt in München) befindliche assumtio von Guido Reni. Dort sei der strenge, alles Irdische zurückweisende Begriff von Göttlichkeit ausgedrückt, wo das Unendliche an die Stelle jeder bestimmten Regung tritt, hier die überschwengliche Beseligung eines unschuldvollen Wesens ohne Bewußtsein eigener Hoheit, und so auch im Liede. Und doch hat ein weit weniger berühmter Maler, nämlich Peter

[1] Briefe aus Gastein. München 1817. S. 80 ff. [2] Jenaer Literaturzeitung, Jahrg. 1797. S. 433.

Candid das Verdienst, durch sein Bild den Dichter zu einem so himmlischen Gesange begeistert zu haben. Balde selbst bemerkt zur Aufschrift der genannten Ode, er habe sie gedichtet, als er die Glorie der seligsten Jungfrau vor dem ihr geweihten Hochaltare in der Hauptkirche Münchens betrachtete.[1] Dieses Altarblatt, vom Churfürsten Maximilian zum Andenken an den Pragersieg gestiftet, hängt jetzt im linken Seitenschiffe des Frauendomes.

Als gesonderte Gruppe begegnen uns unter den Marienoden einige Umdichtungen kirchlicher Gebetsformulare in klassischen Versmaßen. Es mag bedenklich erscheinen; den mustergültigen, durch unzählige fromme Lippen geheiligten Ausdruck eines solchen Gebetes neuzugestalten; wer aber mit so zartem Gefühle und tiefem Verständniße darangeht, wie Balde, dem verweht der Weihrauchduft der Andacht nicht unter den Händen. Das finden wir schon an den lieblichen Paraphrasen des englischen Grußes und dem marianischen Antiphon Ave regina coelorum,[2] aber in noch höherem Grade an der Umschreibung der lauretanischen Litanei, die mit der Aufschrift „der Schwan von Loretto" das neunte Buch der Wälder beschließt. Ein melodischer, vollendet schöner Rhythmus, der trochäische Tetrameter, verbindet sich hier mit den rührendsten Lauten der Andacht zu seltener Harmonie. Man muß sie laut lesen, diese Strophen, um von dem Wohlklange, den Balde seinen Dichtungen zu leihen wußte, einen Begriff zu bekommen, um den Zauber dieses Schwanengesanges, mit dem er als lyrischer Dichter von seiner himmlischen Freundin Abschied nahm, in seiner ganzen Macht zu empfinden:

Innocens in amne Siren:
Mitte quem natura cantum
Dictat, auscultaque nostrum,

---

[1] **Odae partheniae, Monachii 1648. pag. 47.** **Siehe Nr. 4 der Uebertragungen.** [2] **Silv. II. Parth. 4 et 5.**

Ut reciprocare possis.
Sancta, dic, Maria! Sancta,
Cujus est Divina Proles. Sancta Virgo Virginum.

Mater illibata Christi.
Gratiae fecunda Mater:
Pura mente, casta sensu,
Mater integri pudoris,
Mater excitans amores.
Conditoris et Salutis Mater Admirabilis.

Virgo ter verenda, salve.
Virgo salve praedicanda.
Nulla vox humana vires
Virginis potentis aequet.
Vincis omneis, Virgo clemens,
Et fidelis Virgo, laudes. Virgo prudentissima.

Aus der großen Menge von Gelegenheitsgedichten, die er außerdem noch an die seligste Jungfrau gerichtet und die zum Theil schon anderwärts erwähnt sind, heben wir nur eines hervor, besonders darum, weil darin eine höchst seltsame, unbegreiflich scheinende Zurückhaltung des Dichters erklärt ist. Wir finden nämlich durch alle fünf Bücher der Lyrika im Contexte der Marienoden den Namen Maria mit einer einzigen Ausnahme niemals erwähnt, so daß eine Absichtlichkeit nicht zu verkennen ist. Als nun Balde einmal in seiner Congregation das Salve Regina singen hörte, dessen Schluß bekanntlich lautet — o clemens, o pia, o dulcis Virgo Maria — da empfand er es recht schwer, daß er diesen beseligenden Namen in seinen Oden immer vermieden, und er entschloß sich zu einer poetischen Rechtfertigung. Diese gab er denn in der 38. Ode des III. Buches, wo er klagt, daß sich der Name der Jungfrau nicht mit den Rosenbanden der Dichtkunst fesseln lasse. Die strenge Prosodie nämlich verbietet, Maria (⏑ – ⏑) zu lesen, da ein Vokal vor einem andern als Kürze gilt. Rufe er aber Maria (⏑ ⏑ ⏑), so hebe Tethys

ihr Haupt empor. Was also thun? Für diesesmal wolle er nicht allzugeglättet sein. Die stiefmütterlichen, grämlichen Regeln, die Apollo der Cither gegeben, müßten weichen. Lachten immerhin griechische und lateinische Dichter, so singe er dennoch:

O pia, o clemens, o in ore dulcis
Virgo Maria!

Sollen uns da, wo das Meiste glänzt, gegen Horazens Regel geringere Fehler zum Anstoße sein, so läßt sich freilich auch in den herrlichen Marienoden gar Manches tadeln. Störend wirken auf unsern mehr geläuterten Geschmack die zu häufig und zu gesucht parodirten Stellen aus Horaz, sowie die gerne citirten Gottheiten der classischen Mythologie. In dieser Beziehung klingt es bedenklich, die heilige Jungfrau, selbst Nympha, Dea angeredet zu hören, obwohl die letztere Benennung dem Dichter offenbar gleichbedeutend mit Diva „Himmlische" gilt. „Daß die heilige Jungfrau Geschöpf, wenn auch schon in der Geburt wunderbar bevorzugtes Geschöpf, Ebenbild und Gleichniß ihres Schöpfers war, wie es der geziemte, die Gott der Menschheit als den Erlöser gebären sollte, diese Ueberzeugung wird der Leser in Balde's Gesängen nirgendwo vermissen."

„Ich kann nicht läugnen, daß diejenigen Marienoden, an denen der griechische Götterolymp keinen Theil hat, durchgängig ansprechender sind, als die, in welchen die hehren, erlauchten Gestalten desselben wie gleichsam zum Gesinde gehörend, in der Nähe der seligsten Jungfrau und der Heiligen sich ergehen. Doch ist auch anderseits nicht zu läugnen, daß, wenn alle solche Fremdartigkeiten ausgemerzt werden sollten und lediglich auf christlichem Boden erwachsene Bilder zugelassen würden, Balde einen Theil seines Glanzes verlieren und nicht völlig Balde bleiben würde." [1]

[1] C. B. Schlüter, die Mariengesänge aus den Büchern der Oden und dem der Epoden des Jac. Balde. S. VI. u. VII.

Der Ehrenpreis.

Im Jahre 1638 verfaßte Balde, vielleicht angeregt durch Kuen's unlängst erschienene geistliche Gesänge, ein deutsches Lobgedicht auf die seligste Jungfrau, welches als ein schlichter Erguß seiner Privatandacht nur für einen engen Kreis marianischer Sodalen und keineswegs für den Druck bestimmt war. Auf Bitten seiner Freunde, und um nicht nur bei den Gebildeten, sondern auch unter den niedern Ständen die Verehrung Maria's zu fördern, veröffentlichte er dasselbe noch im nämlichen Jahre unter dem Titel: „Ehrenpreiß der Allerseeligisten Jungkfrawen und Mutter GOttes Mariae",[1] ohne seinen Namen zu nennen. Das fromme Lied fand unerwartet großen Anklang; es ging bald in den Mund des Volkes über und wurde in Kirchen und Kapellen bei Marienandachten allgemein gesungen.

Trotzdem, daß das Büchlein anonym erschienen war, verrieth sich doch der Verfasser nicht undeutlich in der Schlußstrophe, wofern der Leser nur irgend mit seiner Vergangenheit bekannt war; sie lautet:

Wer ist, der dises Lied gemacht,
Wann einer auch darff fragen.
Villeicht hat er gar offt, zu Nacht,
Ein Passamezo gschlagen.[2]
Er sagt nit wo: jetzt ist er fro,
Das d'Lauten sey zertrimmert:
Vmb Saytenspil er sich so vil
Hinfüran nicht mehr kümmert.

Der Ehrenpreis ist jedenfalls das beste unter den deutschen Gedichten Balde's. Hier erhebt ihn sichtlich

[1] Opp. oo. Tom. VII. pag. 325.
[2] in der Ausg. v. J. 1640:
Ein Stuck herab geschlagen.

die reinste Begeisterung über die Schwierigkeit der gewählten Form. Aus den Dämmerungen alttestamentlicher Vorbilder läßt er Maria hervortreten im Sonnenglanze ihrer einzigen Würde, als die Mutter der schönen Liebe, die ihren Kindern im Leben schon süßen Frieden und einst im Tode seligen Trost gewähren will.

Die vier letzten Strophen, „die schön und tief empfundenen Schlußverse des großen Sängers", wie selbst Knapp sie bezeichnen muß, sind für jedes gläubige Gemüth überaus ergreifend:

Diß sey, Maria, Dir vertrawt
Von Tag zu Tag der Jahren:
Der Dir vertrawt, hat wol gebawt,
Sodales diß erfahren.
In letster Noth vnd bittern Todt,
Bitt, thue mich nit verwerffen.
Erzaig Dein Macht, vertreib die Nacht:
Wirds jeder wol bedörffen.

Wann dann die Kranckheit wird zuschwer,
Daß ichs nit mehr kan leyden:
Soll mir den Faden nimmermehr
Derselben[1] ein abschneyden.
Dein schöne Hand, Dein milte Hand,
(Weil je die Stundt abgloffen;)
Schneid oder halt, gleich wies Dir gfalt,
Sonst ist es auß mit hoffen.

Wann bey dem Beth die Kertzen brinnt,
Die Augen nimmer wachen;
Vom Leib der kalte Todtschwaiß rinnt,
Die Bainer jetzt schon krachen:
Dein schöne Hand, Dein milte Hand,
O Jungkfraw außerkohren;
Schneid oder halt, gleich wies Dir gfalt,
Sonst ist es alls verlohren.

Wann nun geschwächt seynd all fünff Sinn,
Die vmbstehend Rott wird sagen:

[1] der Parzen, von denen vorher die Rede.

Jetzt hat ers gar, jetzt ist er hin,
Man merckt kein Pulß mehr schlagen:
Dein schöne Hand, Dein milte Hand,
O Mutter meines Lebens,
Schneid oder halt, gleich wies dir gfalt,
Sonst ist es alls vergebens.[1]

Im Jahre 1648 faßte der Professor der Rhetorik Simon Mair aus Rosenheim, † 1681, den Entschluß, das Gedicht in ähnlicher Weise zu paraphrasiren, wie Balde mit seinen eigenen Gedichten de vanitate mundi und Agathyrsus gethan hatte. Am meisten bewog ihn dazu der „Todtentanz" des Petrus Franck S. J., „der grimmig Todt mit seinem Pfeil, Thut nach dem Leben zihlen", ein noch jetzt gesungenes Lied, das unter dem Titel Certamen Poeticum superLesso Mortuali Petri Franckii S. J. von vier Vätern derselben Gesellschaft lateinisch umschrieben wurde. Es waren diese Matth. Rader, Rudolph Mattmann, Jacob Bidermann und Jeremias Drexel. Genannte Männer, berühmten Andenkens, variirten das franckische Gedicht in so herrlichen Weisen, daß man ihre Verse für eben ausgegrabene Reste römischen Alterthums zu halten versucht war. Da frägt eines Tages Simon Mair: Sollen die dem Tode zur Lust singen, und wir das Leben, die Mutter der Lebendigen mit Schweigen übergehen? Sollen die drei Parzen mit solchem Wettstreit gefeiert werden, und die Herrin, durch welche die Rechte des Todes gelöst sind, unbesungen bleiben? Sofort lud er die Dichter seines Ordens zu einem Sängerkampfe ein, bei dem es galt, den deutschen Ehrenpreis Balde's an Sinn und Innigkeit in lateinischer Umdichtung möglichst zu erreichen. Die Wettkämpfer erschienen; fünf der eingelaufenen Bewerbungen sind uns aufbehalten in dem Werklein „Olympia sacra in stadio Mariano ludis Apollinaribus celebrata."[2] Die

[1] Nach der Ausgabe des Liedes v. J. 1647.
[2] Opp. oo. Tom. VII. pag. 325.

Preisbewerber waren: Simon Mair, Ernest Bidermann, Michael Perenfelder, Carl Sonnenberger und ein Ungenannter. Der anonyme Autor der letzten Paraphrase, der sich vor den übrigen in einer Weise auszeichnet, daß ihm mit Vorzug die Palme zufällt, ist indessen kein anderer als Balde selbst, wie dem kundigen Leser bald klar sein wird.

Ein schönes Zeugniß für die heilige Liebe des Dichters, daß er sich hier wieder ungenannt unter die Preissänger Maria's, unter die Nachahmer seines eigenen Liedes stellt, wo ihn doch Niemand vermuthet, und fast möchte man daran erinnert werden, wie oft Fürsten an ihre erkorenen Bräute Gesandtschaften abordneten und sich selbst incognito unter das Gefolge mischten. Sie blieben gleichwohl nicht verborgen, denn die hohe Art ihres Auftretens verrieth sie unbewußt, und so erging's diesmal auch einem Dichterfürsten.

IX. Balde als deutscher Dichter.

Statt in heim'schen Zwitterlauten auszusingen seinen Schmerz,
Goß er die pindar'sche Seele in der alten Römer Erz.
Ach, die große deutsche Sprache wurde damals nicht gehört:
Wie das Vaterland, so war sie von Barbaren auch zerstört.

Joh. Schrott.

Die deutsche Sprache war im XVII Jahrhunderte tief gesunken. Der politische Einfluß, den fremde Länder, namentlich Italien, Frankreich und Spanien über Deutschland gewonnen hatten und um so dauernder gewannen, je mehr das Selbstbewußtsein des innerst entzweiten Volkes dahinschwand, dieser Einfluß machte sich nicht zum wenigsten auch in der Sprache geltend. Allmählig ward sie ihrer eigenthümlichen, markigen Fülle und Kraft beraubt und dafür überladen mit hohlem, ausländischen Wortschwall. Diese gewaltsame Aufpfropfung eines fremden Elementes mußte für die weitere Entwicklung unserer Muttersprache vom größten Nachtheile sein, wie sie in der That gleichzeitig mit dem Eindringen des welschen Wortkrams zur ungefügen Rohheit herabsinkt.

Die Besten der Nation beklagten bitter den traurigen Verfall der heimischen Literatur; unter ihnen auch Balde, der an mehreren Stellen seiner Werke seine Liebe zur deutschen Muttersprache in rührender Weise kundgibt. Wie beredt weist er auf ihre urkräftige Schönheit hin, wie entschieden eifert er für ihre Reinerhaltung, wie mächtig zürnt er gegen ihre Verderber!

In der Vorrede zu seinem „Bauernspiel“, das in der oscischen, eigentlich altlateinischen Sprache geschrieben ist, spricht er sich also aus: Ich bin zu den Oskern abgefallen — jedenfalls mit besserem Rechte, als meine Landsleute heutzutage ihren Ahnen abtrünnig werden, insofern sie die uralte deutsche Sprache theils in dreister Ueberspanntheit aufgeben, theils durch verführerische Neuerung verderben. Was mich betrifft, so bringe ich durch mein Zurückgehen auf die Osker und Aboriginer die Anfänge der lateinischen Sprache dankbar in Erinnerung, was eine Art Ehrerbietung in sich schließt. Diese aber kommen von der Verehrung ihrer Vorältern um so weiter ab, je mehr sie sich in ihrer Sprache den Italienern, Franzosen und Spaniern nähern, da sie eben den Gebrauch ihrer väterlichen Sprache, dieses einst edelsten Dollmetschers eines reinen Gemüthes, das Erbtheil ihrer Ahnen, so reich an Schönheit, durch fremdartige Worte, die aus der babylonischen Verwirrung der verschiedensten Nationen hergeholt sind, verunreinigen und entweihen.[1]

Eine noch schönere Huldigung bringt er seiner Muttersprache dar in folgenden bisher unbeachteten Strophen der lyrischen Wälder:[2]

Wiegt so schwer Frankreichs und der Spanier Zunge?
Wie, wenn Rom rückheischt die gelieh'nen Federn,
Böte wiedrum nicht zu Gelächter Stoff die
Nackende Krähe?

Selbst den Ursprung dankt sich der Deutschen Sprache,
Frei und hoheitsvoll; von erlauchter Mutter
Brautgemach stammt sie, doch die andern alle
Stammen von Buhlen.

Solche Anschauungen waren unter den deutschen Jesuiten jener Zeit nicht ganz vereinzelnt; in einer 1648 zu Dillingen erschienenen „Genovefa“ von P. Michael Staudacher spricht

[1] Opp. oo. Tom. VI. pag. 347. [2] Silv. II. 3.

die Vorrede mit Begeisterung von dem „Spielenden"[1] und läßt sich weiter vernehmen: „Ich stunde in den Gedanken, ich würde allerdings wider Genofeva mit gleichem Frevel wie der unschamhafte Golo mich vergessen, wann ich in schriftlicher Verfassung Ihres Lebens mich vermuthwilligen wollte, die Reinigkeit, und so zu reden Keuschheit unserer Muttersprach, mit gleichsam unehelicher Einführung fremder Wort zu entunehren und zu beflecken."

In ganz ähnlicher Weise äußert sich Albert Curtz in seinem Vorbericht zur „Harpffen Davids", der so verdienstvollen gereimten Psalmen-Uebersetzung vom Jahre 1659.[2] Indem er sich nicht allein gegen die Fremdwörter, sondern auch gegen die unglücklichen Neubildungen der fruchtbringenden Gesellschaft wendet, spricht er sich also an: „Absonderlich ist hier zu bedeuten, daß wir uns in vbersetzung dises heyligen Psalters keines weegs der newgeteutschten vnd an etlichen Orthen eingeführten Worten gebrauchen wollen; diß seynd Bemühungen etlicher sinnreichen Geister, mit welchen die Einfalt deß heyligen Lieds nichts zuschaffen hat. Ist auch ohne daß zweiffelhafftig, ob diser newe fruchtbringende Baum, in dem richtig teutschen Garten geduldet werden wolle? Dergleichen auffgemutzte vnd frembdklingende Wort gehören zu Auffzügen, Schawspilen und Tantzereyen, bey welchen man sich ohne das der Frantzen, Federn und Schellen bedienet, das heylige Lied aber also zubekleiden, wäre nit vil besser, als wann man unsern gebenedeyten Erlöser in jetzund eingeführter Fremder Tracht auffziehen lassen, oder wie bey deß spöttischen Herodes Hoffhaltung geschehen, mit einem schimmernden Mantel jederman zu Gelächter vorstellen wolt."

Seinen ausgesprochenen Grundsätzen gemäß befliß sich

---

[1] Beiname Harsdörffer's im Blumenorden.

[2] **Davidicum Psalterium, in Germanicam Paraphrasin ingeniose traductum Augustae, An. 1659,** bemerkt gelegentlich unser Dichter. **Tom. VI. pag. 501.**

Balde in seinen deutschen Gedichten, soweit sie ernsterer Natur sind, einer löblichen Reinheit des Ausdrucks und weiß manchen seiner Verse das Siegel der Schönheit aufzudrücken. Aus dem „Ehrenpreis" wurde bereits eine Probe angeführt; vernehmen wir deren noch ein paar aus dem Agathyrsus und dem Poema de vanitate mundi:

Einmal nach dem verheissen,
Wird Gott zu seiner Zeit,
Die Gräber öffnen heissen
Villeicht ists nit mehr weit.
Vil himmlisch Zaichen mahnen:
Der Richter kombt mit gwalt.
Es schallen die Pusaunen,
Weit mehr als all Carthaunen.
Der Thon die Erden spalt.

Agathyrsus, Nr. 82.

Alsdann werden die Bainer erst
In d'Läfften sich erheben,
Die Heylthumb, welche hie verehrst
Auf klaren Wolcken schweben:
Vol Himmelssafft vnd Lebenskrafft
Nach dem wirs dann verdienen;
Werden sie, wie in schöner Blüe,
Der lustig Frühling grünen.

Agath., Nr. 85.

Wach auff mein Seel, mein Seel wach auff,
Wilst disem Krieg entrinnen:
Mit Taubenflüglen thue dich nauff
Weit von der Erden schwingen.
Wo schnell und bhend das Firmament
Vmbgweltzt die Nacht verkündet:
Wo bei der Waag, den schönsten Tag
Ein Jungkfraw angezündet.

De van. mundi, 84.

Es wirdt die Sonn allhie zu Landt
Das Liecht der Glori gnennet.

Das schönste Angsicht der Verstandt
In disem Liecht erkennet.
Was dunckel war, wird alles klar,
Weit ober d'Morgenröthen.
Das klainste Kind, das dort sich findt,
Waist mehr als all Propheten.

De van. mundi, 91.

Anderseits aber mangeln ihm zu viele Vorbedingungen, namentlich ein „delikat oder zart Gehör und Accents-Urtheil", was nach Friedrich Spee dem deutschen Poeten vor allem nöthig ist, als daß er sich in der Mehrzahl seiner Verse über die Mittelmäßigkeit erhoben hätte. Zum großen Theile sind diese mit mundartlichen Härten wehethuendst ausgestattet, und häufig werden die Silben, wie bei Weckherlin, ohne Rücksicht auf ihren Ton, einfach gezählt. Im Ganzen gilt noch immer das Urtheil Morhofs, eines warmen Verehrers des lateinischen Balde, der in seinem Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie[1] einmal bemerkt: „Scioppius hat den Wienischen Bischof Melchiorem Cleselium, der doch insonderheit der Teutschen Sprache Zierligkeit sich angelegen sein lassen, heßlich durch gezogen und seine Idiotismos Bavaricos ihm vorgehalten. Aus dieser Ursache, halte ich, sind des Jacobi Balde, eines Bayern, Carmina, die er seinen Lateinischen de Vanitate Mundi mit eingemischt, so unförmlich und hart, ob gleich die Sachen gut sind."

Das Kanzleideutsch, das Balde schon zu Ensisheim im väterlichen Hause zu lesen und zu hören bekam,[2] mochte wohl zur Ausbildung eines tüchtigen prosaischen Styls von Nutzen sein, aber zum Träger poetischer Gedanken eignete es sich wahrlich nicht. Von deutschen Gedichten wird ihm in der Heimat, mit Ausnahme von Brandts langweiligem Narrenschiff und Pfintzings trockenem Thewrdank, nichts Be-

[1] S. 395 d. A. v. 1700.

[2] Merklen gibt noch Proben aus den Ensisheimer Gerichtsstuben.

deutendes zu Gesichte gekommen sein. So kam es, daß Balde selbst seine Muttersprache in ihrer damaligen Gestalt für keine dichterische hielt. Er verzichtet für seine deutschen Productionen auf jedes poetische Verdienst, deutet aber klar genug an, daß der Fehler nicht sofast auf seiner Seite, als vielmehr in der Sprache selbst liege, die, keines geflügelten Aufschwungs fähig, zu Fuß einhergehe. Non sane laurum meriturus, sagt er von sich, rythmo quasi pedestri, in materna lingua.[1]

Dagegen verdient es Anerkennung, daß er in seine deutschen Gedichte viele volksthümliche Ausdrücke und Redensarten aufnahm, die seither außer Uebung gekommen, für den damaligen Stand der Sprachbildung in Süddeutschland sehr bezeichnend sind, weßhalb denn auch Schmeller, den Werth dieser Gedichte für die Erforschung unserer Mundarten wohl erkennend, sich in seinem Wörterbuche häufig auf Balde beruft. Nur verfährt dieser ganz ohne Wahl und würfelt Altbayerisch und Alemannisch in buntem Spiele durcheinander.

Jene gleichzeitigen deutschen Dichter, die auf diesem Gebiet eine neue Bahn brachen, Friedrich Spee und Martin Opitz lernte Balde viel zu spät kennen, als daß sie auf seine Entwicklung bestimmend hätten einwirken können. Letzterer scheint ihm erst während seines Aufenthaltes zu Amberg um 1654 bekannt geworden zu sein. Der Begründer der neueren deutschen Dichtkunst machte aber mit seinen Gesängen auf den bayerischen Horaz keinen sonderlich günstigen Eindruck. Es existirte von Balde eine kleine Schrift: Crisis Poeseos Germanicae, geschrieben 1654, darin er über die vaterländischen Dichter seiner Zeit, namentlich Opitz, ein hartes Urtheil fällt, zunächst wegen der niedrigen, kleinlichen Gegenstände, die sie besungen und nicht minder wegen der abgeschmackten Sprache, deren sie sich bedienten.[2]

---

[1] Freyberg, a. a. O. S. 218.

[2] Bayerisches Reichsarchiv, Jesuitica Fasc., 26. Nr. 393.

Diese Kritik bildete die Vorrede zu einem deutschen Gedichte des Autors: „Centuria secunda der warheit, gesungen von der Welt eitelkheit.“ Da jedoch der freimüthige Ton, der den Fürsten und Höfen gegenüber hier angeschlagen war, eine Veröffentlichung bedenklich erscheinen ließ, so unterdrückte die Ordenscensur dieses Werklein, und entriß uns damit eine literärgeschichtlich denkwürdige Schrift leider auf immer. Seltsamer Weise blieb die Bekanntschaft mit Opitz trotz alles Vorurtheils nicht ohne Einfluß auf unseren Dichter. In dem Wiegengesange auf die Geburt der neuburgischen Prinzessin Eleonora erinnert Sprache und Versmaß unverkennbar an die schlesische Dichterschule.

Noch bleibt einiges zu bemerken über die deutsche Sprachgesellschaft, die Balde mit vieren seiner Freunde gestiftet haben soll. Herder hat zuerst in Megalissus' (Georg Litzer's) Schmähschrift „der Undeutsche Katholik“ diese Nachricht entdeckt, und seither wurde sie vielfach nachgeschrieben. Dieselbe beruht aber lediglich auf einem Irrthum. Allerdings redet Litzer in seiner Schrift von einer Art Verbindung, die Balde mit etlichen Ordensgenossen gestiftet habe, allein seine mißverstandene Quelle hiefür ist keine andere, als die Vorrede Simon Mair's zur Olympia sacra. Dort ist aber, wie wir wissen, einfach gesagt, es hätten sich mehrere Freunde Balde's vereinigt, dessen „Ehrenpreiß“ in lateinischer Sprache zu umschreiben. Daß nun deßhalb noch von keiner Sprachverbindung die Rede sein könne, am allerwenigsten von einer solchen für die deutsche Sprache, wird jedem einleuchten.

Die betreffende Stelle in dem seltenen Büchlein Litzers [1] lautet: „Es ist wahr und mir gar wohl bekannt, daß die Jesuiten Jacob Balde, Simon Mair, Ernest Biedermann, Michael Perenfelder und Carl Sonnenberger sich dahin ver-

---

[1] S. 41. ff.

glichen haben, eine Reise zu dem deutschen Helikon zu wagen, und bei der Hippokrene sich einen diken Rausch zu trinken." Weiter unten wird dann bemerkt: „Und war endlich ihr Absehen gar nicht, die deutsche Sprache dadurch zu verbessern, sondern einzig und allein dahin gerichtet, die Jungfrau Maria über alles zu loben."

Es ist schwer begreiflich, wie Herder eine für Balde's literarische Wirksamkeit gewiß wichtige Nachricht einem so armseligen Pamphlet entnehmen mochte, ohne nur die einschlägige Notiz vollständig gelesen zu haben.

X. Bayerische Geschichtsschreibung.

Es ist bekannt, welche Theilnahme die bayerischen Regenten der ruhmreichen Vergangenheit ihrer Dynastie und ihres Volkes zuwendeten, indem sie dieselbe durch tüchtige Gelehrte erforschen und in ausführlichen Werken darstellen ließen. Johann Aventin schrieb seine bayerische Geschichte auf Veranlassung und mit Unterstützung der Herzoge Wilhelm IV. und dessen Bruders Ludwig. Herzog Wilhelm V. und sein Sohn Maximilian wendeten sich an Markus Welser, Bürgermeister in Augsburg, um von ihm ein gediegenes Werk über die Vorzeit Bayerns zu erhalten. Welser begann zwar mit der Ausarbeitung einer bayerischen Geschichte, aber seine lateinisch geschriebene Darstellung geht nur bis zur Zeit der Carolinger. Unter den Ausgaben des herzoglichen Hofes im Jahre 1602 erscheint auch der Posten: „Item, Marko Velsero für seine bayerische Historienmacherei 300 fl. jährlich."

Und wie viele Mühe wendete nicht Maximilian I. auf, um die Ehre seines Ahns, Kaiser Ludwig des Bayers vor den Schmähungen zu retten, die Abraham Bzovius in des Baronius fortgesetzter Kirchengeschichte gegen denselben schleuderte! Er ließ den Bzovius auffordern, seine Verläumdungen zu widerrufen, gleichzeitig aber durch Gewold und Keller (unter Herwarth's Namen) Ludwigs Vertheidigung führen. Als Bzovius hartnäckig blieb, wandte er sich an den Ordensgeneral der Dominikaner und zuletzt an den heiligen Vater selbst, um

eine Zurücknahme der auf seinen Ahnherrn gehäuften Verunglimpfungen zu erlangen.[1]

Nach Welser erhielt Matth. Rader d. G. J. den Auftrag, Bayerns Geschichte zu schreiben; allein dieser brach gefahrwitternd bei der Periode Ludwigs IV. ab, indem er einsah, er müsse entweder bei seinem Landesherrn oder bei dem päpstlichen Stuhle verstoßen, und wandte sich ganz seinem frommen Werke Bavaria Sancta zu, das Maximilian gleichfalls mit reichlichen Mitteln förderte.

Im Jahre 1617 ward für das wichtige Unternehmen der Jesuit Andreas Brunner gewonnen, der mit Eifer und Umsicht nahezu 20 Jahre daran arbeitete. Eine blühende Latinität, große Klarheit in der Anordnung und durchdringender Blick in der Beurtheilung der Thatsachen zeichneten sein Werk ohne Frage aus, Vorzüge, welche demselben ein Jahrhundert später das Interesse eines Leibnitz gewannen. Im Jahre 1718 gab dieser Brunner's Geschichte, betitelt: Annales virtutis et fortunae Bojorum a primis initiis ad annum 1314 mit Ablzreitters Annalen zu Frankfurt neu heraus und schrieb dazu eine sehr anerkennende Vorrede. Er bemerkt darin u. a., wo er von Ablzreitters bayerischer Geschichte spricht, man hätte sich der Mühe überheben können, das wieder zu bearbeiten, was schon Brunner geliefert hatte, und glaubt nicht selten beobachtet zu haben, daß man da, wo man von ihm abging, eben nicht auf Besseres gekommen sei, denn in diesem Manne habe sich, abgesehen von anderen Vorzügen, die Alegambe hervorhebt, ein nicht gewöhnlicher Scharfsinn mit Wahrheitsliebe vereinigt.[2]

Allein nicht dieselbe Anerkennung ward dem Geschichtsschreiber im Leben von Seite seiner Obern. Nachdem er die

---

[1] Ein histor. Preßprozeß, von J. M. Söltl. Morgenbl. z. Bayer. Zeitung 1862, Nr. 173 ff.

[2] Leibnitii opp. oo. ed. Dutens. Tom. IV. pag. 67. (histor. et antiquit.)

drei ersten Bände in gedehnten Zwischenräumen 1626, 1629, 1635 herausgegeben — der letzte Band reichte bis 1314 — griff er muthig in die Regierungsperiode Ludwig des Bayers, deren Schilderung großentheils den Inhalt des IV. Bandes ausmachen sollte. Er verfolgte dabei die Absicht, das Bild des edlen Kaisers, das so manche gehäßige Feder, namentlich jene des Polen Bzovius entstellt und verzerrt hatte, in seinem gebührenden Glanze wiederherzustellen und so das Prachtdenkmal, das Maximilian seinem Ahnherrn in der Münchener Frauenkirche gesetzt hatte, vor den Augen Europa's zu rechtfertigen.[1]

Wenn es aber, bei der starken Parteifärbung aller Quellen, noch jetzt für den Historiker eine schwere Aufgabe bleibt, die Zeit Ludwig des Bayers in richtigem Lichte darzustellen, so war es für einen Ordensmann des XVII. Jahrhunderts geradezu unmöglich, aus zunächst bayerischen Materialien ein allseitig befriedigendes Gemälde jener bewegten Zeit zu schaffen. — Was Matth. Rader schon für sich befürchtet hatte, traf bei Brunner ein. Ein Dekret des Ordensgenerals Mutius Vitellescus gebot der Fortsetzung seines Werkes Halt.[2] Aber auch der Churfürst war verstimmt darüber, daß sein Geschichtsschreiber die Schwierigkeiten jenes Zeitraumes nicht besser zu umgehen gewußt, als mit Verletzung des päpstlichen Stuhles, und sofort benützte ein Hofrath, wohl der Kammerpräsident Mändl,[3] der Brunner von jeher abgeneigt

---

[1] Brunner's Anschauungen über Ludwig den Bayer sind kurz und bündig zusammengefaßt in „excubiae tutelares“ Mon. 1637, pag. 277 —298.

[2] Freyberg, a. a. O. S. 187.

[3] Mändl war dem P. Brunner schon damals feindselig begegnet, als dieser die Befreiung der Münchener Geiseln beim Churfürsten in Braunau betrieb. Sigl, Geschichte der Münchener Geiseln. Herausg. v. Stöger. S. 120. Bei dem furchtbaren Sturze dieses Mannes unter Ferdinand Maria, sagt Stöger, werden die wenigen noch

gewesen, den günstigen Augenblick, um ihn ganz aus der Gunst Maximilians zu verdrängen. Der Versuch gelang vollständig. Als Brunner in der schwedischen Geiselschaft seine bayerische Geschichte in's Deutsche übersetzt hatte, äußerte der Churfürst: „das sei eine Schulfuxerei“ und als von dessen Huldigungsschrift „excubiae tutelares“ die Rede war: „er hetts wol kennen bleiben lassen.“[1]

Bald glaubte man einen taktvolleren und gewandteren Historiographen gefunden zu haben. Dieser Mann, der alle gewünschten Eigenschaften in sich vereinigen sollte, war Nikolaus Burgundius, von Geburt ein Belgier, seit 1627 Professor der Rechte zu Ingolstadt. Seine **historia belgica** genoß den Ruhm eines ausgezeichneten Werkes, das eben so sehr durch den Glanz der Darstellung als durch die Gediegenheit des Inhaltes seines Gleichen suche. Dem Auftrage des Churfürsten, die Geschichte Ludwig des Bayers zu schreiben, kam er bereitwilligst entgegen, da er seinem Ehrgeize ein neues Feld geöffnet sah und wußte seinem Herrn und Gönner hinsichtlich des neuen Unternehmens die größten Hoffnungen zu erwecken.

Allein wie kläglich war es inzwischen mit dem bayerischen Hofhistoriographen bestellt! Der deutschen Sprache sehr unvollkommen mächtig, ließ er es schon an der ersten Bedingung, am Quellenstudium ermangeln. Daneben versäumte er es, die seinen Gegenstand betreffende neuere Literatur kennen zu lernen. Sehr spät erfuhr er erst, daß Bzovius Verläumdungen über Ludwig ausgestreut und daß Jakob Keller unter Herwarths Namen ihm entgegnet, war ihm ganz unbekannt. Letztere Schrift kam ihm erst als Maculatur zu Gesichte, als er nämlich durch P. Brunner den dritten Band von dessen

überlebenden Geiseln gedacht haben: Die Nemesis bleibt nicht aus. Er hat's um uns verdient.

[1] Freyberg, a. a. O. S. 194.

bayerischer Geschichte in einigen Bogen der Keller'schen Apologie verpackt erhielt. Daraufhin ersuchte Burgundius den P. Balde, er möge doch von seinem Freunde die Ergänzungen des merkwürdigen Bruchstücks zu erhalten suchen![1] Nach all' dem war es kein Wunder, daß Burgundius den Mangel an gründlicher Forschung durch häufige rhetorische Anläufe zu ersetzen bemüht war.

Das Werk erschien und der Churfürst erhielt das erste Exemplar davon. Wie das Gerücht ging, warf er den Folianten erzürnt zu Boden. Burgundius hatte von seinem Vorgänger nicht nur nichts gelernt, sondern war gegen Papst und Clerus auf das heftigste losgefahren, nichts zu reden von dem unzarten Tone, in dem er selbst die Gestalt des Kaisers Ludwig behandelte. Jene Räthe des Churfürsten, die vorher den Burgundius mit Aufbietung aller Mittel durchgesetzt hatten, stimmten jetzt der unzweideutigen Kritik ihres Herrn nach Kräften bei und um sich zu beschönigen, sprachen sie laut ihren Zweifel aus, ob Burgundius wirklich der Verfasser der mit Recht berühmten historia belgica sein könne? Maximilian ließ die ganze Auflage des Werkes nach München kommen und im Dunkel der Archive verwahren, was indeß nicht hinderte, daß ein Exemplar den Weg in die Niederlande fand und in der Folge mehrfach nachgedruckt wurde.[2] Begreiflich hatte Burgundius nach solchen Erfahrungen keine Lust mehr in Bayern zu bleiben. Er ging 1639 in seine Heimath Flandern zurück und starb als Mitglied des großen brabantischen Rathes i. J. 1650.

Nun wandte man sich neuerdings an Brunner, der inzwischen zu Innsbruck Prediger geworden war, um ihn zur Wiederaufnahme seines Geschichtswerkes zu bewegen — aber

---

[1] Freyberg, a. a. O. S. 189.
[2] **Mederer**, ann. Ac. Ing. II. pag. 292.
J. Ch. Böhmer gab das Werk zu Helmstädt 1705 in 4° heraus.

umsonst; nicht die Stiere des Phalaris, noch die Rosse des Diomedes, sagt unser Dichter, hätten ihn nach München zurückgezogen. War ihm doch für seine langjährigen Mühen nichts als der bekannte Weltlohn geworden. Man klopfte um diese Zeit (1639) wiederholt auch bei Balde, damaligem Hofprediger an, aber noch gelang es, das gefürchtete Ehrenamt höflich abzulehnen.

So mußte denn endlich der Professor der Ethik an der Ingolstädter Hochschule, Johannes Bissel, zur Fortsetzung des dornenvollen Werkes nach München kommen. Er kam, aber den ungeahnten Verdrießlichkeiten, die er bei jedem Schritte in seiner neuen Sphäre vorfand, nicht gewachsen, machte er schon nach Jahresfrist einem anderen Glücklichen Platz, indem er zu einem Freunde, der ihn um die Ursache seines so frühen Rücktrittes befragte, die Aeußerung that: „Ihm gefalle ein Weib nicht, das schon vier Männer ermüdet!“ Er schützte eine Reise zur Quellenforschung nach Trient, einer ehedem bayerischen Grenzstadt, vor und ruhte unter den Weinlauben Südtirols von seinen undankbaren historischen Studien aus.[1]

Maximilian wollte seine Bestrebungen für die bayerische Geschichte um jeden Preis zu einem gewissen Abschlusse bringen; allein der Provinzial der Gesellschaft Jesu, Wolfgang Gravenegg, von ihm beauftragt, zur Fortsetzung des Begonnenen ein geeignetes Mitglied seines Ordens aufzustellen, befand sich in keiner geringen Verlegenheit. Unter den Mitgliedern, die zu einer solchen Arbeit Talent genug hatten, ließen es wohl viele an den hier nothwendigsten Eigenschaften, an Lust und Liebe, vielleicht auch an Muth und Klugheit gebrechen. Dem Churfürsten schien P. Balde der passende Mann zu sein. Zwar wollte man ihn von Seite seiner Obern schonen; seine längst ausgesprochene Abneigung gegen das Amt eines

[1] Freyberg, a. a. O. S. 192 u. 193.

Geschichtsschreibers, sodann seine schwächliche Gesundheit geboten eine gewisse Rücksicht; als aber nach des Bisselius Fahnenflucht das Werk vollends in's Stocken gerathen wollte, da gab es auch für unseren Dichter keine Schonung mehr — der Provinzial, eben von Ingolstadt zurückgekehrt, trug ihm in Kraft des Gehorsams die Fortsetzung der bayerischen Geschichte auf.[1] (Sommer 1640.)

Balde gehorchte und ging an's Werk, aber nur mit Bangen und Mißmuth. Das Schicksal seiner Vorgänger gab ihm vor allem **eine** Lehre mit auf den Weg — die Gebeine Ludwig des Bayers ruhen zu lassen — sine molliter ossa quiescant! ruft der Schatten des Kaisers aus seiner Gruft herauf. Dieser Mahnstimme folgend erbat sich der Dichter irgend eine spätere Periode aus Bayerns Geschichte zur Behandlung, in Folge dessen ihm der Auftrag ward, die bewegte Zeit des regierenden Churfürsten zu schildern.[2] Durch diesen Tausch war nichts gewonnen; der Schwierigkeiten gab es jetzt nicht weniger, was Balde nur allzufrüh erfuhr. Als ersten historischen Versuch, der gleichsam als Fühler voraus gehen sollte, bearbeitete er das Vorspiel des dreißigjährigen Krieges, die Reichsacht gegen Donauwörth — expeditio Donawerdana — und ließ das Schriftchen durch den geheimen Rath Richel, der den Verkehr zwischen ihm und Maximilian vermittelte und ihm auch alle nöthigen Quellen zur Verfügung stellte, dem Churfürsten vorlegen (1642). Dieser durchlas es aufmerksamst und übte gleichzeitig selbst das Censoramt.[3]

---

[1] Freyberg, a. a. O. S. 184. Laut Bücherapprobationen befand sich Gravenegg den 26. März 1640 in Dillingen, den 22. Mai in Ingolstadt, den 14. Juli in Altötting.

[2] Freyberg, a. a. O. S. 198.

[3] Freyberg, a. a. O. S. 203 u. 204. Unrichtig ist, was dieser Autor in seinem „Nachwort zu Balde's Traum“ angibt: Richel habe die censorische Feder geführt.

Es waren im Ganzen nur wenige Stellen, die dem Rothstifte verfielen, aber gerade die kräftigsten und bedeutsamsten. Balde führt eine Reihe solcher als mißliebig gestrichener Stellen auf, um daran zu zeigen, wie die Geschichtsschreibung unter dem Drucke einer einseitigen Censur nothwendig ihre Kraft und Würde verlieren müsse. Frägt man nun um die Ursache, warum der strengkatholische Herrscher und der ebenso loyale Ordensmann in manchen ihren Anschauungen so sehr auseinandergingen, so wird man den Standpunkt, den sie den historischen Thatsachen ihrer Zeit gegenüber einnahmen, scharf in's Auge fassen müssen. Maximilian wollte von einer Geschichte seiner Zeit, die bekanntermassen unter seinen Auspizien verfaßt wurde, die Politik seines Hauses gefördert und darum gewisse politische Rücksichten gewahrt sehen. Um die protestantischen Churfürsten, seine damaligen Bundesgenossen, nicht zu reizen, metu offendendorum principum in Germania, setzte er in Balde's Manuscript, so unglaublich es auch klingt, statt haeresis — dogmata, statt haeretici — evangelici und strich den Satz: haeresiarchas omnes hucusque classicum cecinisse, die Sectenstifter hätten bisher noch alle in die Kriegstrompete gestoßen.[1] Aus Schonung für den kaiserlichen Hof durfte Balde nicht sagen, die kaiserlichen Räthe hätten sich von den Bürgern von Donauwörth bestechen lassen, obschon die Thatsache außer Zweifel war. Aus derselben Schonung tilgte der Churfürst mehrere Stellen, darin der Charakter Rudolphs II. und die katholische Ueberzeugung Maximilians II. in ungünstigem Lichte erschien, so sichere Beweise auch der Autor für seine Darstellung hatte. Dagegen ließ der großdenkende Fürst so manchen Satz, der

---

[1] Freyberg, a. a. O. S. 204. Es war dies um dieselbe Zeit, als Maximilian I. im Einverständnisse mit den Churfürsten von Mainz und Sachsen und Ferdinands Beichtvater um des endlichen Friedens willen den Kaiser bewog, den Reformirten Religionsfreiheit zu gewähren. Koch, Kaiser Ferdinand III. Bd. I, S. 139.

für ihn selbst minder vortheilhaft klang, zur Verwunderung des Dichters ohne Schwierigkeit passiren. .

Wenn Freyberg zu dieser Kritik meint, man begreife des Dichters Empfindlichkeit, könne aber Max I. eben nicht so Unrecht geben, so möchten wir es doch auf's tiefste bedauern, daß die historische Muse des P. Balde bei ihrem ersten Auftreten so gebieterisch eingeschüchtert wurde, denn die uns bekannten, wenigen Bruchstücke der expeditio Donawerdana lassen es ahnen, welche Meisterwerke geschichtlicher Darstellung uns hier im Keime erstickt wurden.[1] Leibnitz, der eine Abschrift der fraglichen Arbeit gesehen, urtheilt darüber, es sei dieselbe höchst einsichtsvoll geschrieben, prudentissime scriptam[2] wozu wir nur noch das eine bemerken, daß die noch übrigen Fragmente ganz die Sprache des Tacitus athmen.[3]

---

[1] Mit klassischer Schönheit war besonders das tragische Ende des Hauptmanns Moser geschildert. Weittenauer, Horatii ars poetica, pag. 62. Wohl der nämliche, über welchen, da er von einem Bürger 700 fl. erpreßt hatte, ohne Gnade Standrecht gehalten wurde. M. Lossen, „die Reichsstadt Donauwörth und Herzog Maximilian." S. 56.

[2] Leibnitii Opp. oo. Tom. VI. p. 294.

[3] z. B: Erat aula Caesaris ab ea labe (corruptelae) non intacta. Malum nullo aevo castigatum satis, nostro desperatum. Addunt alii: Rudolphum, voluptatibus senioque jam fractum, postremis annis regnare potius quam regere visum, quieti suae et curiosis artificum inventis omnia posthabuisse. — Taedio etiam majoris curae diplomata facilius in dies data. — Protestantes jamdudum suspectabant prudentiam ducis (Maximiliani) reconditam, aliquandoque tristiorem. Quod rei Catholicae comprimis addictum scirent, hereditario natalium bono potentiorem nolebant, utpote vicinorum Principum splendori et multorum alieno, tenebras offusurum. Ex quo summae rerum admotus gubernacula suscepit, videbant efficaci sollertia cuncta feliciter administrari. — Assem patrium, immanibus debitis in omnes partes fractum, paucis annis omnium spe celerius ac pulcre reconcinnasse; provinciis, quae obaeratae distrahebantur, singulari cura exsolutis. Hereditatem a majoribus acceptam, sed iniquitate temporum, maxime vero fratrum discordia bellicisque donativis excisam, quia

Und so fühlte sich Balde, der in seinen Dichtungen ungehindert die Räume des Universums gemessen, auf einmal kläglich die Hände gebunden — eine Lage, die seinem innersten Wesen zuwider, ihm alle Freude an der Geschichtschreibung verbittern mußte. Ihm schwebte unverrückbar das Ideal der Geschichte vor — dem strebte er nach mit ganzer Seele und lieber legte er den Griffel der Clio nieder, als daß er nur einen Zug jenes Urbildes den Wünschen des Tages geopfert hätte. Das hat er einzig schön ausgesprochen in der 47. Ode des IV. Buches der Lyrika, die er überschrieb: Scripturus historiam sui temporis Veritati nudam aram ponit. An einzelnen anderen Stellen spricht er sich so aus: Die Geschichte zu schreiben von Männern, die noch leben, die sie einsehen und censiren wollen, ist ein bedenklich und verwickelt Werk. Man sollte den letzten Tag abwarten, wann ihr Geschick sich vollendet hätte und Furcht und Haß, und Mißgunst und Selbstsucht eingeschläfert in der Asche ruhten, alsdann wird man sie mit mehr Sicherheit an's Licht bringen können . . . Manche Erdfrüchte schmecken nicht, bis sie nicht ihre Säure verloren haben und einen Winter abgelegen sind, und auch die wahrheitstreue Geschichte gewisser Sterblicher wird vor ihrem Leichenbegängnisse nicht reif.[1]

So, wie die Dinge jetzt lagen — das erkannte er wohl — konnte er mit der ganzen Wahrheit nicht durchbringen; entweder mußte er sein Werk verstümmelt, oder aber verschmäht und in den Archiven begraben sehen. — Noch ein anderer Gedanke machte ihn an seiner Aufgabe verzweifeln. Eben stand sein Genius in der üppigsten lyrischen Triebkraft; die

---

virtute sua credebant reparare posse, cogitabant et velle. Quod pennas explicare paret, argumento esse alienum nidum, in quem extenderit, Donawerdam liberam civitatem, occasione rixae illi optabilis tributariam factam, unius quaestui servire. Freyberg, a. a O. S. 204.

[1] Freyberg, a. a. O. S. 203 u. 195.

meisten Oden waren zur Vollendung gereift, die Wälder hatten zu sprossen begonnen, als ihn das Geheiß der Obern aus seiner Lieblingsbeschäftigung aufstörte. Sollte er nun dem so nahe winkenden Lorbeer entsagen, um auf dem unermeßlichen, gefahrvollen Felde der Zeitgeschichte seine schwache Gesundheit einzusetzen? Mußte er nicht fürchten, daß er über der riesigen Arbeit alle Lust und Kraft zu poetischem Schaffen verlieren, und so keines von beiden, weder die Geschichte noch seine Dichtungen zu einem glücklichen Abschlusse bringen werde?[1]

Zum Ueberflusse forderte noch ein Brief des Jesuitengenerals Mutius Vitellescus, von Neujahr 1642 datirt, Balde zur möglichsten Beschleunigung der übernommenen Arbeit auf. Den Dichter aber beunruhigte wieder der Gedanke: Wie, falls nun, während ich schreibe, unser hochwürdiger Vater, der General, mit Tod abginge? Falls auch Papst Urban VIII. dieses Schicksal theilte? Wie, wenn eine Generalversammlung stattfände und wenn diese nun, wie ja immer neue Beschlüsse gefaßt werden, auf Andringen des neuen Papstes den Ihrigen verböte, sich mit politischen Schriften zu befassen?[2]

In der beklommenen Stimmung, welche die erwähnten Betrachtungen in ihm erzeugten, schrieb er seinen „Traum" (somnium),[3] ein merkwürdiges Gedicht voll dunkler Räthselgestalten, die ohne des Dichters eigene Deutung ganz unentwirrbar wären, darin er den Gang der offiziellen bayerischen Geschichtsschreibung unter Churfürst Maximilian, die Schicksale seiner Vorgänger und seine eigenen mißlichen Erfahrungen auf diesem Gebiete in immer wechselnden, höchst ausdrucksvollen Bildern und in gedrungener Sibyllensprache vorüberführt.

---

[1] Freyberg, a. a. O. S. 205.
[2] Freyberg, a. a. O. S. 212.
[3] Silv. VII. 16.

Damit hatte er sich einmal ausgesprochen, mochte sein Gedicht den Mitlebenden auch eine Sphynx erscheinen, und mit beendetem „Traume“ war auch der schwerlastende Alp von seiner Brust gewichen. Vorläufig beschloß er abzuwarten, was die nächsten Jahre an entscheidenden Ereignissen bringen würden und beschränkte sich inzwischen darauf, das nöthige Material für eine Geschichte seiner Zeit zusammenzutragen, das noch im vorigen Jahrhunderte als ein bewundertes Denkmal baldeschen Fleißes in der Jesuitenbibliothek aufbewahrt lag.[1] Diese mehr mechanische Thätigkeit ließ ihm Muße und Lust genug, nebenbei noch seinen Dichtungen zu leben. Im Jahre 1643 erschien die erste Ausgabe seiner Oden und lyrischen Wälder, und im Jahre 1645 die Philomela. Uebrigens trafen seine Ahnungen besonders hinsichtlich der Vorgänge in Rom mit auffallender Genauigkeit ein, so daß wir über seine prophetische Gabe, die sich auch bei anderen Anlässen bekundete, nur staunen können.

Auch die befürchtete Krankheit wurde zur Thatsache, indem der Dichter vom Frühjahre 1644 an fünf Monate lang lebensgefährlich darniederlag. Sobald er jedoch wieder leiblich genesen war, fand er sich von seinem Freunde Martin Siben bestürmt, die Memmiana zum Preise des Grafen D'Avaux zu dichten, die das IX. Buch der lyrischen Wälder bilden. Erst nach Vollendung dieser Gesänge, im Herbste 1645 faßte er endlich den festen Entschluß, die Geschichte seiner Zeit wieder aufzunehmen und zwar machte er das feierliche Gelöbniß, die Musen so lange ruhen zu lassen, bis er den böhmischen Krieg beendet haben würde. Hören wir seinen Schwur im klangvollsten Verse:

Sit ratum. Donec Bavarum Leonem
Vexerim, victo fugiente, Pragam,
Debitor nullis fuero Camoenis.
Tangimus aras.

[1] Opp. o o. Tom. I. in icone autoris.

Redde vulgarem calamum, Thalia.
Redde surreptam digitis, Sibeni,
Per Bohemorum metuenda pennam
Castra volantem.

Silv. IX. 34.

Ohne Zweifel hat Balde wirklich den böhmischen Krieg bearbeitet, wenn uns auch von dieser Schrift nichts erhalten blieb, denn im ganzen folgenden Jahre finden wir ihn mit keinen anderweitigen Werken beschäftigt; aber er konnte bei der Großartigkeit der Anlage diesen Feldzug nicht zu Ende führen, bevor ihn die politischen Ereignisse des Jahres 1647 zu neuen dichterischen Arbeiten riefen. Die Studien zu seinem „Bauernspiele“ in altitalischer Sprache, einer offiziellen Apologie des Ulmer Waffenstillstandes, und die Schrecken des Jahres 1648 ließen ihn nicht mehr ernstlich zu seinen historischen Arbeiten zurückkommen. Als nach geschlossenem westphälischen Frieden der Churfürst aus Salzburg nach München heimkehrte, willens, seinen Geschichtsschreiber mit den nöthigen Documenten für die Darstellung der letzten Ereignisse auszurüsten, und dabei erfuhr, daß derselbe noch in den Anfängen des großen Krieges begriffen sei, enthob er ihn seiner Aufgabe gänzlich[1], und beschloß sie einem eifrigeren Annalisten, dem Jesuiten Albert Curtz, zu übertragen, der übrigens schon nach wenigen Monaten seinen Ehrenposten an Philipp Hettinger abtrat.

Der neue Ordensgeneral, Caraffa, wünschte dem Dichter in einem eigenen Schreiben vom 26. Dezember 1648 zu seiner Entlassung Glück, indem er ihm schrieb, es sei gut, daß er von einer so gefahrvollen Aufgabe befreit worden; er würde nun um so mehr Muße zu anderen ihm besser zusagenden Arbeiten finden.[2]

Indessen fehlte es nicht an solchen, die den Dichter ob

---

[1] Freyberg, a. a. O. S. 206.
[2] Freyberg, a. a. O. S. 214.

seines Verhaltens in dieser Angelegenheit hart beurtheilten. Acht Jahre lang war ihm, als bayerischem Historiographen, aus dem churfürstlichen Hofkeller der Wein geliefert worden[1], der ihm freilich oft sauer genug mundete und zudem noch durch salzige Anspielungen vergällt wurde. Hatte doch einmal ein witziger Kopf diesen Vers auf ihn gemünzt: Hic est, Bavaricam qui bibit historiam. Der ist's, dem man zu Tisch Bayerns Geschichte kredenzt. Da war nun mancher vorschnell bereit, dem Dichter in Ansehung seiner geringen Fortschritte auf dem Felde der Geschichte Mangel an Pflichttreue und gutem Willen vorzuwerfen. Eine Rechtfertigung schien hier wenigstens den Ordensobern und der Nachwelt gegenüber dringend geboten, wenn auch die Schwierigkeit einer solchen bei der so heikeln Natur des Gegenstandes nicht zu verkennen war. Der Tod des Vicekanzlers Bartholomäus Richel, der am 27. Februar 1649 erfolgte, machte die hauptsächlichsten Bedenken schwinden. Jetzt durfte vieles gesagt werden, was bei Lebzeiten dieses Mannes auch den geheimsten Papieren nicht wohl vertraut werden konnte. Doch schien dem Dichter Vorsicht noch immer so wenig überflüssig, daß er in Pseudonymität vermummt, als Didacus Valaradus, angeblicher Busenfreund Jacob Balde's, seine Apologie verfaßte. Ihrer Form nach ist sie ein ausführlicher, Vers für Vers erklärender, mit reichem, philologischem Apparat versehener Commentar zu der bereits besprochenen Dichtung „Traum".

Ihrem Hauptinhalte nach ist sie ein energischer Protest eines deutschen Jesuiten gegen die Verwendung seines Ordens zu politischen Zwecken.

Sie bietet eine Fülle der interessantesten Aufschlüsse über das innere Leben Balde's, über den damaligen Stand der oberdeutschen Jesuitenprovinz und des bayerischen Hofes, sowie treffende Charakteristiken einzelner Zeitgenossen, wobei

[1] Freyberg, a. a. O. S. 219. Balde selbst nennt die Historia dort „ein Pfaffen Kellerin."

freilich eine gewisse Empfindlichkeit des brustkranken Dichters, namentlich wenn er auf seinen sonst so hochgefeierten, durchlauchtigsten Censor zu sprechen kommt, unverkennbar hervortritt. Sein Humor hatte in diesem Jahre (1649), dem neben der geistvollsten Satire[1] auch der düsterste Gesang „chorea mortualis“ sein Entstehen dankt, manch' schwere Stunde zu durchkämpfen, und leider war es nicht immer ein sonniger Augenblick, wenn er die Feder ergriff, um an seiner Traumauslegung weiter zu schreiben.

Die Urschrift dieser Traumauslegung,[2] 61 Blätter in 4°, auf deren Pergamentumschlag zu lesen: „Nobilissimum hoc scriptum prae omnibus aliis conservandum“ hatte ihr eigenthümliches Schicksal. Balde übergab sie zu München dem Kölner Rector Bernhard Happel, der von Rom her gekommen wahrscheinlich als Visitator sich längere Zeit in der oberrheinischen Provinz aufhielt. Auf der letzten Seite der Handschrift ist bemerkt: Haec interpretatio fuit R. P. Bernardo Happel, Rectori Coloniensi ex congregatione generali Roma redeunti, Monachii communicata ao. 1651, imo, a. 1650, postquam integro anno in provincia Sup. Rheni fuit. Erst zwei Jahre später, während der Dichter in Landshut weilte, erhielt er das wichtige Heftchen wieder zurück, was mit blässerer Dinte weiter oben notirt ist: Recepi Landishutae 6. Juli 1652. Nach Balde's Tode kam das Manuscript in die Jesuitenbibliothek zu München, wo es über 60 Jahre verborgen lag, bis ein Ordensgenosse, P. Ignaz Schwarz, in seinem Werke: Effigies Historiae Bavarae, stat. IV. pag. 47, not. t. sowie p. 101—103 die erste Anzeige von dem Vorhandensein dieses Schriftstücks und einige kurze Proben daraus mittheilte. Weiter verlautet nichts mehr davon bis zum nächsten Jahrhundert. Da machte Hoheneichner in der Zeit-

[1] Medicinae gloria, per satyras XXII. asserta.

[2] Cimelien, 364. IV. Als Anhang ist ihr beigefügt: Clavis pro ode reseranda, quae inscribitur: de vaticiniis Poetarum. (Silv. IX. 25.)

schrift für Bayern und die angrenzenden Länder (Juniheft 1817) auf das vergessene Manuscript neuerdings aufmerksam, was wenigstens mittelbar zur Folge hatte, daß Max von Freyberg in seiner Sammlung historischer Schriften und Urkunden den merkwürdigen Commentar — leider sehr fehlerhaft — veröffentlichte. Ueber die Absicht, die Freyberg bei der Herausgabe desselben leitete, bemerkt C. Höfler in dessen Necrologe:[1] „Wie schwer es namentlich in der bayerischen Geschichte sei, zur Wahrheit durchzubringen, und wie hier besonders noch mehr verlangt werde, als blos Wissensdurft und Wahrheitsliebe, zeigt Freyberg für diejenigen, welche im Spiegel früherer Zeiten die spätern zu erkennen vermögen, in dem Traume Balde's über den Verlauf der bayerischen Geschichte."

Bei Besprechung des IV. Bandes von Freyberg's Urkundensammlung erhob Schmeller in den „Münchener gelehrten Anzeigen" Jahrg. 1837 Nr. 28 Zweifel darüber, ob die fragliche Interpretatio Somnii wirklich von Balde selbst geschrieben sei. Auf dem Titelblatte ist nämlich von fremder Feder bemerkt: **Manus haec est ipsius Authoris hujus scripti, nempe P. Jacobi Balde, qui in eo sibi sumpsit nomen Didaci Valaradi.** Besonders beirrten Schmeller die nachträglichen Notizen über Bernhard Happel und die Empfangsbestätigung aus Landshut, welche ganz die gleichen Schriftzüge wie der Context aufweisen. Erst die Vergleichung mit andern unbestritten von Balde herrührenden Zeilen, meint er, könnte allen Zweifel entfernen. Sollte also Schmeller, der in der Münchener Staatsbibliothek so gut zu Hause war, wirklich keine sichere Handschrift von Balde gekannt haben? Wäre ihm der Codex: **Professiones quatuor votorum, c. g. 547** entgangen, darin Balde, wie alle angehenden Magister, die Ablegung seiner Gelübde bestätigt?

Hievon abgesehen, beweist gerade der Beisatz: **Recepi**

[1] Hist. pol. Blätter, Bd. 29, S. 149.

Landishutae 6. Juli 1652 von derselben Hand wie der Haupttext unwiderleglich, daß Balde die Interpretatio selbst geschrieben, denn er befand sich wirklich, was Schmeller nicht gewußt zu haben scheint, im Jahre 1652 als Prediger an der Martinskirche zu Landshut und es mußte ihm sehr daran liegen, das wichtige Document, das er dem Rector Happel zu seiner Rechtfertigung mitgetheilt, wieder richtig zurückzuerhalten, denn noch lebten manche Personen, die durch eine unzeitige Veröffentlichung desselben bloßgestellt werden konnten.

Balde schrieb in den einzelnen Perioden seines Lebens eine ziemlich ungleiche Hand; während Autographa vom Jahre 1626 und 1627 feine, fleißige, schlanke Züge von ebenmäßiger Rundung aufweisen, trägt in der Interpretatio Somnii vom Jahre 1649 seine Schrift den Stempel schwungvoller, genialer Flüchtigkeit. Dagegen begegnen wir in einem Briefe vom Januar 1663[1] bereits zitternden, ungleichen Buchstaben mit harten Kürzungen, die aber noch immer den früheren Zug der Feder erkennen lassen. Aus der Vergleichung dieser Autographen ergibt sich unbestreitbar, daß die unter den Cimelien der Münchener Staatsbibliothek befindliche Interpretatio Somnii von Balde selbst geschrieben sei.

---

[1] Bayerisches Reichsarchiv. Jesuit. a. a. O.

XI. Das Bauernspiel.

Drama georgicum.

Das wechselnde Kriegsglück, das im Jahre 1645 den Bayern unter Mercy's Führung so schöne Siege vergönnte, war ihnen das Jahr darauf desto empfindlicher abhold. Im November 1646 setzten die Heere Wrangel's und Turenne's, nachdem sie vergeblich Augsburg berannt hatten, bei Landsberg über den Lech und verwandelten die ganze Gegend bis zur Isar in einen rauchenden Schutthaufen.

Bald zeigte sich der Feind auch im Angesichte Münchens; das idyllische Warenberg wurde geplündert und 20 Pferde aus seinen Stallungen fortgeführt; ein churfürstliches Lustschloß in der nächsten Nähe der Stadt ging in Flammen auf. Die Hauptstadt selbst war, Dank der Fürsorge des rastlos thätigen Churfürsten, so ausreichend befestigt, daß sie nöthigenfalls einer längeren Belagerung trotzen konnte, aber auch ihre Bewohner machten die äußersten Anstrengungen, um der drohenden Gefahr wirksam zu begegnen. Sogar das friedliche Collegium der Jesuiten mußte sein Contingent zur Vertheidigungstruppe stellen. Zum 12. November 1646 bemerkt das Tagebuch des Gymnasiums: „Es kam in's Collegium der Herr Bürgermeister Hörl, abgesandt vom Commandanten der Stadt, Herrn General Truckmüller, und verlangte zu wissen, wessen man sich, wenn der Feind, der in

der Nachbarschaft streifte, noch näher heranrückte, und die Stadt selbst feindlich angriffe, von den Studenten zu versehen habe? Ob sie bereit seien, nach dem Vorgange anderer Academieen und Gymnasien die Waffen zu ergreifen? Diese Frage, welche man in den einzelnen Schulen vorlegte, wurde durchaus nicht furchtsam aufgenommen. In den höheren Klassen erboten sich die meisten freiwillig, und im Ganzen fanden sich gegen 200 (bei einer Gesammtzahl von 676 Schülern), welche die Waffen zu tragen fähig und gewillt waren."

Als der Feind die ausgedehnten Wälle Münchens mit Geschützen und Leuten wider Erwarten gut besetzt fand, wagte er keinen ernstlichen Angriff und dem patriotischen Herzen Balde's blieb der Anblick eines siegreich einziehenden Schweden, der ihm bisher noch nicht zu Theil geworden, auch für diesesmal erspart. — War übrigens auch die Hauptstadt gerettet, so schien doch alles andere bayerische Gebiet dem gänzlichen Verderben preisgegeben. Der Krieg war nun ins Mark des Bayerlandes gespielt, und dieses unglückliche Land, da die churfürstlichen und die Reichstruppen den Heeren Turennes und Wrangels auf dem Fuße folgten, von vier Armeen zugleich überfluthet.

Da zwang das Gebot der Selbsterhaltung Maximilian zu einem verhängnißvollen Schritte. Er schloß mit Frankreich und Schweden einen Waffenstillstand, demzufolge er sich verpflichtete, in dem noch schwebenden Kriege fortan neutral zu bleiben, d. h. dem Kaiser seine Bundeshülfe bis zum Abschluß des Friedens zu entziehen. Es war vorauszusehen, daß dieser Waffenstillstand ob der dem Kaiser daraus erwachsenden Gefahr in Wien die größte Erbitterung hervorrufen müsse, weßwegen der Churfürst auch nichts unterließ, denselben in den Augen des Reichsoberhauptes zu entschuldigen. Besonders betonte er außer der Noth des Augenblicks noch den Umstand, daß Oesterreich bisher, trotz aller Abmahnung des bayerischen Hofes, sich allzu sehr von spa=

nischer Politik habe leiten lassen, wodurch die Interessen Deutschlands auswärtiger Herrschgier geopfert und die Segnungen des Friedens gar oft verscherzt worden seien. Durch diese Vorstellungen hoffte Maximilian auf den Kaiser einen Druck auszuüben, der den baldigen Abschluß eines allgemeinen Friedens herbeiführen sollte.

Auch die Poesie, däuchte dem Churfürsten, dürfte das Ihrige zur Rechtfertigung des Waffenstillstandes beitragen. Bald hatte man sich in Münster darüber verständigt. Und welch genehmeres Werkzeug hätte er hiefür gewinnen können, als seinen Hofhistoriographen, der zum Ruhme des Hauses Oesterreich schon so manche treffliche Ode, so manches glänzende Buch geschrieben hatte?

Im Januar 1647 sandte Graf D'Avaux seinen Gesandtschaftssecretär Sieur Marsilly de Croissy nach Ulm, um an der Seite der schwedischen Bevollmächtigten wegen des Waffenstillstandes mit Maximilian zu unterhandeln. Trotz der Einsprache des kaiserlichen Gesandten kam derselbe am 14. März 1647 zum Abschluß, bayerischerseits unterzeichnet von Rauschenberg, Schäffer und Küttner von Kunitz.[1] Letzterer, churfürstlicher Kriegsrath, überbrachte durch Marsilly's Vermittlung dem Pater Balde einen Gruß von Avaux nebst der freundlichen Bitte, der Sänger möge, die Geschichtsschreibung für jetzt unterbrechend, eine neue Saite der Lyra zur Verherrlichung des Waffenstillstandes anschlagen.[2] Gleichzeitig händigte der Vicekanzler Bartholomä Richel demselben im Auftrage des Churfürsten die Actenstücke des Ulmer Vertrages aus, damit er sie geeigneten Orts für seine Dichtung verwende.[3] Beweis genug dafür, welche Macht die Dichtkunst

---

[1] Für Frankreich unterzeichneten Marsilly de Croissy und Sieur de Tracy. Vergl. Barthold, Gesch. d. großen deutschen Krieges, Bd. II. S. 567.

[2] Opp. oo. Tom. VI. p. 346.

[3] Freyberg, a. a. O. S. 203.

Balde's auf seine Zeit ausübte, wenn man mit ihr selbst in der Diplomatie als mit einem gewichtigen Faktor rechnete.

Da stand nun der Poet zum zweitenmale vor einer unliebsamen Aufgabe, die ihm von der leidigen Politik gestellt war. Das gegebene Thema, einen unsichern Waffenstillstand zu besingen, war nicht nur prosaisch, es hatte unter den obwaltenden Umständen für den Vaterlandsfreund etwas Beengendes. Der Dichter fand darum für gut, gegen Schluß des Gedichtes in einer eigenen Anmerkung zu erinnern, daß vorliegendes Drama nicht von höherer Begeisterung eingegeben sei, sondern daß man den behandelten Stoff ihm einfach zur Ausführung vorgelegt habe.[1]

Und dennoch, wie originell, wie glanzvoll löste er die schwierige Aufgabe! Seine schon in früheren Proben bekundete Vorliebe für die oscische oder vielmehr altlateinische Sprache führte ihn auf den Gedanken, die geforderte Apologie in dieser ganz ungeläufigen Mundart abzufassen, wodurch wenigstens soviel erreicht wurde, daß manche, denen die Absicht der Dichtung nicht so ganz zusagte, von der außergewöhnlichen Form sich gefesselt fühlten. Wie erwähnt, ist sein angebliches Oscisch nur vorclassisches Latein, wie es in den Atellanen, gewissen Possenspielen, die aus der Stadt Atella nach Rom sich verpflanzt hatten, gesprochen wurde. Diese Sprache war offenbar mit vielen oscischen Elementen vermengt, aber dennoch von dem ursprünglichen Idiom der Osker wesentlich verschieden. Mit unglaublicher Mühe mußte sich Balde aus wenigen, fragmentarischen Schriftstellern jener frühesten Periode den nöthigen Wortschatz für seine Dichtung zusammentragen, so daß es schwer zu begreifen ist, wie er in 3—4 Monaten mit seiner ganzen Arbeit zu Ende kommen konnte.[2]

---

[1] Opp. oo. Tom. VI. pag. 404.

[2] Opp. oo. Tom. VI. pag. 372.

Das eigentliche Bauernspiel, drama georgicum, wird eingeleitet durch fünf zwischen dem Dichter und der Muse sich entspinnende Dialoge. Jener bittet letztere darin, sie möge ihm die Quelle der oscischen Poesie entdecken; sie hingegen weigert sich dessen, indem sie ihm ob dieser Gelüste sowohl, als auch wegen seiner deutschen Versuche Undank und Treulosigkeit vorwirft, und ihm die gewaltigen Hindernisse schildert, die ihm den Zugang zu dem ersehnten Borne erschwerten. Schließlich setzt der Dichter, der mit dem unverletzlichen Schilde eines Galliers (des Grafen D'Avaux) bewehrt erscheint, dennoch sein Begehren bei der Unsterblichen durch und sie erklärt sich bereit, ihn den verwilderten Pfad zur Quelle zu führen. Nun folgt die Entdeckung der oscischen Dichterquelle, ein Enthusiasmus von 52 Strophen, der sechs Stunden gewährt hatte. Aecht dithyrambisches Ungestüm und traumhafte Scherspreche sind diesem poetischen Erguß in hohem Grade eigen. Wie seltsam schön klingen nicht schon die Anfangsverse:

Cantant volucres. sed quota, Didace,
Dic, hora versis insonuit rotis?[1]

Mit Hülfe der Faunen, die vor ihm her das Gestrüpp ausroden und die lauernden Ungeheuer zurückschrecken, gelangt er den dunklen Urwald hindurch zur Quelle, bei deren Ursprung ein riesiger Felsblock mit oscischen Schriftzügen und räthselhaften Sinnbildern ruht. Die Mündung des schlummernden Borns hat die gefällige Natur mit Moos und Blumen gekrönt. Wildverschlungener Epheu hat sich reich mit klebrigem Zahne an den Trümmern des hohlen Gesteines angesaugt. Der Dichter schlürft von dem eisigen Naß — doch kaum hat ihm die scharfe Kälte den Gaumen erstarren gemacht, so fühlt er sich umgewandelt zum oscischen Sänger. Was er von jetzt an singt, sind oscische Laute. Das Lob

[1] Opp. oo. Tom. VI. pag. 360.

seiner Freunde D'Avaux und Marsilly de Croissy bildet den Schluß des Enthusiasmus.

An diesen reiht sich sofort der Beginn des Dramas.[1] Zwei Bauern aus der Umgegend von Ulm, Meliböus und Alphesiböus, begegnen einander und tauschen sich ihre Klagen über die Gräuel des gegenwärtigen Krieges aus. Mit erschreckender Treue wird die beständige Todesangst der Landleute, die Wuth der plündernden Soldaten, ihre erfinderische Grausamkeit und thierische Leidenschaft mit all dem Elend des mißhandelten Volkes geschildert. Dieser Schilderung ist die gewählte oscische Sprache mit ihrem fast nur auf ländliche Anschauungen beschränkten Wortvorrath vorzüglich angemessen.

Der zweite Theil des Dramas enthält die Friedensbotschaft. Merkur, der Götterbote, als Ziegenhirt verkleidet, naht sich den Bauern und kündet ihnen in prachtvollem, rein lateinischem Verse den eingetretenen Waffenstillstand an.[2] Nachdem er zuerst die Gründe dargelegt hat, die Bayern zum Ausscheiden aus der Kampflinie bestimmen, worunter er die Uebermacht der Gegner und die Gefahr des gänzlichen Unterganges, aber auch die Einmischung der spanischen Politik, die Frankreich so eifersüchtig verfolge, gebührend hervorhebt, rechtfertiget er den greisen, nach Ruhe verlangenden Churfürsten mit einem herrlichen Rückblick auf dessen kampf- und lorbeerreiches Tagewerk. — Die beiden Bauern, die begreiflich von der ganzen gelehrten Auseinandersetzung nichts verstanden haben, wollen den Ziegenhirten, der sie zum Besten zu haben scheint, mit Schlägen zurechtbringen, da bequemt sich dieser endlich zur ländlichen Ausdrucksweise und theilt ihnen die Friedensverhandlungen in Ulm und ihren günstigen Ausgang

---

[1] Opp. oo. Tom. VI. pag. 373.
[2] Opp. oo. Tom. VI. pag. 386.

schlicht und faßlich mit. Zuletzt wirft er, um seiner überraschenden Botschaft Glauben zu verschaffen, seine Hirtenmaske von sich und steht nun vor den erstaunten Landbewohnern in olympischem Glanze. — Der dritte und kürzeste Theil des Spieles führt uns ein ländliches Fest aus Anlaß der Friedensbotschaft mit reichlicher Mahlzeit und heiterem Tanz vor Augen.[1]

Als Anhang ist noch beigegeben die dunkle Inschrift des oben erwähnten oscischen Denksteins, ein noch unentziffertes Fragment, aus dem übrigens klar genug prophetische Mahnungen an die Deutschen zu einmüthigem Handeln hervortreten, so daß es einer versteckten Palinodie nicht gar unähnlich sieht.

Eine zweite Beigabe von größerem Werthe ist der Schlußgesang, epicitharisma, in oscischer Mundart, zu Ehren der heiligen Maria vom Siege[2] — gewiß das Anmuthigste, was je in dieser rauhen Sprache geschrieben wurde. Was nur immer von milderen Lauten in ihrem ganzen Bereiche zu finden war, das sparte sich der fromme Dichter sorglich zusammen, um daraus eine kunstvolle Mosaik zu gestalten, als Weihgeschenk für die Patrona Bavariae.

Zuletzt ist noch angehängt eine sapphische Ode an den Grafen D'Avaux, worin der Sänger seine Entzauberung, d. h. seine Rückkehr zur klassisch lateinischen Dichtung verkündet. In höchst geistvoller Weise ist dieser Gedanke dadurch ausgedrückt, daß der Poet, durch einen Trunk des von Avaux ihm gesendeten Weines aus dem Oskerland ans Gestade des Tiber versetzt, das Wiedersehen der ewigen Roma mit ihren Wundern begeistert schildert.[3]

Dieses tiefdurchdachte, sinnreiche poetische Erzeugniß, das Alb. Knapp mit Recht ein überaus wundersames Gedicht

---

[1] Opp. oo. Tom. VI. pag. 406.
[2] Siehe Nr. 22 der Uebertragungen.
[3] Opp. oo. Tom. VI. pag. 426.

nennt, hatte nicht jenes Glück, das es verdiente. Den Oesterreichern erregte es, wie Balde selbst gesteht, ordentlich die Galle, weil sie einmal die darin niedergelegten Rechtfertigungsgründe in keiner Form ertragen konnten. So wenig, setzt der Dichter hinzu, ist es in unserer Zeit gerathen, die Wahrheit zu singen.[1] Was ihn aber mit noch tieferem Mißmuth erfüllen mußte, war der Umstand, daß seine fleißig gearbeitete Apologie schon wenige Wochen nach ihrem Erscheinen von den Ereignissen überholt war. Im August des Jahres 1647 konnte das Drama das Licht der Oeffentlichkeit erblickt haben, und noch während es unter der Presse lag, wurden schon wieder Unterhandlungen mit dem Kaiser über die gemeinsame Fortsetzung des Krieges angeknüpft, in Folge deren Maximilian bereits am 14. September desselben Jahres den gefeierten Waffenstillstand den Schweden gegenüber aufhob, während er von Frankreich, leider umsonst, Neutralität erwartete, und etliche Monate nachher, im Mai 1648, stürzte die todtgesagte Kriegsfurie noch einmal mit doppelter Wuth über das arme Bayern her. München legte diesesmal nicht jenen Muth an den Tag, den es unter gleichen Verhältnissen vor anderthalb Jahren bewiesen. Die Angst und Verwirrung in seinen Mauern war grenzenlos. Am 25. Mai flüchtete sich der Churfürst mit seinem ganzen Hofstaat nach Wasserburg; auch der bessere Theil des Gymnasiums (melior pars Gymnasii), 300 Studenten, sagten der Stadt, in der sich Niemand mehr sicher fühlte, Lebewohl. Am 28. muß das Gedränge der Auswandernden seinen höchsten Grad erreicht haben, indem alle angesehenen Bewohner der Stadt beiderlei Geschlechtes entweder nach Wasserburg oder in andere befestigte Orte sich und das Ihrige in Sicherheit brachten. Pater Balde, der zur Hofgeistlichkeit zählte, war nicht mit derselben fortgezogen, sondern theilte

---

[1] Freyberg, a. a. O. S. 203.

mit seinen geliebten Münchenern treulich die Schrecken der Invasion. Die Stadt wurde übrigens auch diesmal nicht angegriffen, obwohl ringsumher alle Städte, Flecken und Klöster, Wasserburg ausgenommen, in die Hände des Feindes fielen.[1] Zum Glücke machte der westphälische Friede — pax tremenda Westphalica, wie ihn Balde nennt — diesen letzten Gräueln bald ein Ende

[1] Diarium Gymn. Mon.

XII. Auswärtige Gönner und Freunde.

Claude de Mesmes d'Avaux.

Das innige Freundschaftsverhältniß, das zwischen Balde und seinem Gönner Claude de Mesmes d'Avaux bestand, könnte manchen zu einem schiefen Urtheile über des Dichters Charakter veranlassen. Graf d'Avaux wird von den deutschen Geschichtsschreibern fast durchaus als ein hochmüthiger, ränkevoller Staatsmann geschildert, der seinen eigennützigen Plänen alles hintangesetzt und namentlich in Münster unter dem Scheine der Friedensvermittlung Kaiser und Reich durch seine maßlosen Ansprüche auf's äußerste erniedrigt und geschwächt habe. Wenn man ihn nur nach öffentlichen Acten, nach seinem Auftreten als Gesandter und Diplomat beurtheilt, wird man allerdings leicht zu diesem Resultate gelangen. Balde selbst fühlte in Anbetracht dessen die Nothwendigkeit, sich bei seinen Landsleuten zu entschuldigen, als er dem bevollmächtigten Minister der Krone Frankreich eine poetische Huldigung — die Memmiana — darbrachte.[1] Da eben Franzosen gegen Deutsche, heißt es in der Vorrede, fast unter meinen Augen Krieg führen, möchten es vielleicht manche befremdlich finden, daß ich als Deutscher Dir, dem Franzosen, ein Buch widme.

Allein man darf nicht vergessen, daß in Claude de Mesmes

[1] Silv. IX. in dedicatione.

der Gesandte und der Privatmann zwei sehr verschiedene Personen waren. Im Staatsdienste kannte er keine andere Rücksicht als den Ruhm seines Monarchen und die Vergrößerung Frankreichs; für diesen Endzweck setzte er alles andere, oft sogar sein eigenes Leben auf das Spiel. Welch' rastlose, aufreibende Thätigkeit er z. B. bei den Verhandlungen in Stuhmsdorf im Jahre 1635 entfaltete, um einen Krieg zwischen Schweden und Polen zu verhüten und die französischen Interessen zur Geltung zu bringen, grenzt fast an's Unglaubliche.[1]

Daß aber seine so gefürchteten diplomatischen Künste keineswegs in einer niedrigen Denkungsart, sondern vielmehr in übergroßem Patriotismus gründeten, das ersehen wir aus hundert liebenswürdigen Zügen, die uns aus seinem Privatleben berichtet werden. Schon seine würdevolle, ächt adelige Persönlichkeit übte einen wahren Zauber auf alle aus, die mit ihm in Berührung kamen. Dabei war er wirklich, was er äußerlich schien — sittlich untadelhaft, eifrig religiös, wohlthätig gegen Dürftige, von umfassender Bildung und Gelehrsamkeit, ein Liebhaber und Förderer der schönen Künste und darum von den glänzendsten Geistern seines Jahrhunderts gepriesen. Hugo Grotius schrieb auf seinem Landgute sein Werk „de jure belli et pacis,“ Gronovius widmete ihm seine Ausgabe des Livius. Doch nicht blos die humanistische, auch die französische Literatur verdankt ihm vieles. „Die Voiture's, die Balzac's und alles, was damals am französischen Parnasse groß und ansehnlich war, verehrten ihn nicht sowohl deswegen, weil er ihr Mäcenas war, sondern weil sie ihn für ihren Meister in der sinnreichen und natürlichen Schreibart hielten, darin er sich öfters mit ihnen übte, um sich mitten

---

[1] Barthold, Gesch. d. großen deutschen Krieges. Bd. I. S. 311 ff. — Dort findet sich auch eine sehr interessante Charakteristik des Grafen.

unter seinen schweren Staatsgeschäften ein unschuldiges Vergnügen zu machen.[1]"

Das erste Entstehen seiner näheren Beziehungen zu Graf D'Avaux schildert Balde selbst in der Vorrede zum IX. Buche der Wälder: „Seitdem ich, erlauchtester Herr, erfuhr, daß einiges von meinen Schriften zu Dir gelangt sei, was Du zu lesen und werthzuschätzen Dich würdigtest, fühlte ich mich sofort zur schuldigen Erwiederung eines so unverhofften Wohlwollens angeregt, in der Ueberzeugung, es sei ganz billig, daß jene, welche die Wissenschaften lieben, von diesen hinwieder gefeiert würden."

Der Hauptgrund aber, warum Balde um die Freundschaft des französischen Gesandten so eifrig warb, war der große Einfluß desselben auf die Friedensverhandlungen. Aus allen Briefen, Widmungen und Oden, die unser Dichter an D'Avaux richtete, dringt ein Sehnsuchtsruf, die ungestüme Bitte um Frieden, als mächtigster Klang hervor. Und in der That, wenn irgend einer der Gesandten zu Münster und Osnabrück, so hatte der französische Krieg und Frieden in seiner Macht; das Gewicht der Krone Frankreich hatte längst das aller anderen europäischen Mächte überwogen. Balde wußte das wohl. Er legte das neunte Buch seiner Wälder – diese Sturmpetition um das Segensgeschenk des Friedens, mit dem vollsten Bewußtsein seiner Tragweite in die Hand des französischen Gesandten. In herrlich schimmernden Farben ließ er an Deutschlands Gewitterhimmel das Bild der Versöhnung, einen Regenbogen aufgehen, der den Krieg in seiner ganzen Häßlichkeit beleuchtete und alle Herzen mit heißem Verlangen nach einer schöneren Zukunft erfüllen mußte. Als die Sonne in diesem großen Gemälde strahlt der Name seines erlauchten Gönners, Memmius, aber so, daß

---

[1] Bougeant, Gesch. d. dreißigjährigen Krieges ꝛc. Deutsch von Rambach. Bd. I. S. 281.

niemals sclavische Schmeichelei, sondern nur freie Verehrung und Liebe den Pinsel führt.

Wie weit seine Huldigung von der Art feiler Lobhudler entfernt war, geht genugsam daraus hervor, daß er den Abgrund des französischen Staatslebens, den man umsonst mit Lorbeerzweigen zu überstreuen suchte, vor den Augen seines Gefeierten schonungslos aufdeckte.[1]

Wenn wir dem Zeugnisse des Barläus glauben dürfen, der mit Friedensgesandten in Correspondenz stand,[2] so hätte unser Poet zur Besänftigung der entzweiten Gemüther und dadurch zur endlichen Beilegung des Kampfes nicht wenig beigetragen.[3] Was den Grafen de Mesmes betrifft, dem absichtliches Hinausziehen des Krieges so schwer zur Last gelegt wird, so können wir fast auf den Punkt nachweisen, wie mit dem Erscheinen der Memmiana eine entschiedene Hinneigung zum Frieden in seiner Seele einzog. Im Frühjahre 1646 erschienen diese Gesänge und im Sommer darauf schrieb der Graf an seinen Vertrauten, Voiture, aus Münster d. d. 29. August 1646: „Nous sommes icy assez empêchez à construire le temple de la paix . . . Les architectes ne conviennent pas encore de son plan, ni de ses mesures. C'est pour cet édifice que je me passionne; et certes, je voudrois le cimenter de mon sang, s'il estoït besoin.“

Auch der Historiker Barthold,[4] der sonst unsern Staatsmann ziemlich herbe beurtheilt, läßt, indem er von den Verhandlungen dieses Sommers spricht, seiner Friedensliebe Gerechtigkeit widerfahren mit der Bemerkung: „Servien, der an Mazarin eine Stütze hatte, entblödete sich nicht, selbst

---

[1] Silv IX. 4. V. 37 ff.
[2] Barlaei epistolae II. p. 493.
[3] in seiner Elegie an Balde. Omnia sic flectit etc.
[4] Gesch. des großen deutschen Krieges II. 544.

gegen Longueville's und D'Avaux' friedliche Gesinnung laut zu sagen, daß es auch nach solchem Opfer (Abtretung Breisachs) nicht zum Frieden kommen werde."

Daß Graf D'Avaux seine aufrichtigen Absichten nicht verwirklichen konnte, daran war zunächst sein Mitgesandter Abel Servien schuld, welchen Nuntius Chigi, der nachmalige Papst, nicht mit Unrecht den Zerstörungsengel des Friedens nannte. Derselbe ruhte nicht, bis D'Avaux im April 1648 also noch vor Abschluß des Friedens von Münster abberufen wurde, und als Ausdruck der höchsten Ungnade den Befehl erhielt, ohne Paris nur zu betreten, sofort auf seine Güter zu gehen. Nach kurzer Verbannung wurde er wieder an den Hof berufen, starb aber bereits am 9. November 1650.

Graf D'Avaux war nicht bloß Balde's Schatten-Mäcen, wie Herder ihn ansieht, sondern war ihm noch mehr als Mäcen, war sein innigster Freund. Er übersandte ihm als Dichterpreis ein bedeutendes Geschenk in Gold, das Ludwig XIV. auf seine Vermittlung hin ausgesetzt hatte, erkundigte sich oft aufs theilnehmendste um sein Befinden, drückte dem Kranken sein Bedauern, dem Genesenden seinen Glückswunsch aus; er schickte dem nach schwerer Krankheit neu auflebenden Dichter aus seinem eigenen Keller des erlesensten Moselweins zur Stärkung und Kräftigung und schrieb ihm, was Balde gewiß am höchsten schätzte, Briefe voll der zartesten Gedanken, deren einer uns wenigstens in Bruchstücken erhalten ist.

In der Zueignung der oscischen Poesie beantwortet Balde diesen Brief beinahe Satz für Satz und läßt uns damit einen Blick thun in das edle Verhältniß zweier großer einander würdiger Seelen. D'Avaux hatte geschrieben: „Das ist auch meiner Wünsche höchster, daß endlich der Friede zurückkehre, und wenn mich nicht alles täuscht, so kehrt er wirklich zurück, wessen ich Dich vor allen möchte theilhaftig wissen, und Du darfst von mir einen Eifer, ein Entgegen-

kommen und eine Zuneigung — wenn zu lieben gestattet ist — in nicht gewöhnlichem Grad erwarten.“ Der Sänger, die tiefe Bewegung seines Herzens leise unterdrückend, geht hierauf ein mit dem Beding: „Wenn auch gestattet ist, diese letzten Worte schweigend zu verehren. Sie athmen heiligen Schauer und haben testamentarische Kraft.“[1] So betrachtete Balde die Freundschaft, die ihm Graf D'Avaux in dieser zarten Weise anbot, als ein Vermächtniß, das er treulich bewahren und pflegen wollte für alle Zeit. Vierthalb Jahre darauf war sein Freund nicht mehr unter den Lebenden. Aus dem Nachrufe, den er ihm gewidmet, läßt sich deutlich herauslesen, wie treu er ihn geliebt. Zumal der Anfang des Gedichtes, das leider Fragment blieb, ist ein Muster elegischer Schwermuth.[2]

Es gereicht uns zu besonderer Genugthuung, daß wir aus unlängst erschienenen Schriften, die nicht für's Publikum bestimmt waren, die Aufrichtigkeit jener Hochschätzung, die Graf D'Avaux für unsern Dichter an den Tag legte, unzweifelhaft bestätigen können. Es ist das in dem kurzen Briefwechsel des französischen Gesandten mit seinem Günstling Voiture, herausgegeben von Amedée Roux.[3]

Wir finden hier den Grafen eifrig bemüht, den verwöhnten leichtfertigen Voiture zur Lectüre des Jesuitendichters zu bewegen. Er erhebt Balde weit über Passerat, den Clienten und Lobredner des Hauses Mesmes, dessen Gedichte damals im gelehrten Frankreich hohen Ruhm genossen. Und da Voiture, der, nebenbei bemerkt, nur sehr flüchtig in Balde geblättert hatte, diesen Vorzug nicht anerkennen will, weis't ihm D'Avaux beredt den großen Unterschied zwischen diesen beiden Poeten nach. Voiture liest nun einiges ernstlich, findet

[1] Opp. o o. Tom. VI. pag. 345.

[2] Opp. o o. Tom. III. pag. 259.

[3] Lettres du Comte D'Avaux à Voiture. Paris, librairie d'Auguste Durand. 1858.

es auch in der Hauptsache ganz hübsch, macht aber dabei sehr kleinliche Ausstellungen. Indessen muß er gestehen, daß ihm der Dichter stellenweise zu dunkel ist, als daß sein Latein noch ausreichte. So versteht er namentlich nicht den Ausdruck:

Manantia vita
Flumina, praemoneo . . .
Silv. IX. 3.

wo die Muse den Sänger warnt, er solle sich vor den Flüssen in Acht nehmen, weil ihm nämlich einmal seine Lyra in einen Fluß fallen sollte. In dieser Noth benimmt er sich mit seinen gelehrten Freunden, dem Präsidenten Le Bailleul und dem Generalcontroleur D'Emery und das Hotel Rambouillet, Voiture's täglicher Aufenthalt, der Sammelplatz der Schöngeister von Paris, hatte den seltsamen Anblick, daß seine superklugen Gäste über die Verse eines deutschen Jesuiten Berathung hielten. Das Resultat war ziemlich trostlos — Niemand wußte Bescheid.

Im nächsten und letzten Briefe der Correspondenz vom 27. Juli 1647 schickte D'Avaux seinem Freunde vor allem einen ausführlichen Commentar über die räthselhafte Dichterstelle. Der Schlüssel war nicht schwer zu finden — daß ihn Voiture nicht gefunden, daran war seine oberflächliche Kenntniß des Dichters schuld.[1]

Caspar Barläus.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, da Künste und Wissenschaften unter dem übermächtigen Einfluß der Soldateska zur nicht geringen Klage unseres Dichters[2] so tief darniederlagen, fühlten die wenigen Gelehrten, die ihren Namen zu Geltung bringen konnten, um so lebhafter das Bedürfniß, sich innig aneinander anzuschließen und über alle sonstige

[1] Siehe Beilage III.
[2] Lyr. II. 50. V. 63 ff. Epod. XVIII.

Meinungsverschiedenheit hinweg auf der Höhe der Zeitbildung sich die Hand zu reichen. Gehoben von dem Bewußtsein, in der Sprache des alten Rom eine Weltsprache zu besitzen, die von Meer zu Meer ein begeistertes Echo fand, unterhielt man bis in ferne Länder den anregendsten Briefwechsel, sprach sich seine Theilnahme am gegenseitigen Schaffen, seine Freude an neuen Erzeugnissen aus, ohne darum in jenen süßlichen Lobestausch zu verfallen, der die Correspondenz eines Gleim und Jacobi im folgenden Jahrhundert kennzeichnet. Zu den gelehrtesten Zeitgenossen Balde's zählt Caspar Barläus, Professor der Philosophie am Gymnasium zu Amsterdam, als Historiker und Dichter gleich hochgeachtet. Der Vermittler des näheren Verhältnisses, das sich zwischen ihm und Balde entspann, war der weitbekannte Maler Joachim Sandrart. Als dieser nämlich i. J. 1643 ein Bildniß des Churfürsten nach München gebracht hatte, das von einem Epigramm des Barläus begleitet war[1], beauftragte Maximilian unsern Dichter, dem fremden Gelehrten in seinem Namen den ziemenden Dank auszusprechen.[2] Balde selbst aber war von dem trefflichen Sinngedichte so entzückt, daß er Barläus darob beglückwünschte und ihm als Zeichen seiner Achtung die eben erschienenen lyrischen Gedichte durch Sandrarts Vermittlung zusandte.[3] Noch öfter begleitete Barläus die Gemälde, die Sandrart für den bayerischen Hof malte, mit sinnigen Versen, so die berühmten 12 Monate nebst Tag und Nacht, welche für den Churprinzen bestellt waren,[4] so ein für die Churfürstin gefertigtes Bild, die hl. Familie mit St. Anna und St. Johannes darstellend.[5]

[1] Barlaei poemata P. II. pag. 530. Siehe Beilage IV. a.

[2] Barlaei epist. lib. II. pag. 922.

[3] Er sagt von ihm einmal mit Anspielung auf sein Epigramm:
Hic est, qui titulos, oraque Principum
In ventura potens secula consecrat. Silv. IX. 12.

[4] Barlaei poem. P. II. pag. 507.

[5] Barlaei poem. P. II. pag. 557.

Barläus war von den Gedichten, die ein Ordensmann ihm, dem Calvinisten, zum Zeichen der Freundschaft sandte, auf's wohlthuendste überrascht. Zwar hatte er der katholischen Wissenschaft von jeher Achtung und Anerkennung gezollt, was schon daraus hervorgeht, daß er früher einmal den Convertiten Bartholdus Nihusius[1] um Aufschluß über Glaubenszweifel gebeten und in dieser Angelegenheit mehrere Briefe mit ihm gewechselt hatte (sie stehen im I. Theil der epistolae) — aber so thaufrische Geistesblüthen, aus einem bayerischen Jesuitencollegium als Geschenk übersandt, kamen ihm unerwartet.

„Schon sind einige Monate verflossen", schreibt er dem Dichter zurück, „seitdem der berühmte Maler Sandrart mir Deinen Brief aushändigte. Ich hatte ein so herrliches Zeichen der Freundschaft nicht aus Bayern erwartet, noch vom Fuße der Alpen ein so großartiges Pfand eines ungewöhnlich erhabenen Geistes. Die wenigen Verse, die ich auf das Bildniß eures Fürsten dichtete, scheinen Dir Neigung erweckt zu haben, die Freundschaft eines Ausländers in etwas werthzuschätzen. Ich für meine Person will zwar an Ruhm der Gelehrsamkeit gerne Jedwedem nachstehen, möchte aber an Erweisen freundschaftlichen Wohlwollens gegen Niemanden zurückbleiben. Dasjenige, was uns aus der Ferne zugesandt wird, genießt sonders hohe Geltung und Werthschätzung. Daher habe ich mit der größten Verehrung das goldene Buch deiner Gedichte aufgenommen, bei deren Lectüre ich nicht blos einmal in Glut gerieth und den kühnen Geist durch ähnliche Erfindungen hindurchspornte. Du hast uns die lang verwahrloste und vergessene Lyra wieder zurückgegeben, so daß du mit Recht ein lyrischer Schriftsteller oder vielmehr der Künstler auf Bayerns Lyra genannt werden darfst, um auf

[1] An Nihusius, „einen hochgelehrten, um die schönen Wissenschaften auf's beste verdienten Mann," der durch die Schweden aus seiner Abtei Ilfeld vertrieben in Holland in der Verbannung lebte, hat Balde zwei Oden Silv. VIII. 9 und IX. 29 gerichtet.

Horazen's Worte anzuspielen. Außerordentlich gefällt mir Deine Sprache, die mit solcher Fülle und natürlicher Schönheit auftritt. Heiliges besingst Du besonders gerne und glücklich, so daß Dir nicht wenig schulden die Namen der Seligen, welche, wie sie von Gott und Christus ihr unsterbliches Leben haben, so durch Dich der Vergessenheit bei den Menschen glorreich entrissen werden. Die Isar, mein Balde, ist Deine castalische Quelle, den Parnaß findest Du bei den Vindeliciern und Nariskern, die Ufer des Inns und der Donau verherrlichst Du mit dem Ruhme Deiner lyrischen Gedichte, wie einst Flaccus seinen Tiber. Hier zu Lande gedenken einige Deine Gedichte neu auflegen zu lassen. Inzwischen halte mich nach meiner Zuneigung für den Deinigen, wenn ich auch in anderem Dir unähnlich bin, und wenn aus den Studien eine Art Verwandtschaft hervorgeht, so glaube mich auch in diesem Betreff Dir befreundet.

Amsterdam, am 1. März 1644.[1]"

Barläus schrieb das nicht blos aus conventioneller Schmeichelei, l'encensoir à la main, wie der spöttische Bayle meint, sondern aus vollster Ueberzeugung, wie wir aus einem seiner Briefe an Constantin Hugenius, den Sekretär des Prinzen von Oranien, genügend nachweisen können, denn er spricht auch dort die Trefflichkeit der Dichtungen Balde's und seine Hochschätzung für dieselbe in unverhohlenster Weise aus.[2]

In den lyrischen Wäldern finden wir ein paar köstliche Oden, die an Barläus gerichtet sind. Zuerst den prachtvollen Gesang: „Grundsätze der Stoa zu München",[3] wo in der That goldene Aepfel in silberner Schale — die gediegensten Lebensregeln in meisterhafter Form nach Wahl geboten werden,

---

[1] Barlaei epist. lib. II. pag. 910.

[2] l. c. pag. 922.

[3] Silv. IX. 12.

und dann noch die dritte Ode des achten Buches, die eigentlich an ein Dichterpaar, Barläus und Johann Reiner Ingelius, Advocat zu Amsterdam, adressirt ist. Letzterer, ein großer Freund des Landlebens, bereits ein Greis, der seine Ferien gewöhnlich auf seinem Landgute, am Ufer der Vechta gelegen, hinbrachte, wo Barläus gerne bei ihm als Gast weilte, hatte dem Dichter seine besondere Freude an dessen erster Ode „**Abdolonymus**", dieser lieblichen Anpreisung ländlichen Stilllebens, zu erkennen gegeben. In der erwähnten Ode des VIII. Buches der Wälder erweitert nun Balde gleichsam jenes frühere Gedicht zu einer Art Idylle, worin er den Satz durchführt, für Alle und zumal für Dichter seien Wälder und Fluren den Städten vorzuziehen.

Barläus war sehr viel daran gelegen, die freundschaftlichen Beziehungen zu seinem spät gewonnenen Freunde rege zu erhalten. Am 10. Dezember 1645 schrieb er ihm von Amsterdam aus zum zweitenmale, aus welchem Briefe wir schon früher[1] das Wesentlichste mitgetheilt haben. Als bald darauf die zweite, reichvermehrte Auflage der „lyrischen Wälder" veranstaltet wurde, wußte sich Barläus einen der ersten Probeabzüge zu verschaffen und alsbald sandte er an den Verleger Jodoc Kalkovius zu Köln eine herrliche Elegie „**in luculentissimos poematum libros clarissimi viri Jacobi Baldi,**" vielleicht die schönste, die er geschrieben, deren Inhalt sich bereits auf den neuen Theil dieser Ausgabe bezog, mit der Bitte, sie möge den einzelnen Exemplaren derselben vorgedruckt werden. Um so auffallender ist es, daß in den gesammelten Dichtungen des Barläus von diesem Carmen sich keine Spur findet.

Der gelehrte Niederländer starb, ehe er einen seiner heißesten Wünsche, den Abschluß des allgemeinen Friedens, erfüllt sah. In dem eben erwähnten Briefe spricht er sich seinem Freunde gegenüber also aus: „Wir erwarten hier mitten unter Krieg und wüthenden Schlachten den allge-

meinen Friedensruf. Wenn Alle so dächten, wie ein Mesmes d'Avaux, so dürfte man am Frieden nicht verzweifeln. Doch derselbe ruht im Schooße der Götter, wie der Mäonide zu sagen liebt."

Am 14. Janar 1648 wurde Barläus in einem Brunnen todt gefunden.

Fabio Chigi — Alexander VII.

Es war an einem schönen Sommerabend des Jahres 1639, als der neuernannte päpstliche Nuntius für Niederdeutschland, Fabio Chigi, auf seiner Reise von Ferrara nach Köln in München anlangte. In Wolfrathshausen hatte er sein letztes Nachtquartier genommen und dort mit Grauen die ersten Spuren der Verwüstung — zahlreiche Brandstätten gesehen, welche der Schwedenkrieg bereits zurückgelassen hatte [1] Unerkannt durchschritt er anfangs die Straßen der Stadt und besuchte ihre Tempel; doch bald hatte der Hof seine Ankunft erfahren, worauf sofort ein fürstlicher Wagen entsendet wurde, der den hohen Gast unter klingendem Spiele in die Residenz „die Newe Veste" führen mußte. Während seines kurzen Aufenthaltes in München besuchte er auch das Collegium der Gesellschaft Jesu und brachte in der Michaelskirche das hl. Opfer dar. Bei dem feierlichen Empfang, den ihm hier die Religiosen bereiteten, wurde dem P. Balde der ehrenvolle Auftrag, den Nuntius mit einer Festrede zu begrüßen.[2] Nachdem Chigi später (1643) von Köln nach Münster übergesiedelt war, um auf dem allgemeinen Congresse als Friedensbotschafter zu wirken, widmete ihm Balde, von einigen Freunden

[1] Philomathi (Fabii Chisii) Musae juveniles. Iter Ferraria Coloniam. pag. 73 squ. Siehe Beilage IV. b.

[2] Opp. o o. Tom. V. pag. 7.

dazu aufgemuntert, eine sehr ausführliche Ode, betitelt: Annulus Gygis.[1] Der Dichter gibt vor, den Ring des Gyges zu besitzen, der seinen Träger unsichtbar und dabei allsehend macht, und nun wird das Leben Chigi's, das sich so gern allem Aufsehen entzieht, nach den verschiedenen Geschäften des Tages auf's treueste gezeichnet, am Altare, im Senate der Friedensgesandten, am Schreibtisch, über den Büchern, bei der Tafel. Der Nuntius schrieb seinem Sänger beredte Dankesworte zurück. Als in der Folge Fabio Chigi unter dem Namen Alexander VII. den päpstlichen Stuhl bestieg (1655), unterließ Balde nicht, den Titel seiner Ode mit der neuen Würde des Besungenen in geheimnißvolle Verbindung zu bringen. Es sah Rom, es sah der jubelnde Erdkreis, schrieb er dem Papste, daß auf den Ring des Hirten Gyges der Ring des Fischers Petrus gefolgt sei.[2]

In der Satire Antagathyrsus, wo ein Reisender aus Italien einem Tyroler Gastwirthe von Rom erzählt,[3] ist das Lob dieses Papstes in großartigen Zügen ausgeführt, ohne daß der Wahrheit etwas vergeben wäre. Würden die letzteren Jahre seiner Regierung den ersten gleichgeblieben sein, würde er nicht gewissen Einflüsterungen zugänglich, seine Nepoten nach Rom berufen haben, so stünde er wohl den größten Päpsten ebenbürtig zur Seite und der strenge Pallavicini, der die Geschichte seines Pontificats zu schreiben begonnen, hätte seine Feder nicht sinken lassen.

Im Jahre 1663 widmete ihm Balde sein reifstes, umfassendstes Gedicht, die Urania victrix. Nicht wenig Sorge machte dem Dichter die Zueignung, über deren Form zwischen ihm und seinem Provinzial einige Meinungsverschiedenheit bestand. „Eine Lobrede wollte ich nicht schreiben,“ sagt er in

---

1 Silv. IX. 17.
2 Opp. oo. Tom. V. pag. 7.
3 Tom. IV. pag. 338 et 339.

einem jüngst aufgefundenen Briefe an letzteren, „weil ich wußte, daß der heiligste Herr an solchem Flitter kein Gefallen findet. Was also sonst? So habe ich dem Inhalte des Werkes einiges entnommen, damit wenigstens dieser selbst etwas sage. Was ich auslassen, was ich dafür einfügen soll, möge man mir nur andeuten; ich werde es thun und bin bereit, den Entwurf um die Hälfte zu verkürzen, wenn dies nicht etwa ungeziemend erscheinen könnte. Das „Demüthigster" (in der Schlußformel: servus humillimus) habe ich nicht umgangen, da mir dieses Wort gar nicht beigefallen war. Ich hatte Hermann Hugo's Widmung an Papst Urban VIII. vor Augen und auch er hat diesen Ausdruck nicht gebraucht[1], aber es gilt mir gleich, wir wollen ihn anwenden. In dieser Sache möchte ich nicht meiner eigenen Zuversicht, sondern lieber der Weisung eines andern folgen. Uebrigens hat Hermann Hugo seiner Widmung einiges einfließen lassen, was ich mir nicht zu sagen getraute. Doch den Belgiern ist auch mehr erlaubt.[2]"

So ging also Balde's edel gehaltene Zueignung, von dem Vice-Provincial Christoph Schorrer corrigirt, in die Welt hinaus. Das Wappen der Chigi, sechs Hügel von einem Stern beschienen,[3] durch Eichenzweige mit den Insignien der päpstlichen Gewalt verknüpft, ziert das erste Blatt der Dedication. Alexander nahm das Werk mit höchstem Wohlgefallen auf und nichts rechtfertigt die kleinliche Bemerkung Herder's, der Papst werde es schwerlich gelesen haben. Selbst ein Pfleger der edlen Dichtkunst, wie seine Musae juveniles bezeugen, liebte und ehrte er die Poeten seiner Zeit

---

[1] Hermann Hugo hat: servus minimus. Pia desideria, in dedicatione.

[2] Bayerisches Reichsarchiv. Jes. fasc. 26. Siehe Beilage V.

[3] Bezeichnend wird dieser Papst in der Weissagung des hl. Malachias custos montium genannt.

in hervorragender Weise. Ferdinand von Fürstenberg war sein geheimer Kämmerer, Natalis Rondinus sein Secretär für Briefe an fürstliche Häupter, Augustin Favoritus, der Secretär des Cardinalcollegiums, sein steter Gesellschafter.[1] Der Tod des elegischen Dichters Sidronius Hoschius († 1653) bewegte ihn so tief, daß die ersten Dichter Roms auf seinen Wunsch dessen Hingang in Klagegesängen feiern mußten. Von dem kostbaren Ehrensold, der unserem Sänger für seine Dichtung geworden, von der goldenen Denkmünze, die ihm der Papst sendete, werden wir noch später zu berichten haben.

Ferdinand Freiherr von Fürstenberg.

Unter den wenigen hochgestellten Männern, die sich unter den Stürmen des XVII. Jahrh. um die Pflege der Wissenschaften in Deutschland ein bleibendes Verdienst erwarben, glänzt besonders Ferdinand von Fürstenberg, aus altberühmtem, westphälischem Geschlechte, von Morhof mit Recht die unsterbliche Zierde der Fürsten Deutschlands genannt. Nachdem er zu Paderborn und Münster die humanistischen und philosophischen Studien vollendet und in herrlichen Proben einen tiefpoetischen Geist bekundet hatte, begab er sich nach Köln, um daselbst der Rechtswissenschaft zu obliegen. Hier wurde er Mitglied der literarischen Gesellschaft, die unter dem Protectorate des Nuntius Chigi die schönen Wissenschaften inmitten des Kriegsgetümmels eifrig förderte.[2] Um diese Zeit muß er auch mit Balde in näheren Verkehr getreten sein. Zwar findet sich in dessen Oden und Wäldern vom Namen Fürstenberg noch keine Spur, was wohl

---

[1] Die vorzüglichen Gedichte dieser Poeten stehen in der Sammlung: Septem illustrium virorum poemata. Amstelodami 1672.

[2] Budik, Leben und Wirken der vorzüglichen lateinischen Dichter des XV.–XVIII. Jahrhunderts. Wien, 1828. Bd. III. S. 152.

dadurch hinreichend erklärt ist, daß sein späterer Freund beim ersten Erscheinen der Lyrika (1643) erst siebzehn Jahre zählte, aber um so deutlicher ist in einem Gedichte Fürstenberg's aus dem Jahre 1652 sein Freundschaftsverhältniß zu Jacob Balde dargethan. Als er nämlich nach Rom an die Seite des neuernannten Cardinals Chigi berufen wurde, sendete er in seinem innigen Scheidegruße Ad amicos Germanos[1] namentlich auch Balde'n ein Lebewohl zu:

Nec te, Bollande, disertum
Antiquitatis sanctioris Livium,
Praeterit,[2] aut numerose tuas, Baldae Camoenas.

Indem er hier unserem Dichter dasselbe Epitheton beilegt, mit welchem Ovidius den Flaccus auszeichnet, hat er ihn ebenso zart als ausdrucksvoll als deutschen Horaz begrüßt. Noch denselben Monat, im April 1652 schickte sich Fürstenberg zu seiner Romfahrt an. Auf seiner Durchreise durch München lebhaft an den Sänger erinnert, der diese Stadt und ihre Denkmale so glänzend verewigt, ließ er sich die Mühe nicht verdrießen, den ziemlich weiten und reizlosen Weg nach Landshut zu machen, einzig und allein um seinen dort weilenden Balde aufzusuchen.[3] Stärker als die Sehnsucht nach Italien war das Verlangen, den großen Dichter kennen zu lernen. Unter andern Gegenständen, die bei dieser Zusammenkunft von den Freunden besprochen wurden, kam auch die Rede auf den Agathyrsus, die Schutzschrift der Hagern, und Fürstenberg, ein junger Mann voll blühender Gesundheit, forderte scherzend, es solle doch endlich den Wohlbeleibten wider die Dürren das Wort gegönnt werden. Balde erklärte sich bereit, den schwierigen Angriff zu übernehmen. Allein

[1] Sept. illustr. viror. poemata. pag. 267.

[2] scil. amor.

[3] Opp. oo. Tom. IV. pag. 301.

derselbe ließ lange auf sich warten. Im Frühjahre 1657 mahnte Fürstenberg, nunmehr geheimer Kämmerer Seiner päpstlichen Heiligkeit, ungeduldig vom Vatican aus den Dichter, er möge den längst versprochenen Antagathyrsus einmal an's Tageslicht fördern. Wiederholt schrieb er ihm dann aus dem Castell Gandolpho am albanischen See in einem Briefe vom 8. October desselben Jahres.[1] Balde erwiderte ihm in der heitersten Laune: „Sobald ich ersah, daß Du den Antagathyrsus von mir begehrest, richtete ich mein Augenmerk sogleich auf deine wohlwollenden Mahnungen, den Waffenschmied der Götter nachahmend, welcher, beim Dichterfürsten (Virgil) gebeten, dem gegen Turnus ziehenden Aeneas einen Schild zu verfertigen, sogleich dem Wunsche der Gattin beistimmt, obwohl er Arbeiten von nicht geringer Bedeutung mußte liegen lassen. Denn er hatte unter dem Amboß zur Vollendung des Jupiter Blitze, die größtentheils noch roh und ungehämmert dalagen . . . So habe auch ich, durch Freundesbitten bewogen, trotzdem daß ich viele andere Gedanken ganz verschiedener Art mit der Schmiedezange wendete, mit Beiseitlassung alles Uebrigen, was unter meinen Händen, einzig getrachtet, die Waffen zu fertigen, durch welche die trutzige Magerkeit, die fast aus all' unseren Kriegen als Siegerin hervorging, sollte bekämpft werden."[2]

Fürstenberg bewahrte unserem Dichter seine freundschaftliche Gesinnung unverändert, auch nachdem er zu hoher kirchlicher Würde emporgestiegen und Bischof von Paderborn geworden war (1661). Noch die letzten Lebensjahre versüßte er ihm durch ein freundliches Gedicht, das überschrieben ist: An Jacob Balde d. G. J. als er unsere Verse auf den verlebten Raben des Barthold Nihusius belobte.[3] Nihusius

---

[1] Opp. oo. Tom. IV. pag 300 et 303.
[2] Opp. oo. Tom. IV. pag. 300.
[3] Sept. illustr. viror. poemata. pag. 228.

hatte nämlich, als er in den vierziger Jahren in Holland als freiwillig Verbannter lebte, einen abgerichteten Raben, der allerlei griechisch klingende Laute hervorbringen konnte. Als nun der treffliche Vogel endlich der Natur, zum großen Leidwesen seines Herrn, den Tribut bezahlte, dichtete Fürstenberg eine schöne Elegie auf denselben, deren Schlußverse lauteten:

Et notam tumulo carmen superaddite: Si quem
Non hodie, cras, cras, auferet atra dies.[1]

Balde sprach in einem seiner Briefe, wohl auch in poetischer Form, diesem Gedichtchen seine Anerkennung aus, wobei er u. a. voraussagte, dieser Rabe werde zum Schwane werden, der dem Dichter Unsterblichkeit ersinge. Als Erwiderung sandte ihm Fürstenberg obenerwähntes Carmen, in dem sich bereits eine Anspielung auf Papst Clemens **IX.** findet[2] und welches ebendadurch seinen späten Ursprung verräth. Von der zarten Sehnsucht, die Fürstenbergs poetischen Gruß nach Neuburg begleitete, zeugt jene Stelle, wo der Freund betheuert, könnte er zum Schwane werden, er würde aus allen zuerst seinen Balde besuchen und ihm so herrlich zusingen, daß die Wellen der Donau vergäßen, fürder zu fließen:

Te visam ante alios, ac nostro carmine captus
Defluere immemores arriget Ister aquas.

[1] Ibidem pag. 219.
[2] Das Sidus olorum des Malachias. Clemens ist erwählt 1667.

XIII. Uebergänge.

Mit dem Ende des Jahres 1648 hatten die Zeitereignisse für Balde ihr spannendes Interesse und damit auch ihre anregende Kraft verloren. Der westphälische Friede, so sehr er als das Ende des blutigsten Bruderkrieges von ihm ersehnt war, hatte doch durch so manche erniedrigende Bestimmungen sein patriotisches Gefühl aufs tiefste verwundet, ohne daß ihm eine Aussicht blieb, je wieder eine günstigere Wendung in den Geschicken Deutschlands zu erleben. Münster wurde das Grab seiner Lyrik, seiner Ideale und Hoffnungen.

Allein sein lebendiger, fruchtbarer Geist hätte sich nicht grollend in sich selbst verschließen können; politikmüde, wie er war, sagte er der vaterländischen Dichtung Lebewohl und wandte sich mit dem Lächeln der Enttäuschung einer kühleren Arena, der Satire zu, die ihm schon in den Jünglingsjahren zum Tummelplatz gedient hatte. Das letzte, schon matte Alpenglühen seiner lyrischen Poesie finden wir in einem Melodram aus dem Sommer 1649, betitelt: „Arion auf der Schelde, oder Triumphgesang zu Ehren des Alexander Farnese, des Eroberers von Antwerpen, ... ein allegorisches Gedicht, welches den Stand des Christen, seinen Kriegsdienst, seine Gefahren, die Angriffe der Dämonen und endlich seinen glorreichen Sieg über sie veranschaulicht." Diese Dichtung, durch ihre kühnen Personifikationen den Einfluß des spanischen Dramas verrathend, trägt den Stempel großer Flüchtig-

keit und läßt es wohl glauben, daß sie nach einer Andeutung des Prologes in wenigen Tagen zu Stande gekommen sei; der schöne Stoff, der auch Schiller gefesselt, hätte mehr Fleiß verdient. Das Werk war nie für die Oeffentlichkeit bestimmt und ist wahrscheinlich auf dringendes Bitten aus Anlaß einer bestimmten Feier für ein belgisches Collegium verfaßt.

Die poetische Richtung Balde's wurde durch derlei zufällige Unterbrechungen, wohin auch die Chorea mortualis, der Todtentanz beim Hintritt der Kaiserin Leopoldina aus diesem Jahre zählt, in keiner Weise verrückt, sondern blieb fortan treu der Satire zugewendet. Welch hohe Meinung er von der Aufgabe dieser Dichtungsart hegte, läßt seine Dissertation über das poetische Studium erkennen, wo er die Satire nennt „die Schutzwehr der guten, den Zügel der bösen Gemüther, eine Freundin der Wahrheit, eine Feindin der Laster, die Vernichterin der Schmeichelei, die Sachwalterin der Unschuldigen, die Vollstreckerin der Gerechtigkeit.“[1] An demselben Orte bemerkt er: „Die meisten anderen Dichtungsarten magst Du der Jugend zuerkennen, dem Frühlinge des Menschenlebens, als dessen Blüthe, oder dem Sommer desselben als dessen Saat; die Satire aber ist des männlichen Geistes, des gereiften Urtheils Frucht, und kommt dem Herbste des Lebens zu, daher Jünglinge sie wohl wünschen, nicht aber schon pflücken können.“

Um einen passenden Stoff durfte er in einer Zeit so voll Aberglauben, Thorheiten und Laster, wie die seine war, nicht verlegen sein. Wer möchte wohl, frägt er selbst, wenn er den Lauf unseres Jahrhunderts betrachtet, genug Milz (zum Lachen) und Galle (zum Zürnen) haben? Seltsamer Weise wurde ein kirchliches Ereigniß dem Dichter Veranlas-

[1] Opp. oo. Tom. III. pag. 355.

sung, seine erste und beste Satire „Ruhm der Heilkunde" abzufassen.

Am 8. Mai 1649 gelangten in feierlichem Zuge die Gebeine der hl. Martyrer Cosmas und Damian nach München, die Churfürst Maximilian im protestantischen Bremen hatte erheben lassen, und wurden in der Jesuitenkirche auf dem Kreuzaltare beigesetzt. Die Häupter der beiden Heiligen hatten sich schon seit längerer Zeit daselbst befunden. Cosmas und Damian, Brüder, aus Arabien stammend, pflegten, wie die edlen Wissenschaften überhaupt, so insbesondere die Arzneikunde mit dem größten nicht selten wunderbaren Erfolge und benützten ihre Kunst hauptsächlich dazu, um der Religion des Kreuzes in heidnischen Häusern Eingang zu verschaffen. Im J. 303 n. Chr. ließ sie Lysias, der Landpfleger Ciliciens, um des Glaubens willen enthaupten. Die heiligen Brüder galten von jeher als die Vorbilder und Patrone der christlichen Aerzte.

Erwähntes Reliquienfest, von Balde in einem schwungvollen Hymnus verherrlicht,[1] brachte in ihm einen Gedanken zur Reife, den er in unbestimmten Umrissen wohl schon länger mit sich trug — den Ruhm der ächten Heilkunde zu singen und die zahlreichen Stümper auf diesem Gebiete nach Gebühr zu brandmarken. Zugleich wollte er sich damit einer heiligen Pflicht entledigen. „Ich, der ich mein Leben und des Lebens Genuß euch verdanke", redet er im Vorworte die Medici der christlichen Welt an, „fühle mich gedrängt, zum Zeichen meiner dankbaren Gesinnung euch, den Wiederherstellern meiner Erdhülle eine Herzensfreude zu machen, indem ich mehrere Affen euerer Kunst, dergleichen schon Glandiola, Arnold und jüngsthin erst Jonston, medicinische Größen, gezeichnet haben, dazu dann noch einige Ungeheuer, zur Augenweide und zum lustigen Spektakel vorführe."

---

[1] Opp. oo. Tom. IV pag. 370.

Diesem Programme treu, führte Balde sein Thema mit unglaublichem Aufwande therapeutischer Wissenschaft und philologischen Wortkrams, aber auch mit einer Dosis von Witz und Laune durch, daß man ganz den Eindruck gewinnt, als sähe man die Kobolde des Humors in der schwersten Heldenrüstung einhertaumeln. Wunderdoctoren, Quacksalber und Zigeunerinnen spielen die Hauptrolle.

Die medizinischen Satiren fanden großen und allgemeinen Beifall. Sie weisen Balde'n einen hervorragenden Platz an unter den satirischen Schriftstellern, an denen das Elsaß so reich ist unter Geistern wie Geiler von Kaisersberg, Thomas Murner, Sebastian Brandt, Michael Moscherosch, Johannes Fischart, wenn er auch der Form und Tendenz nach von einem jeden derselben weit sich unterscheidet. Sein „Ruhm der Heilkunde" wurde sowohl von den Kunstrichtern seines Ordens, Balbinus und Weittenauer, als auch von protestantischen Kritikern, wie z. B. von Morhof, überaus erhoben. Letzterer sagt in seinem Polyhistor: „Satiriker kommen seit den Alten unter den Neueren nicht gar viele mehr vor, die besonders empfohlen werden könnten, außer Jacobus Balde, der in seinen medizinischen Satiren ꝛc. den Geist der alten satirischen Darstellung wunderbar ausdrückt."[1]

Sogleich nachdem das Werklein erschienen war, sandte es der erste churfürstliche Leibarzt, Malachias Geyger, dem berühmten Doctor Jonston zu Frankfurt an der Oder, der alsbald an den Dichter ein Beglückwünschungsschreiben richtete und namentlich über die vierte Satire, wohl die witzigste des ganzen Buches, die von den Wasserkuren handelt, seine Befriedigung aussprach.[2]

Fast Hand in Hand mit diesem Uebergang unseres Balde

[1] Polyhistor, Lubecae 1714 p. 1069.

[2] Opp. oo. Tom. IV. pag. 39 u. 40. Siehe Nr. 13. der Uebertragungen.

auf ein neues Gebiet der Dichtung geht seine Uebersiedelung an einen neuen Wohnort; denn im Frühjahr 1650 wurde er, zunächst aus Gesundheitsrücksichten, von München nach Landshut versetzt. Landshut, formosa Landishuta wird es vom Dichter mit unverkennbarer Liebe genannt — ist seiner Lage nach gegen die Nordwinde, denen München so empfindlich offen liegt, vortrefflich geschützt und eignete sich darum mehr als manche andere Niederlassung des Ordens für die hektische Natur des Pater Balde. In kurzer Zeit erholte er sich hier wieder so völlig, daß er dem Staatsrath Wilhelm von Blitterswick nach Geldern berichten konnte, er habe mit dem Fernrohre, das er von ihm zum Geschenke erhalten, vom Martinsthurm aus sich die Welt besehen.[1]

Wie die Inschrift eines gleichzeitigen Porträts unseres Dichters besagt,[2] hat er in dieser Stadt, und zwar in der Collegiatkirche zum hl. Martin, wo vor zwei Jahren erst Wrangel's Prädicanten gedonnert hatten, sogar das Predigeramt wieder versehen.[3]

Der Aufenthalt in Landshut, der in poetischer Beziehung fast ganz der Ruhe und Erholung gewidmet war, wurde durch manche erschütternde Todeskunde schwer getrübt. Im Jahre 1650 starb am 16. März zu München Pater Andreas Aigenmann, ein betagter Greis, den 26. April zu Innsbruck Andreas Brunner, eben von einem Ordenskapitel aus Rom zurückgekehrt, am 9. November zu Paris Graf D'Avaux, bei den Augustinern daselbst bestattet.

Das Jahr darauf, 1651, hat einen Todesfall zu ver-

---

[1] Opp. oo. Tom. III. pag. 265.

[2] Joh. Jac. Balde's Oden, metr. übersetzt von J. B. Neubig. III. Bd. 1830. S. VII.

[3] Johann Werner's Geschichte der Pfarrei Sanct Martin zu Landshut läßt in einem leider höchst mangelhaften Predigerverzeichnisse erkennen, daß von 1634 an Jesuiten die Kanzel dieser Kirche versahen. A. a. O. S. 62.

zeichnen, der gewiß in Balde's Seele den mächtigsten Nachhall weckte — am 27. September schied zu Ingolstadt Churfürst Maximilian aus den Lebenden, mit dessen Siegen und Kämpfen, mit dessen Plänen und Hoffnungen sein eigener Lebensgang so innig verkettet war. Wenn es Thatsache ist, was Lipowsky wiederholt berichtet,[1] so hat Balde in der Michaelskirche zu München dem großen Fürsten die Trauerrede gehalten, als am 9. October in Gegenwart des Prinzen, des Hofstaats und des Magistrats Bischof Veit Adam unter Assistenz von sechs bayerischen Prälaten die Exequien feierte. In Wahrheit, wenn je ein Priester des Landes, so war Balde berufen, am Sarge Maximilians das tiefe Schweigen zu brechen, um das Bild eines Herrschers zu zeichnen, der ein halb Jahrhundert hindurch, nur über ein kleines Land gebietend, durch seine Weisheit, seine Thatkraft und Glaubenstreue die Bewunderung Europa's an sich gefesselt.

Nachdem Balde ungefähr drei Jahre in Landshut verweilt hatte, wurde er aus noch unbekannten Gründen nach Amberg berufen, um auch dort die Stelle eines Stadtpredigers zu bekleiden. In dieser Stadt erwachte in ihm mählig wieder die Lust zu poetischem Schaffen, wozu vielleicht nicht wenig der Umstand beitragen mochte, daß ein alter Bekannter, Johannes Bisselius, der fruchtbare Dichter und Historiker, im Amberger Collegium als Studienpräfekt weilte.[2] Die Hauptthätigkeit galt diesesmal der Herausgabe des schon erwähnten Trauerspiels Jephte, unter dem passenderen Titel: „Jephtias“ (Jephte's Tochter), indem dieses Werk zum Theil umgearbeitet, d. h. wesentlich erweitert, mit ausführlichen historischen und scenischen Erläuterungen versehen und mit einer glänzenden Widmung in die Welt eingeführt wurde.

---

[1] Gesch. der Jesuiten in Bayern. II. Bd. S. 237. Vgl. Ebendesselben: Ferdinand Maria's Regierungsgesch. S. 28.

[2] Rixner, Gesch. der Studienanstalt Amberg. S. 152.

Wir finden einen Namen an der Spitze des Buches, der uns bisher im Leben Balde's noch nie begegnete — es ist Johann Weichard Fürst von Auersperg, erster kaiserlicher Staatsminister, früher Prinzenerzieher am Wiener Hof, und von Ferdinand III. i. J. 1653 in den Fürstenrang erhoben, den uns Avancinus in seinen Oden[1] als einen trefflichen um Vaterland und Wissenschaft hochverdienten Staatsmann schildert. Ein näherer Anlaß der Beziehungen unseres Dichters zu diesem Gönner der edlen Musen ist aus der Zueignung nicht abzunehmen; jedenfalls aber läßt sich daraus erkennen, daß Balde sich glücklich schätzte, seine Jephtias einem so reich gebildeten Geiste, wie dieser Fürst es war, widmen zu dürfen. Dabei fällt uns ein eigenthümlicher Umstand auf: daß die höchstgestellten Männer, die Balde's Freundschaft gewonnen, die Gunst ihrer Monarchen sich nicht zu erhalten wußten; wie Graf D'Avaux fiel auch Fürst Auersperg in Ungnade und starb vom Hofe verwiesen auf seiner Besitzung Seisenberg bei Krain i. J. 1677.[2]

Am bekanntesten ist Balde's Aufenthalt in Amberg geworden durch die Sonnenfinsterniß vom 12. August 1654, da besagtes Ereigniß ihm den Stoff zu einer seiner umfangreichsten Satiren lieferte. Schon i. J. 1651 hatte Andreas Argoli, Professor zu Padua, Wallenstein's Lehrer in der Astrologie und Israel Hibner, Medicus zu Erfurt, die bevorstehende Eklipse prophetisch angekündet und welterschütternde Folgen an dieselbe geknüpft. Weil der Mond die Sonne verdunkle, so würde auch die Türkei das hl. römische Reich überwältigen und alsbald müsse das jüngste Gericht nachfolgen, da die Welt seit Christus bereits ebensolange stehe, als von ihrer Erschaffung bis zur Sündfluth. Diese Weissagungen fanden bei der leichtgläubigen Menge reißend schnell

[1] Poesis lyr. II. 2. III. 32.

[2] Einer seiner Nachkommen, Fürst Carlos Auersperg, ist gegenwärtig wieder Ministerpräsident des österreichischen Kaiserstaates.

Eingang, so zwar, daß beim Herannahen des Naturereignisses eine allgemeine Todesangst die Gemüther erfaßte. Man machte Testamente, schenkte sich Schulden, löste Sponsalien und entledigte sich zum Besten Klügerer so manchen Besitzes, der nach überstandener Endlichkeit von keinem Werth mehr sein konnte.

Für Balde, den geschworenen Feind aller Astrologie, als der er schon im II. Buche der Lyrica, in der 42. Ode (Ad Hernicum Brandinum), die Nativitätsteller unbarmherzig gegeißelt hatte, kam diese Gelegenheit wie gewünscht, um gegen den Aberglauben der Zeit einen Hauptschlag auszuführen. Mit verhängnißvoller Treue sammelte er schon vor der Finsterniß alle Kundgebungen der Angst und Verzweiflung, deren er habhaft werden konnte, mischte sich häufig unter das rathschlagende Volk und benützte auf seinen kleinen Ausflügen durch die obere Pfalz jeden Anlaß, um die herrschende Stimmung zu erforschen.

Endlich war der kritische Tag, der 12. August angebrochen. In den Straßen Ambergs blieb es öde und lautlos wie zur Pestzeit. Man arbeitete nicht, man aß nicht, die Herde standen ohne Feuer; von Bangen gelähmt, harrten alle der gefürchteten neunten Stunde entgegen.[1] Der einzige Platz, wo noch einziges Leben vorhanden schien, war das Collegium der Jesuiten. Nach einem tüchtigen Morgenimbiß begab sich von hier aus eine kleine Gesellschaft unter Balde's Anführung in's Freie und machte sich ein Gezelt, eine Art Camera obscura zur Beobachtung der Eklipse zurecht. Ungeheuere Tubusse wurden herbeigeschleppt, die astronomischen Werke von Clavius, Cysatus und Kircher für alle Fälle nebenbei aufgeschlagen und zum Ueberflusse noch ein großes Becken mit Wasser zwischen einer Anzahl von

[1] Opp. oo. Tom. IV. pag. 258. squ.

Stühlen aufgestellt, um einen allgemeinen und bequemen Genuß der Finsterniß zu ermöglichen. Ein berühmter Doctor, der sich zu unserer Gesellschaft geflüchtet hatte, war wohlweislich mit Citronen versehen, um durch deren Aroma gegen die schädliche Luft der Eklipse geschützt zu sein. Die Erwartung hatte ihren höchsten Grad erreicht.

Bis dahin war der Himmel von leichten Wolken bedeckt; da mit einemmal theilt sich das Gewölk und in unbefangener Klarheit tritt das Bild der Sonne zu Tage.

„Praeteriit“ — „ist schon vorbei,“ — scholl es jetzt von allen Seiten. Man schaute sich mit langen Gesichtern an. Von einer Finsterniß hatte niemand etwas verspürt.[1]

Der verdiente Streich, den Balde gegen die Sterndeuter vorbereitete, ließ länger auf sich warten als es ersprießlich schien. Erst i. J. 1661 kam er dazu, sein reichlich gesammeltes Material zu verwerthen und i. J. darauf erschien endlich die „Sonnenfinsterniß“, ausgestattet mit köstlichen Kupfern (wohl von Küsell's Hand), die dem Leser gewiß jeden astrologischen Wahn benahmen, noch bevor er eine Zeile gelesen.

Die Satire selbst, eingeleitet durch einen längern Dialog über das vorliegende Thema, ist wohl eines der kunstlosesten und flüchtigsten Erzeugnisse der balde'schen Muse. Genau betrachtet erscheint sie nur als ein Conglomerat verschiedener Anecdoten, die das gefürchtete Phänomen im Gefolge hatte. Die Ordenscensoren, denen das Gedicht wie jedes andere vor der Herausgabe vorgelegt wurde, trugen sogar Bedenken, es für den Druck zu begutachten, weil es ihnen ein nicht ausgearbeitetes Werk schien, das nur im Vertrauen auf den alten Ruhm aus dem Aermel geschüttelt sei. Das Hauptverdienst desselben, die Bloßlegung des Gestirnglaubens, bleibt immerhin ungeschmälert. Uebrigens finden sich in dem Gedichte doch auch vortreffliche Einzelheiten, wie z. B. ein Gespräch

---

[1] **Ibidem. p. 261 squ.**

zweier Todtengräber, das der shakespeareschen Friedhofsscene nicht ganz unwürdig wäre (Nr. 16), eine Hirschauer Rathsversammlung, die Finsterniß betreffend, mit denkwürdigen Beschlüssen (Nr. 29), die Schilderung der Angst am Tage der Eklipse und des unbemerkten Vorübergangs derselben (Nr. 36 bis 42). Wie weit übrigens der Dichter manchmal von seinem Gegenstande abschweift, zeigt eine ausführliche Stelle, wo Wilhelm Tell und die Schweizerfreiheit in den Himmel erhoben wird (Nr. 48).

Doch gehört, wie schon bemerkt, nur die Idee dieser Satire dem Aufenthalte in Amberg an, ihre Ausführung entstammt einer anderen Stadt, in die wir nunmehr Balde begleiten.

XIV. Balde in Neuburg a. d. Donau.

Bald nach der berühmten Sonnenfinsterniß, noch im Herbste d. J. 1654 verließ Balde Amberg wieder, um für immer nach Neuburg an der Donau überzusiedeln. Der neue Pfalzgraf, Philipp Wilhelm, ein Zögling der Jesuiten, der den deutschen Horaz aus seinen Werken kennen und schätzen gelernt, hatte, sicherlich in Uebereinstimmung mit dem Wunsche seiner vertrautesten Räthe, sich dahin verwendet, dem alternden Dichter auf seinem stolzen Donauschlosse den Lebensabend verschönen zu dürfen. Das wahrhaft herzliche Verhältniß, das zwischen letzterem und der regierenden Familie fortwährend bestand, berechtiget wohl zu dieser Annahme.

Frohbewegt folgte Balde dem an ihn ergangenen Rufe. Fand er doch in Neuburg alte theuere Bekannte und Freunde — voran den edlen Landschaftskanzler Wolfgang Michael Silbermann, seinen einstigen Jugendgenossen, der ihm später zu München einmal am Altare gedient hatte. Sie hatten in den Kriegsjahren mit eigenem Gespann eine größere gemeinsame Reise gemacht, wie es scheint, ins kaiserliche Feldlager, wobei ihnen das komische Unglück begegnete, daß ihnen ein confuser Bedienter an zwei Orten zugleich das Mittagsmahl bestellte.[1] Silbermann starb für seinen Fürsten wie für seinen Freund zu früh am 26. November 1657, in

[1] Silv. lyr. IX. 18. V. 11 ff.

Balde's lyrischen Wäldern durch zwei sinnige Oden[1] und in seiner Vaterstadt durch die von ihm erbaute Lorettocapelle verewigt.

Eine andere anziehende, wohlbekannte Persönlichkeit fand unser Dichter in dem Hofkanzler Caspar Manz, der einst neben ihm zu Ingolstadt als Professor gewirkt hatte. Manz, in mehr als einer Beziehung mit Balde geistesverwandt, ein Gegner des aristotelischen Systems, hat im Jahre 1648 an genannter Hochschule, veraltete Vorurtheile durchbrechend, zuerst es gewagt, eine würdigere Behandlung der Philosophie zu verlangen.[2] Die hohe Stellung, die er zu Neuburg bekleidete, gab er nach siebenjähriger Thätigkeit wieder auf, „damit er nicht Gefahr liefe, wider die Gerechtigkeit zu handeln" und kehrte auf seinen Lehrstuhl nach Ingolstadt zurück.

Im nahegelegenen Stockau weilte der geniale Maler Joachim Sandrart. Er hatte dies sein Landgut, ein Erbe seiner Gemahlin, nachdem es von den Franzosen zerstört worden, in schönerer Gestalt wieder aufgebaut, und ruhte dort, mit Gemälden für Eichstädt, für österreichische Klöster und Kirchen beschäftigt, von dem Lärme der großen Städte aus. Balde wird oft sein ländliches Atelier besucht haben, denn er war mit großer Hochschätzung, ja mit inniger Freundschaft dem Künstler zugethan, der „die Königin der Engel" für das gregorianische Haus in München gemalt hatte, wie die zweite Ode des VII. Buches der Wälder, eine der zartesten unseres Dichters, genugsam erkennen läßt.

---

[1] Silv. IX. 8. et 18. Clarisius in letzterer Ode ist kein anderer als Silbermann. Aus der letzten Strophe, die auf Neuburg hindeutet, geht es unzweifelhaft hervor.

[2] Durch seine Schrift: Utrum dari possit melior et pietati christianae conformior modus docendi Philosophiam, quam sit vulgaris. Mederer II. pag. 318.

Die Reise von Amberg nach Neuburg über Nürnberg und Altdorf glich einem Triumphzuge.

In Nürnberg fand es der Magistrat dieser protestantischen Stadt nicht unter seiner Würde, den ruhmgekrönten Jesuitendichter durch eine besondere Deputation zu begrüßen und ebenso bereitete ihm in Altdorf der academische Senat einen feierlichen Empfang. Nicht nur erhielt er an beiden Orten unausgesetzt Besuche, sondern die hervorragendsten Männer legten ihm auch ihre Bücher vor, mit der Bitte, er möchte doch wenigstens einen Buchstaben hineinschreiben, damit sie ein Andenken besäßen von seiner Hand.[1] Hatte wohl einer der Nürnberger Rathsherren herausgefunden, daß jener Vorwurf, den der Dichter im Kriegsjahre 1645 der geheimnißvollen Stadt Girrombena[2] entgegenhält, ihrer wankelmüthigen Norimberga vermeint ist?

Vah, cauta Girrombena, semper
Vela parans in utrumque ventum!
Silv. IX. 25.

Für eine ehrenvolle Aufnahme in Neuburg von Seite der gesammten Bewohnerschaft hatte schon Sandrart gesorgt, da er einmal u. A. öffentlich erzählte, Balde sei in den Niederlanden so berühmt, daß man ihn gern als ein außerordentliches Genie um Geld schauen wollte.[3]

Als dieser in dem stillen, nur von 15 Genossen bewohnten Collegium zu Neuburg ankam, hielt der Pfalzgraf, der auch Herzog in Jülich, Cleve und Berg war, eben Hof zu Düsseldorf, seiner gewöhnlichen Residenz, von wo er übrigens alle 3—4 Jahre zu längerem Aufenthalte nach Neuburg übersiedelte Dieser treffliche Fürst, von dem ein Geschichtschreiber aus Anlaß der Kaiserwahl von 1658 bemerkt:

---

[1] Aus Graßegger's hinterlassenem Manuscripte „Jacob Balde.“
[2] Anagramm aus Norimberga.
[3] Neubig, Bavaria's Musen. I. S. XXXVIII.

„Keiner von Allen war vielleicht durch Tugend und Klugheit der ersten Krone Europas werther als er[1]" — hatte sich im Jahre 1653 als Wittwer mit der hessischen Prinzessin Elisabeth Amalie vermählt. Die Geburt seines ersten Sprößlings, Eleonore Magdalena Theresia (geb. den 6. Januar 1655), bot unserem Dichter schon früh Gelegenheit, das pfalzgräfliche Haus mit den Strahlen seiner Kunst zu verherrlichen. Der Wiegengesang auf die Geburt dieser Prinzessin[2] ist in mehr als einer Beziehung merkwürdig. Denn einmal hat der Dichter darin prophetische Worte gesprochen, die uns, zusammengehalten mit ihrer späteren Erfüllung, das höchste Staunen abnöthigen, sodann hat er gegen seine Gewohnheit dem lateinischen Text eine deutsche Uebersetzung in Alexandrinern beigefügt, in der wir stellenweise schon eine leichtere Behandlung der Sprache, als in seinen früheren Versuchen wahrnehmen. Leider ist uns von diesem deutschen Gedichte nur mehr ein Bruchstück in etwas ungenauer Abschrift erhalten geblieben. Dasselbe, von dem Baldekenner Graßegger im Wochenblatte der Stadt Neuburg veröffentlicht, und bisher so gut wie unbekannt, lautet:

Glückseliges Geschlecht dieß,[3] dessen Aufgang ist
Erschienen nicht ohn Glück, ein königlicher Steren;
Kaum von Lucina Du der Welt gegeben bist,
Für Dich die Himmel schon gewünschte Sorgen nähren.
Dir die drei Grazien zu dienen sind bereit,
Die da die Gnadenflüß sollen in Dich ausgießen;
Mit anderen Nämen[4] sind bei Dir sie angedeut,
All Zierd mit ihnen soll in Deinen Munde fließen.
Eleonora[5] schickt von Mantuaner Flüßen
Zu Deiner Wiege her ein ganze Schwannen Schaar.

---

[1] Zschokke, bayerische Geschichte. Bd. III. S. 274.

[2] Opp. oo. Tom. III. pag. 203.

[3] Bei Graßegger, kaum richtig: „ist". [4] Eleonora, Magdalena, Theresia.

[5] Mutter Kaiser Ferdinand's III, geborene Herzogin von Mantua, der Prinzessin Taufpathin.

Dir Scepter, Purpur, Kron zu legen zu den Füssen,
Auch vorzusagen Dir viel höchst beglückte Jahr,
Daß um Dich werben viel bekrönte Freier werben,
Wen wirst in dieser Wahl zum Vater machen wohl?
Du wirst uns geben gleich ein **kaiserlichen** Erben,
Was Mantuen geglückt, auch Neuburg glücken soll.[1]
Auch Magdalena Dir weit bessre Salben reichet,
Als aus Assyriens gewürzten Bäumen fließt,
All anderer Balsam solch heilsam Balsam weichet,
Pasithee von Bayrn[2] das ihrig dazu schießt,
Verlangt aus ihrer Bichß über Dich auszuschütten
Fürsichtigkeit in That, im Munde Reblichkeit,
Des Leibes schön Gestalt, Annehmlichkeit der Sitten,
Fried, Demuth, Lieb, in all Gebärden Ehrbarkeit;
Was lieblicher Geruch kommt von den Spezereien,
So Magdalena Dir so reichlich dargereicht!
Fort mit den Parzen — fort des Lebens Spinnerinen!
Theresia, Spaniens Zierd, (sie) tritt an dessen Statt,
Ein bessern Faden für das junge Kind zu spinnen,
Die Sorg und Müh willig auf sich genommen hat.
Solch Gspinnst wird sie mit Gold, Demant, Perl und Korallen
Einwirken und was sonsten noch das Glück vermag,
Daß Dein Gewebe wird beglücket unter allen,
Beständig, unvermischt und rein von aller Plag.[3]

---

[1] Die entsprechenden lateinischen Verse lauten weit weniger bestimmt, und nur Balde selbst konnte sie so übersetzen:

A cunis si Fata sinant, ad sceptra torumque
Purpureum et grandes assurrectura coronas,
Certamen, votumque procis immane futura,
Quem facies nuptura virum, quem laeta parentem! ...
Mantua Caesareas assignat pronuba taedas,
Fortunamque experta suam non invidet ulli.

[2] Ihre Großmutter, weiland Herzogin Magdalena, Schwester des Churfürsten Max I. † 1628.

[3] Neuburger Wochenblatt, Jahrgang 1825. Nr. 1. Des besseren Abschlußes wegen bleiben ein paar weitere Verse des Bruchstückes weg.

Wie die Geschichte bezeugt, ist Balde's Vorhersagung buchstäblich in Erfüllung gegangen. Prinzessin Eleonora reifte heran zu einem Vorbild edler Sitte und hoher Frömmigkeit und wurde, nachdem sie die Bewerbungen von fünf regierenden Fürsten bereits abgelehnt, zur Kaiserin, zu Leopold's I. Gemahlin erhoben. Aus ihrer glücklichen Ehe gingen zwei spätere Kaiser, Joseph I. und Karl VI., hervor. Sie starb den 19. Januar 1720 in einem Alter von 65 Jahren.

Am 12. August 1655 kehrte Herzog Philipp Wilhelm von Düsseldorf nach Neuburg zurück und brachte zum erstenmal seine zweite Gemahlin in Begleitung des Fürstbischofs von Eichstädt, Marquards II. Schenks von Castell, mit sich in die Donaustadt. Ueber die erste Begegnung Balde's mit Philipp Wilhelm berichtet die Chronik:[1]

„Die Ankunft geschah Nachts 10 Uhr unter dem Geläute der Glocken und dem Donner des schweren Geschützes. Die Straßen, durch welche die durchlauchtigsten Herrschaften fuhren, waren mit Fackeln und Lichtern erhellt. Ungeachtet der vorgerückten Nacht ging der Zug doch noch zur Hofkirche, deren Fenster mit transparenten Gemälden verziert waren, das fürstliche Wappen, die Namen Jesus und Maria und einige Jesuitenheilige vorstellend. Beim Eintritt in die Kirche hielt der Hofprediger Jacob Balde eine kurze Anrede, welche von dem Herzoge sehr huldvoll aufgenommen wurde. Nachdem er jedem Jesuiten die Hand gereicht hatte, begab er sich mit seiner Gemahlin und Gefolge zum Hochaltare, und nun erschallte durch die beleuchteten Tempelhallen der feierliche Lobgesang: Herr Gott Dich loben wir! Als derselbe geendet war, erhuben die im Chore stehenden Schüler des Gymnasiums ihre Stimmen und flehten zur hl. Jungfrau, der Patronin dieser Kirche, um Segen für das Fürstenhaus. Nicht ohne Rührung vernahmen der Herzog und die Her-

---

[1] Neuburger Collectaneenblatt 1851. (Organ des dortigen historischen Vereins. S. 8. u. 9.

zogin diesen Gesang und verließen tiefbewegt in mitternächtlicher Stunde die Kirche."

Von da entwickelte sich zwischen dem herzoglichen Schlosse und dem anstoßenden Jesuitencollegium der gemüthlichste zwangloseste Verkehr, dessen Seele Pater Balde war. Oftmals überraschte das Fürstenpaar die frommen Väter beim Mittagsmahl und mit beschlossener Tischlesung wußte immer er durch seine zauberhafte Redegewalt dem Augenblick die rechte Weihe zu geben und einen zündenden Gedanken in die stille Gesellschaft zu werfen Wurde er aber, besonders bei festlichen Anlässen, von der Absicht der hohen Personen früh genug unterrichtet, dann waren es hauptsächlich geistreiche Affixionen, aufgehangene Schilder mit Inschriften, durch die er das Interesse der Besucher fesselte.

Ein in dem Stillleben Neuburg's immerhin bedeutendes Ereigniß kirchlicher Natur gab ihm bald Gelegenheit, diese seine Eigenschaften im glänzendsten Lichte zu zeigen. Am 16. Januar 1656 — es war der zweite Sonntag nach der Erscheinung des Herrn — las Christian August, Herzog von Sulzbach, seit 1632 bereits regierend, in der Hofkirche angesichts einer unzählbaren Volksmenge das katholische Glaubensbekenntniß ab und empfing sodann mit Philipp Wilhelm und dessen Gemahlin die hl. Communion. Balde war ausersehen, die Bedeutung dieses Momentes in erhebender Festrede darzulegen.[1] Am folgenden Tage luden sich die Hoheiten unvermuthet bei den Jesuiten zu Gast und wurden vom Hofprediger mit einer Ansprache aus dem Stegreif empfangen, die so trefflich gedieh, daß alle Hörer ungestüm begehrten, sie solle ohne die geringste Abänderung gedruckt werden. Allein der Herzog von Sulzbach, der darin ziemlich gepriesen war, gab solches nicht zu. Er that dabei den Ausspruch: Malle se dicenda facere, quam facta de se dici.

---

[1] Neuburger Collectaneenblatt 1851. S. 11 u. 12.

Ehe man sich dessen versah, erschienen an den Wänden des Refectoriums Affixionen, unter denen besonders eine tiefen Eindruck machte. Sie enthielt — mit Anspielung auf das Evangelium des verflossenen Tages die wenigen Worte: Tandem venit hora mea — ein Spruch, der sein volles Gewicht durch den Umstand erhielt, daß Christian August, so oft man ihn früher zur Conversion bewegen wollte, immer zur Antwort gab: Nondum venit hora mea.[1]

Daß es Balde'n in Neuburg so wohl gefiel, ist aber nicht blos seinen angenehmen Beziehungen zum Hofe und anderen edlen Persönlichkeiten, sondern zum großen Theil auch den wirklich reizenden Umgebungen der Stadt zuzuschreiben. Von seinem Zimmer aus, das noch heute gezeigt wird, übersah er weithin den vielverschlungenen grünleuchtenden Strom mit seinen waldigen Ufern; gerade gegenüber hatte er auf einer sanften Anhöhe das Landgut Hesselloh, das ihn freundlich genug an seine Lieblingsrast am Strande der Isar erinnerte. Noch reichere Fernsicht über die friedeathmende Gegend gewährte ihm das Saletchen des Collegiums, turris recreationis, in dessen luftiger Einsamkeit er den größten Theil seiner spätern Dichtungen verfaßte. Das Saletchen hieß noch hundert Jahre später pergula Baldeana. Des Dichters Geist ging lange darin um. Hier saß am 31. Januar 1744 der bekannte Linguist Ignaz Weittenauer matt und krank, und wollte trostlos einem Freunde schreiben, daß ihm die Aerzte alle poetische Thätigkeit untersagt hätten. Allein dank dem schalkhaften Geiste, der hier waltete, brachte er es in seinem Briefe um alle Welt zu keiner Prosa, sondern sah mit Entsetzen, daß alles, was er schrieb, im reinsten elegischen Versmaße dahinfloß.[2]

Balde's gewöhnlicher Spaziergang soll seine Richtung meist über die Donaubrücke genommen und am linken Ufer

---

[1] Collect.-Bl. S. 11 u. 12.

[2] J. Weittenauer, carm sell. Aug. Vind. 1757. pag. 246.

des Flusses bis nach Joßhofen, einem anmuthigen Dörflein am Fuße eines Bergabhangs sich erstreckt haben. Oft machte er indeß auch weitere Streifzüge durch die heitere, an Abwechslung reiche Gegend. Die Jagdschlößchen Grienau und Rohrenfeld, die Gnadencapelle Bittenbrunn, die Donauinsel Bschütt (nunmehr mit dem Ufer vereinigt, der Ailahof), die Ruine Alteburg, all diese Punkte, die er meist im Gefolge des Herzogs besucht zu haben scheint, hat er mit dankbarer Liebe in reizenden allegorischen Einkleidungen besungen. Das farbenprächtige Glückwunschgedicht auf die Geburt des Erbprinzen Johann Wilhelm v. J. 1658 ist mit solchen Localschilderungen auf das reichste durchwoben.[1]

Uebrigens war Neuburg für Balde keineswegs ein Ruheposten derart, daß ihm weiter nichts obgelegen wäre, als in Wald und Flur Gedanken zu sammeln und dann auf seiner sonnigen Warte sie zu klingenden Versen auszuprägen. Vielmehr entfaltete er in diesen Jahren eine so umfassende und ernste Thätigkeit, daß seine gleichzeitigen Gedichte sich wie leicht hingeworfene Arabesken um eine bedeutsame Inschrift zu ranken scheinen. Die ersten zwei Jahre versah er das anstrengende Amt eines Hofpredigers, das wohl schon allein seinen Mann erforderte, war aber zugleich noch Vorstand der schon früher erwähnten Redneracademie. In letzterer Stellung fand er sich wirksam unterstützt durch den vielseitig bewanderten Rector des Collegiums, Pater Albert Curtz, des erlauchten Brevanus Sohn. Hier in Neuburg bildete er u. A. jenen Fidelis Ludescher aus Innsbruck heran, den er öffentlich als seinen ächtesten Schüler erklärte[2] und der höchst wahrscheinlich mit jenem Crescentius Marcona identisch ist, dem die Zueignung seiner Dissertation vom poetischen Studium gilt. Pater Ludescher, in der Folge zu Augsburg und Amberg Professor

---

[1] Opp. oo. Tom. III. pag. 208.

[2] K. H. Lang, Geschichte der Jesuiten in Bayern. S. 183.

und endlich zu Neuburg **praefectus spiritualis** († 1710) scheint leider von seinen für uns jedenfalls sehr interessanten Dichtungen nichts veröffentlicht zu haben. Auch der Lyriker Adam Widl aus München, der Balde dankbar in zweien seiner Oden feiert, dürfte in Neuburg an der Hand unseres Dichters den Parnaß erstiegen haben.

Im October 1656 reiste der Pfalzgraf mit seiner Familie wieder nach Düsseldorf. Für die Zeit seiner Abwesenheit übertrug er dem Pater Balde einen besonderen Vertrauensposten, indem er ihn zum Hauspriester seiner Residenz (**monitor domesticus**) bestellte,[1] und ihm damit gleichsam den patriarchalischen Theil seines eigenen Regimentes zuwies. Als er nach einem Zeitraume von fünf Jahren endlich wieder unter dem Jubel seiner Unterthanen auf seine Donauburg heimkehrte — am 17. August 1661 — wählte er ihn zum Zeichen seiner vollsten Zufriedenheit mit dessen Wirken zu seinem ständigen Gewissensrath.[2] Dadurch ward das freundliche Band, das unsern Dichter mit der fürstlichen Familie verknüpfte, nur noch fester geschlungen. Bald konnte am Hofe nichts mehr geschehen, ohne daß Pater Balde in Mitleidenschaft gezogen wurde. So oft ein hoher Gast bei Philipp Wilhelm einkehrte, wie z. B. der Herzog von Lüneburg, der Churfürst von Köln, der Bischof Bernhard von Münster, die Königin Christina von Schweden, mußte er zur Ueberraschung der Ankömmlinge und nicht minder zur Genugthuung seines fürstlichen Freundes den ersten Willkomm sprechen.[3] Christina, das Wunder ihrer Zeit, wurde bei ihrer Ankunft am 21. Mai 1662 mit erlesenen Festspielen gefeiert und zur Erinnerung an alles Geschaute vom Dichter mit einem „Epicitharisma" von 300 Versen beschenkt, das er an

[1] Mengein, a. a. O. S. 3.
[2] **Ibidem. Cf.** Collectaneenblatt 1851. S. 18.
[3] Mengein, a. a. O. S. 3.

einem Tage volante calamo niedergeschrieben. Es enthält unter Anderem das gepriesene Distichon:

Passeris ut nidum solium dejecit ab alto
Contemptrix regni Penthesilea sui.

Als einmal im Hofe der Residenz ein bronzenes Bassin gesetzt werden sollte, ersuchte man Balde um einen passenden Spruch, den man in erhabenem Gusse rings um dasselbe anbringen wollte, was dann auch geschah.

Der Dichter willfuhr diesem Wunsche mit folgenden Versen:

Was schwebt auf Erdt und in dem Lufft,
In Wolken hoch geboren,
Und was da liegt in tieffer Krufft,
Von Sonn und Mond verloren:
Tränkt Gott mit seinem Wolken Safft,
Den er allein kann geben,
Erhalt die Erdt bei ihrer Krafft,
Die Wurzel bei dem Leben. 1661. [1]

Von Zeit zu Zeit ergötzte er Neuburg durch kleine Schauspiele und Komödien, die gewöhnlich auf dem freien Platze zwischen Schloß und Collegium aufgeführt wurden. Unter anderm stellte er ein paar Jahre vor Herausgabe seiner „Urania victrix“ den Inhalt dieses Gedichtes dramatisch dar in einem Stücke, das er betitelte: „Die Seele als die Königin der fünf Sinne.“ [2]

Aber am unentbehrlichsten war der berühmte Dichter in diesen Jahren (1661—1664) den herzoglichen Kindern. So oft sie einen freien Augenblick hatten, eilten sie durch den Hofgang in das Collegium, um den Pater Balde aufzusuchen, der ihnen stets ein neues Vergnügen zu bereiten wußte.[3] Wie oft mag er seufzend seine unsterbliche Urania mitten im

[1] Aus dem genealog. Lexicon des Canonicus Ströller, mitgetheilt von Herrn Stadtpfarrer Böhaimb in Weilheim.

[2] Collectaneenblatt a. a. O.

[3] Aus Graßegger's Manuscript „Jacob Balde.“

Flug der Begeisterung unterbrochen haben, wenn die bekannten kleinen Klopfgeister an seiner Thüre vernehmbar wurden! Bald wurde ihnen die Zelle zu eng; dann ging es an der Hand des geliebten Freundes hinunter in den Speisesaal oder hinaus in den sogenannten kleinen Garten.

Auf vieles Bitten ließ der Herzog eines Tages (es war das Fest der unschuldigen Kinder 1661) seine drei älteren Sprossen, Prinzessin Eleonora, sieben Jahre alt, nebst den Prinzen Johann Wilhelm und Wolfgang Georg, ersterer von vier, letzterer von dritthalb Jahren, im Refectorium der Jesuiten zu Mittag speisen, wobei sie ihrem Lieblingspater zunächst sitzen und unter seiner willkommenen Aufsicht dem Ceremoniell des Essens obliegen durften. Pater Balde, sagt die Chronik,[1] die uns diese Nachricht aufbewahrt, gab sich alle Mühe, denselben eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen. Gewiß war es rührend mitanzusehen, wie einer der größten Männer des Jahrhunderts mit inniger Freude scherzend und plaudernd unter Kindern saß, wie die Hand, die an unvergänglichen Werken schrieb, erfinderisch thätig war, mancherlei Spielzeug für die Kleinen zu schaffen. Dieselben waren aber auch seiner Liebe werth. Der kaiserliche Gesandte Frobenius von Fürstenberg, der später einmal nach Neuburg kam, drückte sich dahin aus, daß man eine solche Erziehung und solche Kinder an keinem Hofe von Europa finde.[2] Eine herzige Anecdote, die schon mehrfach erzählt wurde, hat uns Graßegger in ansprechender Dialogenform überliefert.[3]

„Einer der fürstlichen Prinzen (es war Johann Wilhelm, nachmaliger Churfürst von der Pfalz) kam einmal wie gewöhnlich zu Balde auf sein Zimmer und begehrte von ihm wieder in den kleinen Garten geführt zu werden. In diesem Garten stand ein kleiner Baum, der mehrere schon reife

---

[1] Collectaneenblatt 1851. S. 20. [2] Collectaneenblatt 1852. S. 1.
[3] Mitgetheilt von Hrn. Beneficiaten K. G. Krafft in Neuburg.

Zwetschgen trug. Balde ließ durch den Koch mehrere dieser Zwetschgen mittelst einer untergehaltenen Fackel und Spänen an dem Baume backen, doch so, daß nicht alle gleich, sondern einige mehr, andere weniger ausgebacken waren. Der Prinz kam mit Balde in dem Garten auch zu diesem kleinen Baume hin, betrachtete ihn mit größter Aufmerksamkeit und sagte endlich:

Prinz: Was ist denn das für eine seltsame Frucht an diesem Baume?

Balde: Das sind gebackene Zwetschgen, wie Sie sehen.

Prinz: Aber wie kommen diese an den Baum?

Balde: Das ist ganz Natur. Sie wachsen so daran.

Prinz: O! Sie haben mich zum Besten.

Balde: Nicht doch, Prinz! Betrachten Sie nur selber die Frucht. Er pflückte eine Zwetschge ab und gab sie ihm.

Prinz: Ja, ja! Es sind wirklich gebackene Zwetschgen. Aber daß sie so an dem Baume wachsen, kann ich unmöglich glauben. Vielleicht haben sie solche mit einem Faden an die Zweige gebunden?

Balde: Nun, so überzeugen Sie sich denn durch Ihre eigenen Augen!

Man brachte einen Stuhl herbei. Der Prinz stieg hinauf und pflückte etwelche Stücke herunter. Endlich sagte er:

Prinz: Wahrlich, das hätte ich nimmermehr geglaubt, wenn ich es nicht selber gesehen hätte. Darf ich nicht noch mehrere abpflücken und dem Papa bringen? Der wird eine Freude haben!

Balde: So viele Sie wollen; sie stehen Ihnen alle zu Diensten. Aber nicht alle, wie Sie sehen, sind noch ganz ausgezeitigt, sondern einige darunter brauchen noch mehrere, einige noch wenige Tage bis zu ihrer vollen Auszeitigung.

Der Prinz pflückte eine ziemliche Portion ab und eilte damit voll Freuden der Residenz zu, sagte aber keinem Menschen etwas von seiner Kostbarkeit. Erst bei Tafel sprach er zu seinem Herrn Vater:

Prinz: Papa, heute werde ich die Ehre haben, Sie mit einem ganz besonderen seltsamen Obste zu bedienen.

Herzog: Was hast Du denn?

Prinz: Ja, das sage ich jetzt noch nicht. Sie werden es schon sehen, wenn es auf die Tafel kommt.

Man speiste also fort, und da die Tafel bereits zu Ende ging, sagte der Herzog zu dem Prinzen: Nun, wo ist denn also Dein so kostbares Obst?

Der Prinz, der es ohnehin kaum erwarten konnte, eilte sogleich fort und brachte seine Kostbarkeit auf einem Teller herbei. Der Herzog nahm eine davon und sagte:

Herzog: Das sind halt gebackene Zwetschgen. Da hast Du etwas Rechtes!

Prinz: Ja, Papa! Aber denken Sie einmal: In dem Garten der Jesuiten steht ein Baum, wo sie so daran wachsen, wie Sie solche hier vor sich sehen. Sie sind nicht gebacken, sondern es ist ganz Natur. Nicht wahr, so einen Baum haben Sie nicht in all' ihren Landen?

Herzog: Geh, was läßt Du Dir da weiß machen?

Prinz: O gewiß, Papa! Ich hätte es nie geglaubt, wenn ich es nicht mit Augen gesehen hätte. Ich selbst, mit eigenen Händen habe diese Zwetschgen da vom Baume gebrockt.

Der Herzog fragte ihn endlich, wer ihm denn diesen Baum gezeigt habe, und da der Prinz den Namen Balde aussprach, sagte der Herzog lächelnd:

Du bist schon hinter den Rechten gekommen!

Nach der Tafel begab sich der Herzog selbst in das Collegium und sagte: Was habt Ihr denn heute mit meinem Prinzen angefangen? Zeigt mir doch auch den Baum, an dem die gebackenen Zwetschgen wachsen!

Man führte ihn in den Garten und erzählte ihm den Hergang der Sache, worüber sich der sonst so ernsthafte Fürst ebenfalls nicht des Lachens enthalten konnte."

XV. Spätere Satiren.

Urania, die Siegerin.

Was die poetischen Werke Balde's in dieser Periode betrifft, so sehen wir ihn neben der großen tiefsinnigen elegischen Dichtung Urania victrix, dem Hauptwerke seines späteren Lebens, zu dem er die Lineamente bereits i. J. 1656 zeichnete, vorzüglich mit Satiren beschäftigt. Seine spielende Gewandtheit im lateinischen Ausdruck, sein nie versiegender, durch reiche Erfahrung verschärfter Humor und das unabläßige Drängen so mancher guter Freunde verleitete ihn gar oft, die Thorheiten seines Zeitalters launig durchzuhecheln, oder einen anscheinend widersinnigen Satz mit komischer Kraftanstrengung im Tempel der Weisheit aufzuhängen. Es wäre sehr ungerecht, aus diesen allerdings zahlreichen in Neuburg geschriebenen Satiren mit Knapp. auf eine verbitterte, des inneren Friedens ermangelnde Weltanschauung des Dichters zu schließen. Hiegegen spräche doch alles, was wir bisher berichtet haben.

Diese Satiren waren so wenig die Hauptarbeit seiner letztern Jahre, daß sie vielmehr seine Erholung bildeten, ungefähr so, wie Murillo seine berühmten Bettelbuben als Intermezzo gemalt haben soll, wenn er eine seiner hehren

Madonnen vollendet hatte. Beginnt doch eine Satire mit den gewiß bezeichnenden Versen:[1]

> Soll ich stets, wie vereidet, Urania's Winken gehorchen,
> Soll ich den Wünschen zulieb des erbarmungswürdigen Mädchens
> Immer nur Distichen bau'n, da mir auch der heroische Vers klingt?

Einem Dichter, der ein lyrisches Drama von ziemlichem Umfange, wie „Arion auf der Schelde“ war, in wenigen Tagen zu Stande gebracht, wird wohl auch eine Satire, wenn es darauf ankam, nicht viel mehr Zeit und Mühe gekostet haben. Im Ganzen schrieb er zu Neuburg deren acht, von denen er nur fünf selbst veröffentlichte. Dieselben sind von sehr ungleichem Werthe. Die erste der Zeit der Entstehung nach ist die Satire gegen den Mißbrauch des Tabaks.[2] Balde selbst war ein großer Freund dieses ausländischen Krautes, da es ihm in manchen krankhaften Zuständen gute Dienste gethan und nicht selten sogar zu poetischem Schaffen ihn angeregt hatte. Saft, Feuer und Geist schlürft nach ihm daraus der Dichter. Sinnig und anschaulich schildert er den beginnenden Gebrauch der Tabakspflanze.[3] Merkur wurde einst in Diana's Begleitung eiligst an Mars geschickt, um ihn zum Kampfe gegen die Giganten aufzurufen. Auf seiner Luftreise mußte er durch Scythien, wo dichte Nebel und Schneestürme hausten, und sofort befiel ihn arger Katarrh mit gründlicher Heiserkeit. In dieser Noth wußte Latonia Hülfe. Sie gab ihm ein Kraut zu kauen, dessen aufsteigender Duft ihm den Kopf erleichterte und auch den Klang der Stimme ihm wieder verschaffte. Um das köstliche Kraut vor Bacchus zu verbergen, übergab es Merkur unbekannten

[1] Opp. oo. Tom. IV. pag. 469.
[2] Opp. oo. Tom IV. pag. 438.
[3] Silv. VIII. 6.

Landleuten auf einer Insel jenseits des Oceans und nannte die Insel zum Dank gegen die jungfräuliche Diana — Virginien.

So sehr nun Balde dem vernünftigen Gebrauche des Tabaks das Wort redete, ebenso sehr war er gegen den unmäßigen und unterschiedslosen Genuß eingenommen und glaubte darum zeigen zu müssen, wie sehr dieser Mißbrauch dem natürlichen Gefühle, wie dem körperlichen und geistigen Wohle der Menschheit entgegen sei. Die Satire zeichnet sich durch die packende Lebendigkeit und Plastik ihrer meist dem niederen Volksleben entnommenen Bilder aus, verstößt aber hie und da nach unsern heutigen Begriffen gegen die Regeln der Aesthetik. Sigmund von Birken, der Pegnitzschäfer, der sie frei übersetzt hat, spricht sich folgendermaßen über sie aus:[1] „Gegenwärtige Satyra oder Straff-Rede ist von dem Weltberühmten Teutschen Horatio H. P. Balde in Lateinischer gebundener Red-art geschrieben worden. Ein Edles Gedichte, und von dem grossen Geist seines Urhebers flammend, voll herrlicher Red-künste und Wolredenheits-blumen. Seine Feder vergleicht sich hirinnen einem trefflichen Mahler-Pinsel, dessen Kunst daraus erhellet, wenn er das Bildniß eines ungestalten Thersites, eines plumpen Coridons, oder sonst eines liederlichen Ulenspiegels, mit dem Liecht und Schatten seiner Farben gleichsam lebendig machen kan. Es ist, aus Begierde einiger Verstand-übung und Feder-probe in diese ungebundene Teutsche Rede, und zwar etwas frey, übersetzt, und mit allerhand Gedanken, so unter dem Uebersetzen beygefallen, um die Hälffte (wie aus der Gegenhaltung abzumerken) vermehrt worden“. . . .

Eine andere Satire, etwas später erschienen, betitelt sich: „Antagathyrsus, eine Apologie der Fetten.“[2] Die nächste Ver-

---

[1] „Die truckene Trunkenheit.“ Nürnberg 1657. Vorrede. Nürnberger Stadtbibliothek Nr. 252.

[2] Opp. oo. Tom. IV. pag. 299.

anlassung zu dieser Schrift haben wir bereits erwähnt. Schon in der Vorrede zum Agathyrsus hatte sich der Dichter erboten, die Ehrenrettung der ganz untröstlichen, moralisch vernichteten Dicken zu übernehmen und somit sich selbst den Krieg anzukünden, wobei ihm aber zur rechten Zeit noch beifiel, wie es „in Kayserlichen Rechten bei höchster straff und ungnad verbotten, zweyen Partheyen auffeinmal zu dienen."[1] Zuletzt konnte er den immer stürmischeren Bitten seiner unbehülflichen Gegner, die noch durch das Fürwort des edlen Freiherrn von Fürstenberg Nachdruck gewannen, nicht mehr widerstehen und so erschien endlich die große, mit einem förmlichen Lanzenwald spitzfindiger Gedanken ausrückende Satire Antagathyrsus.

Derlei dialectische Spiegelfechtereien werden heutzutage nicht mehr viele Liebhaber gewinnen können; doch bleibt das Gedicht durch seine Schlaglichter auf berühmte Persönlichkeiten, wie z. B. auf Dichter, Feldherrn, Päpste, Kirchenlehrer, Reformatoren, sowie durch drastische Schilderungen aus dem Alltagsleben, wie jene des Reisenden Hassus[2] für den Literaturfreund immerhin merkwürdig.

Nicht viel allgemeineres Interesse bietet eine andere satirische Dichtung dieser Jahre „das Lob des finstern Wesens" (encomium torvitatis).[3] Eine Mahnung, daß Philosophen und Dichter auf die Pflege und Zier ihrer Gestalt, ihrer Kleider und Haarlocken und andere Leibesbequemlichkeit nicht sonderlich Acht haben sollen. Um diesen Rath gehörig zu begründen, werden die großen Dichter und Denker des Alterthums vorgeführt, die bekanntlich der Mehrzahl nach eher zu wenig als zu viel auf's Aeußere verwendeten und, wie ihre Büsten es noch bezeugen, mit düsterem Antlitz einhergingen.

---

[1] Agathyrsus Teutsch, Vorred deß Auctors.
[2] Opp. oo. Tom. IV. pag. 332.
[3] Opp. oo. Tom. III. pag. 318.

Von den Mathematikern wird geradezu behauptet, daß ein schönes Gesicht unter ihnen ein seltenes Naturwunder sei — Polchra Mathematici facies est nobile monstrum. Der ganzen Tendenz nach ist diese Dichtung mit dem Agathyrsus nahe verwandt und wie dieser eine starke Rede pro domo, da die ganze Erscheinung unseres Dichters nur Ernst und Strenge zur Schau trug und wohl Niemanden den hochpoetischen Geist ahnen ließ, den diese rauhe Hülle beherbergte. Der große Beifall, mit dem das encomium torvitatis trotz seines herben Inhaltes aufgenommen wurde, galt weniger ihm selbst, als vielmehr der gediegenen Abhandlung über das Studium der Dichtkunst (dissertatio de studio poetico), die ihm als Einleitung vorausgeschickt ist. Ihre Hauptgedanken sind dem jugendlichen Dichter Marcona gegenüber mit außerordentlicher Klarheit, Lebendigkeit und Vielseitigkeit ausgeführt. Wir werden sie später noch in gedrängter Uebersicht darlegen.[1]

Den meisten Ruhm unter den späteren Satiren Balde's erlangte „der Trost der Podagraisten" solatium podagricorum, erschienen 1661.[2] Den nächsten Anlaß zu dieser Schrift bot ihm ein Besuch in Augsburg i. J. 1659, wo er auf die Frage, was ihm in der Stadt besonders aufgefallen, erwiderte, einmal, daß er, wo er ging und stand, den Duft der Parität athmete, sodann, daß er kaum irgendwo auf so viele Podagraisten gestoßen sei.[3] Auf einige weitere scherzhafte Bemerkungen Balde's über diese Gattung Kranker bemerkte ihm Jemand: Wohlan denn, deine Feder hat noch Spitze und Fluß, warum spottest du der Armen? Schaff' ihnen vielmehr Trost! — Aus einem herbeigebrachten Exemplar seiner Oden wies man ihm sofort nach, wie viele Unglückliche er

---

[1] Siehe Beilage VII.
[2] Opp. oo. Tom. IV pag. 1 squ.
[3] Ibidem pag. 6.

schon durch poetischen Zuspruch aufgerichtet — worunter manche es weit weniger verdient hätten, als die wirklich hilflosen Podagraisten.

Der Dichter sagte halb und halb zu, vergaß aber, nach Neuburg zurückgekehrt, bald wieder auf sein Versprechen, bis ihn Wilhelm Petmesius (Gumppenberg), auf der Durchreise von Augsburg nach Ingolstadt begriffen, mit sanfter Gewalt daran erinnerte. „Ihr bringt mich noch um durch eure Paradoxa" bemerkte endlich seufzend Balde und ergab sich nach einigen Einwendungen, die ihm Petmesius siegreich widerlegte; in sein unvermeidliches Schicksal.

Obgleich das vorliegende Thema keineswegs neu, sondern bereits von mehreren Autoren behandelt war, so gewann doch die ungewöhnliche, geistvolle Auffassung und Durchführung des Gegenstandes dem Büchlein einen ansehnlichen Leserkreis. Die Personification des Podagra's als zärtlich liebende Gattin, die ihren einmal erwählten Gemahl um keinen Preis mehr verlassen will, sondern je mehr jener zürnt, desto inniger seine Füsse umklammert, ist von einer Wirkung, daß sich wohl kein Behafteter mitten in seinen Schmerzen derselben entziehen kann. Eines von Herder's Räthseln scheint einer Stelle unseres Gedichtes nachgebildet:

Wer ist die Göttin, die den Armen haßt,
Und lieber bei den Reichen wohnet? Denn
Sie weiß zu leben, sitzet gerne weich,
Geht sonderlich auf fremden Füssen gern.
Und liebet Salben, Kränze, süßen Wein,
Was alles ihr kein Armer reichen kann.
Drum flieht sie auch des Armen harten Tritt,
Und liegt dem Reichen nur so gern zu Fuß.[1]

Morbus hic induitur gemmis et torquibus aureis,
Armillasque gerit manibus, colloque smaragdos.

---

[1] Citirt in Gotthold's Verskunst, Königsberg, 1808, S. 136.

Non est communis lixis vulgoque frequenti;
Cerdones refugit, nec de lodice paratur.
Maecenas, te laute petens multumque supine . . .
Pensilibus vehitur (tu Gintrio ringere) rhedis.
Fulcitur plumis, et pulvinaribus albis.[1]

Das Gedicht entbehrt übrigens, wie die meisten Satiren Balde's, einer strengen künstlerischen Einheit, wogegen es mit artigen Geschichtchen und sinnvollen, aus aller Welt zusammengetragenen Grabschriften auf Podagraisten überreich ausgestattet ist. Es wurde mehrmals in's Deutsche übersetzt, so auch von dem Pegnitzschäfer Johann Ludwig (nicht Samuel) Faber, mit seinem Ordensnamen Ferrando, der zu seiner Uebersetzung vom Dichter selbst mit manchen practischen Winken aufgemuntert wurde. Hören wir, was Faber in der Vorrede zu besagtem Werklein v. J. 1677 hierüber mittheilt:

„Es streichet allbereit auf das zwanzigste Jahr, seit ich, bei verwaltem Schul Rectorat zu Oettingen im Rieß am ersten die Feder zur Uebersetzung gegenwärtigen Werkleins angesetzet. Der Anfang geschah damahls als zur Prob von dem jenigen Scherz, welcher zwischen einem Podagrischen, und einer zum Hals-Gericht auf gesunden Füssen forttrabenden Person fürgeloffen, und am 37. Blat dieses Büchleins angeführt worden. Durch Vorschub eines meiner Wohlgönner, damahls Hochfürstl. Neuburg. Secretarii, kam solcher erster Auffsatz in die Hände des Urschreibers von diesem Kranken-Trost, des Fürtrefflichsten Herrn Jacob Balde, welcher ihm nicht allein mein Beginnen wohlgefallen, sondern mich noch schriftlich mit Uebersendung seines damahls auf die Schaubühne gestellten Jephte, zum ersten Freundschaft-Gruß, das angefangene zuvollziehen, anspornen ließ, neben Erinnerung, daß es mehr Liebhaber gewinnen dörfte, wann ich diese Satyrische

---

[1] Opp. oo. Tom. IV. pag. 63.

Dollmetschung, nicht, nach seinem Grundriß, in gebundener Rede, sondern auf die belobte Weise, welche der hochberühmte Herr von Birken in Uebersetzung seiner Satyr vom Taback, der so benamten Trucknen Trunkenheit zugebrauchen ihm gefallen lassen, ungebunden und mit überlassener Freyheit, bißweilen von meinem etwas beizuthun, auch, nach Gefallen, je zu Zeiten Scherz-Reimen unterzumengen, einrichtete."

Wir können nicht umhin, die interessanten gemüthlichen Verse hieher zu setzen, mit denen Sigmund von Birken die Arbeit seines Freundes und Genossen in's Publicum einführte:

Schertz-Zuruff.

So thun wir noch nach seinem Tod,
was lebend er von uns verlanget.
Auch schämt sich unser Teutsch nit roht,
wann es mit Balden's Fünden pranget.
Was ich mit seiner Satyr thät,
die auf die Truckne Trunknen knastert,
jetzt mit dem Ziprian fortgeht,
der die Fuß-Kranken Trost-bepflastert.
Sag, Pegasus, du Brunnquell Fuß!
Ich main', es schmecke Dir wie Haber,
wann Du hörst hier am Pegnitz Fluß
aus Balde reden Deinen Faber.
Wie kommt es aber doch, daß sie
hat ihre Füsse[1] hier verlohren,
die Baldisch Edle Poesy,
zur ungebundnen Red' erkohren?
Teutschinne forchte sich, sie müchte
hierbei das Podagra bekommen:
Darum hat sie aus dem Gedicht
Die Vers und Füsse weggenommen.
Du aber mit gesundem Fus
lauf zu den Kranken auf die Messe,
Lauf, Büchlein! wer dich ohn Verdruß
wird lesen, aller Angst vergesse. S. v. B.

[1] pedes versuum.

Noch blieben uns drei Erzeugnisse der scherzhaften Muse Balde's aus derselben Periode zu besprechen, die aber nur von untergeordneter Bedeutung sind und von ihm selbst nicht veröffentlicht wurden: die Satire „Crisis", eine heitere Selbstvertheidigung des Sängers, die er gewissen Splitterrichtern seiner Persönlichkeit aus dem Neuburger Collegium entgegensetzt, und die zwei engverwandten satirischen Dichtungen: „Nichts umsonst" und „von verschiedenen Arten zu betteln" beide witz- und gedankenreich, dabei, manchen andern gegenüber, in einem sehr gelassenen, urbanen Tone geschrieben.

Urania, die Siegerin.

Es war vielleicht mehr ein sprunghafter kühner Versuch, als das nothwendige Ergebniß der innern poetischen Entwicklung, wenn Balde nach so vielen und verschiedenartigen Dichtungen auch noch das Feld der Elegie zu bebauen gedachte. Obwohl ihm in seinen lyrischen Gedichten die Laute der Liebe und Sehnsucht, wo erfordert war, gar wohl zu Gebote standen, so war ihm doch nicht jenes nachhaltige Gefühl sanfter Schwermuth gegeben, welches die durchsichtige Folie der elegischen Dichtung bilden soll. Sein lebhafter Geist behält über allen Wogen der Empfindung das Steuer so fest in der Hand, daß er sich auch von den weichsten Rhythmen nicht in Schlummer schaukeln läßt. Schon aus der Wahl seines Stoffes fühlt man es heraus, daß mehr der Verstand als das Gemüth daran betheiligt ist. Lange hatte er geschwankt, für welches Thema er sich entscheiden solle, da die lateinischen Dichter des XVII. Jahrhunderts schon alles Mögliche und Unmögliche in Elegien und Heroiden besungen hatten; endlich führte ihn eine Parabel des Franziskanerbruders Jacopone auf den erwünschten Vorwurf.[1]

[1] Opp. oo. Tom. V. pag. 11.

Es war einst eine Jungfrau, erzählt dieser, die hatte fünf Brüder. Der eine war ein Maler, der andere ein Musiker, der dritte ein Apotheker, der vierte ein Koch, der letzte ein Gastwirth, sämmtlich Leute von geringem Vermögen. Ihre Schwester aber war reich durch eine kostbare Perle. Diese herauszubekommen mühten sich die armen Brüder um die Wette. Jeder versprach das beste Erzeugniß seiner Kunst oder seines Gewerbes zu geben, wenn ihm das Kleinod zu Theil würde. Sie alle wies die Jungfrau mit Entschiedenheit ab. Ihre Perle gewann nur der eine Erlesene, dem sie sich längst verlobt hatte.

Dies erklärt Jacopone so: Die Jungfrau ist die Seele und ihre Perle der Wille. Die Brüder sind die äußern Sinne — Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack, Gefühl. Diese wollen ihren Willen durch alle erdenklichen Reize zu sich herniederziehen; sie aber bewahrt ihn und muß ihn bewahren Christo dem Herrn, ihrem ewigen Geliebten.

Vorliegende Parabel nun bildet mit einigen Abänderungen den Grundgedanken der Urania victrix. Abgegangen ist der Dichter von seinem Vorbilde in sofern, als er die Vertreter der fünf Sinne nicht zu Brüdern, sondern zu Freiern Urania's, der christlichen Seele macht, und also nicht eines ihrer Güter, sondern sie selbst als das Ziel ihres Begehrens hinstellt. Man sieht leicht ein, wie sehr durch diese wenigen corrigirenden Pinselstriche das große allegorische Bild an Leben und Interesse gewinnt. Die Freier bieten nun in vollendeten Briefen der Erkorenen ihre Hand an und legen ihr all' ihre Künste als Brautgeschenk zu Füßen; doch Urania schlägt in ihren Antwortschreiben die lockenden Anträge standhaft aus, legt alle Ueberredungsgründe in ihrer Richtigkeit dar und betheuert ihre Treue gegen ihren ewigen Bräutigam. Balde hat in diesen Briefen den ganzen Gewinn seines Bildungsganges, das gesammte Wissen und Können seines Jahrhunderts unter der leichten Hülle der Poesie niedergelegt und zugleich in der

Gegenüberstellung von Antrag und Abwehr den steten Kampf zwischen wahrer und falscher Wissenschaft, zwischen materiellem und christlich verklärtem Streben zu großartigem Ausdruck gebracht.

Albert Knapp äußert sich über diese Dichtung:[1] „Alle Freuden der Sinne, alle Künste, Wissenschaften und Geschäfte der weiten Welt werden darin, jegliches nach seinem Wesen und seinem Range beleuchtet und gepriesen: Dichtkunst, Malerei, Musik, Tanzkunst, Rhetorik, Philosophie, Mathematik, Astronomie, Astrologie, Geometrie, Geographie, Physik, Chemie, Botanik, Pharmaceutik, Medicin, Jägerei u. s. w. kurz alle und jede Fächer, die irgendwie für einen der fünf leiblichen Sinne arbeiten und dadurch auf die Selbstsucht des menschlichen Herzens einwirken, also sich zu Vehikeln der Sündenlust mißbrauchen lassen und den zum Himmel berufenen Geist entadeln und herabwürdigen. Allen diesen, ob auch noch so berühmten und glänzenden Dienerinnen der fünf Sinne schlägt Urania, die Siegerin, die himmlische Liebe, wenn sie als Brautwerberinnen ihr nahen, ihre Hand ab und fordert absolute Aufopferung jedes eigenen Ruhmes . . . damit sich die Seele, von allem Wahne geläutert, rein gen Himmel erhebe und so endlich die ewige Siegeskrone erlange." Schließlich bemerkt unser Gewährsmann von diesem Werke Balde's: „Jedenfalls ein rührendes Denkmal, nicht nur seines tiefsinnigen Geistes, sondern auch seines Durstes nach unsterblicher Wahrheit und Reinigkeit, und jenes Strebens, das alle menschliche Kraftentfaltung nur dem Dienste des Ewigen geheiliget wissen will."

Urania, die Siegerin, erschien erst 1663, obwohl der Autor bereits sieben Jahre vorher ihre ersten Umrisse entworfen hatte. Sie wurde mit solcher Begier erwartet, daß

---

[1] Christoterpe, Jahrg. 1848. S. 336 u. 337.

ein Frankfurter Catalog schon im Jahre 1661 das Werk als erschienen aufführte. Dasselbe erregte in der ganzen gelehrten Welt außerordentliches Aufsehen. Schon die Ordenscensoren sprachen sich mit wahrer Begeisterung darüber aus. Einer derselben bemerkt:[1] „Hätte der Dichter auch sonst nichts geschrieben, so konnte er gewiß durch dieses Werk den Ruhm des größten, eines ganz göttlichen Dichters verdienen und hat ihn in der That verdient; Urania überweist ihn mit dem geweihten Titel der Unsterblichkeit dem Himmel." Tadelnd wird dagegen hervorgehoben, was später auch Morhof aussetzte, daß hie und da unzeitige witzige Anspielungen die elegische Stimmung und die Hoheit des Gegenstandes beeinträchtigen. Von einzelnen Schönheiten zu reden, war es besonders der Brief des Kriegsmannes Venantius Afer (des schwarzen Jägers) an Urania der die Kritiker zur Bewunderung hinriß. „Diese Elegie," sagt eine Stimme,[2] „hat in all' diesen Büchern nicht ihres Gleichen und macht den alten sämmtlich den Rang streitig. Die Diction ist erhaben, nervig, voll Lebenssaft und ächter Empfindung, beherzt und wahrhaft kriegerisch, nur nicht so ganz behutsam, als es sich für einen Dichter aus dem Ordensstande geziemte." Balde hatte vorausgesehen, daß letzterer Vorwurf ihm gemacht werden würde, darum bemerkt er am Eingange genannter Epistel: „Wir hätten nicht gewagt, die tückischen Anreizungen des Dämons in dieser offenen Weise darzulegen, wenn nicht der hl. Bernhard selbst erinnerte, es sei keineswegs ersprießlich, derlei Dinge nicht zu kennen. Darum haben wir auch den erwidernden Brief der Urania mit den gehörigen wirksamen Heilmitteln gegen das Gift ausgestattet, auf daß die christliche Seele erkenne, mit welchen Waffen sie angegriffen werde und mit

---

[1] Bayerisches Reichsarchiv. Jes. a. a. O.

[2] Ibidem.

welchem Schilde diese abzuwehren seien, damit sie nicht unversehens erliege."[1]

Wie zu seinen lyrischen Wäldern hatte Balde auch zur Urania einen durchgehenden Commentar geschrieben, der seinen Zeitgenossen vielleicht, wie die Ordenscensur dafür hielt, entbehrlich war, desto nothwendiger aber uns Späteren wäre, denen der Schlüssel zu hundert dunklen Anspielungen mit der Zeit ihres Entstehens zu Verlust ging.

[1] Opp. oo. Tom. V. pag. 215

XVI. Balde's letzte Lebensjahre.

Mit der Vollendung der Urania oder vielmehr ihres ersten Theiles neigte sich die Lebenssonnne des Dichters in majestätischer Verklärung zum Untergange. Zwar beschäftigte er sich noch einige Jahre mit dichterischen Arbeiten, entwarf namentlich einen zweiten und dritten Theil der Urania mystischen Inhaltes, indessen hatte er nicht mehr die Kraft, jene Elegien, welche die Fortsetzung und den Abschluß dieser Dichtung bilden sollten, seinem ursprünglichen Plane gemäß zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden, sondern mußte sie als zerstreute Bruchstücke, als flüchtig behauene Kapitäler und Architrave am Fuße eines unausgebauten Tempels zurücklassen. Aber auch so nehmen diese poetischen Ruinen, die das Abendroth eines reichen Lebens überhaucht, unsere innige Theilnahme und Verehrung in Anspruch. Der Grundton, der sie durchzieht, ist des Sängers stets mächtiger hervortretendes Heimweh nach dem ewigen Vaterhause. Urania schreibt an ihren Geliebten Briefe der flammendsten Sehnsucht voll, indem sie bald an die Verheißungen des Erlösers,[1] bald an die Seufzer der Auserwählten Gottes, einer hl. Theresia,[2] oder eines hl. Augustinus,[3] ihre geflügelten Bitten anknüpft und Christus erwidert ihr dann mit Worten des Trostes und der Ermuthigung.[4] Um diesen mystischen Briefwechsel gruppiren sich eine Fülle poetischer Betrachtungen ohne erkennbaren inneren Zusammen-

[1] Opp. oo. Tom. V. p. 243. [2] ibidem p. 289. [3] ib. p. 294. [4] ib. p. 247 et 252.

hang; ein Gespräch der Seele mit ihrem vom Grabe erstehenden Leibe, der Garten Gethsemani und seine Blumen, auf die Leidenswerkzeuge des Herrn gedeutet, der Werth der bußfertigen Thränen, gezeigt an Petrus und Magdalena, die Klage der fünf thörichten Jungfrauen u. s. f. Mit diesen spätesten Erzeugnissen des Dichters sind durch das unkritische Verfahren der Herausgeber andere Elegieen profanen Inhalts zusammengedruckt, die zum Theil schon seiner frühesten Periode angehören.

Am 5. November 1664 reiste der Herzog und seine Gemahlin, nachdem sie zuvor noch an Balde's Lieblingsaltare vor dem Gnadenbilde der Gottesmutter die hl. Messe gehört hatten, nach den Niederlanden ab.[1] Die Kinder waren schon zwei Monate früher dahin vorausgegangen. Der greise Sänger sollte seinen fürstlichen Gönner und seine kleinen Freunde nicht wieder sehen, und sein prophetischer Blick mag sich wohl mit ernsten Ahnungen umflort haben, als es zum letzten Scheidegruße kam. Von jetzt an wurde es still auf dem Schloßplatze Neuburg's, in den Räumen der Residenz und des Collegiums, aber auch in der Seele des Dichters. Bereits im Frühjahre 1664 hatte er seine letzten Productionen veröffentlicht — einen Hymnus auf die heilige Jungfrau und Martyrin Ursula im trochäischen Tetrameter,[2] und eine allegorische Darstellung des Wiederauflebens der klassischen Wissenschaften unter dem Bilde eines Feldzugs der alten Dichter gegen die Burg der Unwissenheit.[3] Letzteres Werklein, reich an feinen Characterköpfen, ist in Prosa geschrieben. Allmählig zog er sich von den ihm obliegenden Aemtern, von seinen wissenschaftlichen Studien und Correspondenzen zurück, um

---

[1] Collectaneenblatt 1852. S. 26.

[2] Opp. oo. Tom. VII. pag. 394.

[3] Opp. oo. Tom VI. pag. 344. Balde's Abschied von den Klassikern.

einzig der Sorge für sein ewiges Heil zu leben. Der kostbare Ehrenpreis, den ihm Papst Alexander VII. für die Widmung der Urania zusandte, war die letzte der Erdenfreuden, die er mit ganzem innigen Antheil genoß. Derselbe bestand in einer goldenen Medaille mit des Papstes Brustbild im Gewichte von zwölf Ducaten, fand aber alsbald eine Verwendung, die der heilig-ernsten Stimmung des Dichters entsprechend war. Am 24. September 1655 hing er dieses Kleinod, während er Messe las, an dem oben erwähnten Altare, dem ersten Seitenaltare rechter Hand, den eine niedliche aus Eichenholz geschnitzte Statue der heiligen Jungfrau von Foya (bei Dinant in Belgien) ziert, als Weihgeschenk auf,[1] zum rührenden Sinnbild, welcher der Himmlischen er die herrliche Gabe seiner Kunst verdanken, welcher er den so reich ersungenen Ruhm zu Füßen legen wollte. Der Neuburger Rathsherr Graßegger sah sie noch zu Anfang dieses Jahrhunderts; bald darauf nahm sie der Sturm der Säcularisation hinweg, ohne daß sie bisher wieder aufgetaucht wäre.

Die letzten zwei Jahre vor seinem Tode führte Balde das Leben eines Heiligen. Seit frühen Tagen zur Hektik geneigt, deren Fortschritten er nur durch die strengste Diät einen Damm setzte und durch rastlose Meditation und Arbeit erschöpft, sah er sein Ende mit zwar sachten aber unaufhaltsamen Schritten herannahen. Im Hinblick auf diesen großen Entscheidungspunkt oblag er nun unausgesetzt dem Gebete und der Betrachtung, darin sein weltentfremdeter Geist dermaßen versank, daß er sich von allem näheren Verkehr mit Menschen zurückzog. Die einsamen Unterredungen, die er auf seinem Zimmer mit seinem Gott und Herrn pflog, wurden manchmal so laut, daß man sie deutlich auf den

---

[1] Collectaneenblatt 1852. S. 27.

Gängen des Hauses vernehmen konnte.[1] Das Opfer des neuen Bundes war sein Eins und Alles. Um Messe lesen zu können, raffte er all seine Kräfte zusammen, und setzte diese priesterliche Function so lange fort, als ihn nur seine Füße trugen. Vierzehn Tage vor seinem Hingange mußte er zu seinem Schmerze auch diesem Labsal entsagen, ließ sich aber gleichwohl nicht abhalten, wenigstens an das Speisegitter zu wanken und daselbst zur Erbauung des Volkes knieend die hl. Messe zu hören. Während derselben empfing er die hl. Communion, blieb dann zur Danksagung bei einem zweiten Meßopfer anwesend, und ließ sich nach dessen Vollendung durch die Sacristei wieder in sein Gemach zurückführen.[2]

Wie schön war jetzt, wenn der Sänger betend vor seinem Marienbilde weilte, sein Gelöbniß in Erfüllung gegangen:

Doch ich will knieend harren und sinke selbst,
Die Todtenbinde faltig um's Haupt gelegt,
Vom Lorbeerkranz die Stirn' umflochten,
Sterbend vor Deinem Altar als Opfer.[3]

Der Anblick des ehrwürdigen Greises erweckte bei vielen Zeugen das Andenken an seine geistvollen Predigten, die sie einst in eben dieser Kirche von ihm gehört, und es verging kein Tag, an dem nicht seinem Schicksale Thränen flossen.[4]

Die letzten drei Tage seines Lebens konnte er Zimmer und Bett nicht mehr verlassen. Er redete mit Niemanden mehr etwas anders, als was auf die jenseitigen Dinge Bezug hatte. Noch auf dem Sterbebette wollte er manches schreiben, da er eine Abhandlung über die Ewigkeit begonnen hatte, aber seine Hand, diese kunstgeübte Trägerin eines hochragenden Geistes, versagte ihm jeden Dienst, außer dem letzten und

[1] Graßegger's Manuscript: Jacob Balde.
[2] Neuburger Wochenblatt 1819. S. 175.
[3] Lyr. IV. 49.
[4] Neub. Wochenblatt, a. a. O.

edelsten, mit der linken sich im Gebete zu seinem Gott und Erlöser zu falten. So entschlief er, vom Zehrfieber aufgerieben, am 9. August 1668.[1] Sein Hinscheiden war ungemein erbaulich — sancta morte praeoccupatus sagen seine Biographen von ihm.

Am Abend des nämlichen Tages kamen die herzoglichen Kinder, die wohl auf die Kunde von der Krankheit ihres Freundes die Reise beschleunigt hatten, nach vierjähriger Abwesenheit wieder in Neuburg an[2] und hatten wenigstens noch den Trost, die Leiche des geliebten Pater Balde schauen zu dürfen. Derselbe wurde, nach dem einfachen Brauche der Jesuiten, in der Gruft der Hofkirche bestattet, konnte aber in neuerer Zeit trotz wiederholter Bemühungen von Seite der Neuburger Professoren unter dem wirren Haufen von Gebeinen, auf den man stieß, nicht herausgefunden werden.

[1] Neubig, Bavaria's Musen. I. S. XXXIII.
Vgl. Cleska, Balde's Leben und Schriften. 1842. S. 8 und 9.
[2] Collectaneenblatt 1852. S. 30.

XVII. Zur Characteristik Balde's.

Was von einem der gefeiertsten Autoren der Neuzeit gesagt wurde: „man konnte ihn auch in der Nähe ansehen und er blieb ein großer Mann", das findet gewiß mit vollstem Rechte auch auf Balde seine Anwendung. Ja, wir möchten behaupten, unser Dichter sei jedem, der ihn vorerst nur aus seinen Werken kennen und bewundern gelernt, ungleich größer erschienen, wenn er mit ihm in persönlichen Verkehr trat. Der berühmteste Dichter seiner Zeit,[1] war er gleichwohl, von ächt priesterlicher Denkungsart getragen, im Umgange bescheiden und anspruchslos wie kaum ein zweiter. Als Balde's Characteristik schrieb man im siebzehnten Jahrhundert nach Rom:[2] „Mitten unter den öffentlichen Lobsprüchen, die ihm nicht unbekannt blieben, schätzte er allein sich gering, umfaßte alle mit liebenswürdiger Herzlichkeit und ertrug seine Kritiker mit ruhigstem Gleichmuth." Ueber seine Mitmenschen zu richten, widerstrebte seinem edlen Gemüthe ganz und gar. War von anderer Fehlern die Rede, so leitete er, wie die Chronik erzählt,[3] mit attischem Scherze die Rede schnell auf andere Dinge. Somit konnte Mengein, ein berufener Kenner,

---

[1] Die gleichzeitigen Sterne erster Größe am poetischen Himmel: Corneille, Milton und Calderon erfreuten sich jedenfalls keines so ausgebreiteten Rufes wie Balde.

[2] Sotwell, Bibliotheca Scriptorum S. J. Romae 1676. Art. sub. v. Jac. Balde.

[3] Mengein, a. a. O. S. 3.

in seiner mehrerwähnten Festrede mit vollem Rechte aussprechen: „Wenn ich sage, er war die lautere Liebe, bieder und offen, ohne alles Falsch, mild und sanft, zart und feinfühlend .... und Feind aller Eitelkeit, so sage ich nicht zuviel, denn ich kann es aus seinen Schriften beweisen."

In der That, welch treuherziges, kindlich frohes Wesen spricht nur aus der Ode, die er auf seinen Zeisig verfaßte, als er von diesem in der Arbeit des Dichtens gestört wurde! [1] Mag der „Sperling" des Catull an hellenischer Grazie vielleicht nicht erreicht sein — im reinen Ausdruck unschuldigen Scherzes ist er gewiß hier übertroffen!

Und handelt es sich um die Theilnahme an dem Geschicke der Mitmenschen, wer hätte diese edler, wärmer und umfassender an den Tag gelegt als unser Sänger? Sind doch die Mehrzahl seiner Oden entweder poetische Trostschreiben an Unglückliche aller Art, oder wohlmeinende Lebensregeln für junge Männer der verschiedensten Berufskreise.

Bescheidenen, strebsamen Jünglingen, die eines Rathes oder einer Unterweisung bedurften, dem Edelknaben, der zum erstenmal über die Schwelle des Hofes tritt, dem Rechtskundigen, der in den geheimen Rath seines Fürsten berufen wird, dem jungen Gelehrten, der als Professor an die Hochschule abgeht, [2] stand sein Museum jederzeit offen, und allen wußte er ein liebreiches Wort der Mahnung zu sagen. Gebildete Offiziere, die nicht selten auf schmuckem Rosse mit wallendem Federhut am Jesuiten-Collegium in München ansprengten, um ein humanes Freundeswort mit auf ihren blutigen Weg zu nehmen, entließ er niemals, ohne ihnen etliche sinnige Verse, oder wenn es anging, auch ein größeres Gedicht als Andenken mitzugeben.

So entstanden die herrlichen Oden „die Gnade" (unter

---

[1] Lyr. III. 43.

[2] Lyr. II. 6. IV. 16. Epod. 11.

dem Bilde eines Rosses), „die Kriegszucht,“ eine Hinweisung auf Tilly, „die Türken und der deutsche Krieg.“ [1]

Daß aber Balde nicht blos seinen Freunden zu nützen, sondern auch seinen Feinden, d. h. seinen Gegnern auf literarischem Gebiete, denn andere hatte er nicht, zu verzeihen wußte, zeigt uns hinreichend die zweite Epode, in der einem bissigen Rezensenten alles nur erdenkliche Gute gewünscht wird.

Solche Sanftmuth und Herzensgüte unter allen Umständen zu bewahren, war für ihn nicht ein so müheloses Verdienst, wie für manchen andern, dem diese Tugenden schon als natürliches Erbtheil zugefallen; wir wissen, daß seine ursprüngliche Anlage gerade zum Gegentheil hinneigte und werden denjenigen, der einen so vollständigen Sieg über sich selbst errang, nur um so höher schätzen müssen. Seine Standhaftigkeit wurde übrigens nicht selten auf schwere Proben gestellt. Gerade die Bescheidenheit, in die sich die Größe des Mannes unscheinbar einhüllte, gab so manchem Schwachkopfe den Muth, an ihm und seinen Schriften vorlaute Kritik zu üben, oder in allzugroßer Vertraulichkeit über sein Aeußeres zu witzeln. Kein Wunder, wenn Balde einmal in halbem Scherze die Drohung ausspricht, er werde dereinst noch wie Samson aufstehen und über diese spöttischen Philister mit wuchtigen Armen die Säulen einstürzen machen.[2]

Wenn hingegen der Dichter sich hie und da eine harmlose Anspielung erlaubte (und seinem sprudelnden Humor war es keine geringe Buße, deren nicht mehr und nicht stärkere zu machen), so war man, wie Westenrieder sagt,[3] nicht selten unverständig, man dürfte hinzusetzen, unedel genug, dieselben mit Unmuth aufzunehmen und ganz unzeitige Empfindlichkeit zu äußern.

---

[1] Lyr. IV. 24. 11. 44.

[2] Lyr. III. 32.

[3] Sämmtliche Werke. Kempten 1833. Bd. 16. S. 387.

Schlüpft etwann mir ein leichter Scherz
Unter Worten, die süß triefen von Honigseim,
Oder würziger Witz heraus —
Ha, wie zeigst Du Dich stülpnasig als Bock sogleich,
Trabst Du mürrisch im Kreis umher![1]

Balde's milde, versöhnliche Gemüthsart verläugnete sich auch nicht ganz in seinem Benehmen gegen Andersgläubige, wobei man natürlich in Anschlag bringen muß, wie wenig die damals herrschende Strömung duldsame Ansichten begünstigte. Was die Juden betrifft, so theilte er allerdings hinsichtlich ihrer das Vorurtheil seiner Zeit, hielt sie für ein durchaus christenfeindliches, gemeinschädliches Volk und verlangte mehr als einmal, es solle für die ihnen zur Last gelegten Verbrechen, z. B. für den Mord des kleinen Anderl von Rinn in Tirol, strenge Wiedervergeltung geübt werden.[2]

Dagegen verkehrte er mit Protestanten, mit Barläus, Sandrart, Johann Ludwig Faber, Sigmund von Birken u. A. mündlich und schriftlich auf das freundlichste, sprach sich über ihre Werke, z. B. über des Grotius Tragödie Christus patiens, oder über Harsdörffer's Schriften mit rückhaltsloser Anerkennung aus, und vermied in seinen lyrischen Dichtungen jeden directen Vorwurf gegen sie. Jedoch den Häuptern der Reformation, namentlich Luthern, konnte er es nicht verzeihen, daß sie die religiöse und politische Einheit des deutschen Volkes so heillos zerklüftet hatten. Schon in der Vorrede zur „Sonnenfinsterniß" und im Antagathyrsus werden Luther, Melanchthon und Calvin mit ziemlich unsanften Titeln bedacht; aber das anonyme Paradoxum musicum führt eine noch ungleich derbere Sprache.

Luther wird darin dargestellt als der wüthige Eber, der in den blühenden Garten der alten deutschen Kirche einbricht

---

[1] Lyr. I. 21.
[2] Epod. 14. Med. glor. sat. 19.

und mit rastlosem Wühlen allenthalben Tod und Verderben säet.[1] Auch die namhafteren lutherischen Theologen der folgenden Zeit werden, als seine eigentlichen Nachfolger, scharf in's Verhör genommen.

Indeß, der ergreifende schwermüthige Eingang und Schluß des Gedichtes sind uns Bürge dafür, daß Balde keineswegs in gehässiger Leidenschaft, sondern vielmehr im innersten Schmerzgefühl über das gestiftete Unheil die Urheber und Verbreiter der neuen Lehre so schonungslos geißelte.

Wie man es von jeher an den bedeutendsten Humoristen wahrgenommen, war auch in Balde sprühende Laune und düstere Melancholie unzertrennlich gepaart. Mehrere seiner Gesänge sind „Melancholia" überschrieben und wahrlich, wenn man bedenkt, wie mancherlei Widrigkeiten auf seinen hochfliegenden Geist drückten, so kann man ihm den Ausdruck seines Unmuthes, der übrigens von dem Weltschmerz der heutigen Modedichter keine Faser besaß, kaum zum Vorwurfe machen. In erster Linie wirkten schon seine körperlichen Zustände oft störend und beengend auf sein reiches geistiges Leben und hinderten ihn vielfach, seinen Berufsarbeiten nach Wunsch zu obliegen. Darum verwünscht er z. B. den Katarrh, seinen Hauptfeind, so „einzig schön" als Lungenbohrer und Räuber der Stimme, als Ausgeburt des Höllenhundes.[2] Nicht selten war es auch die politische Lage des Vaterlandes, die unsern Dichter in eine muthlose Stimmung versetzte, wofür wir schon früher ein Beispiel angeführt. In solchen Augenblicken überkam ihn die Sehnsucht, aus den engen Schranken der Heimat, „aus dem Kerker Germaniens" sich hinauszuschwingen, den Ländern des Ostens zu, um der traurigen

---

[1] Daß das paradoxum musicum hauptsächlich gegen Luther's Katechismusbecher gerichtet sei, wie W. Menzel angibt (Deutsche Dichtung II. Bd. S. 244), ist unrichtig.

[2] Lyr. II. 35.

Wirklichkeit für eine Zeit zu vergessen. Aber auch seine persönlichen Verhältnisse lagen manchmal derart, daß er sich durch dieselben in einen peinlichen inneren Zwiespalt gebracht und in Folge dessen in die tiefste Niedergeschlagenheit versetzt fühlte. Wir erwähnen nur des Auftrags, die neueste bayerische Geschichte zu schreiben, ein Auftrag, der mit seinen damaligen Wünschen und Bestrebungen zu sehr im Widerspruche stand, als daß er sich nicht darob hätte unglücklich fühlen müssen. Wenn übrigens die moderne Melancholie ihren Trost darin sucht, mit Gott und den Menschen zu zerfallen und sich grollend von ihnen abzuwenden, so war es unserem Dichter Bedürfniß, in solchen Stimmungen vertrauensvoll sich nach oben zu wenden, wo der ewige Friede seinen Wohnsitz hat. So sendet er in der tiefsten Schwermuth, in die ihn gewiß sein Amt als Historiograph versetzte,[1] seine Verse als Pilger zum Gnadenbilde nach Altötting, damit sie ihrem Sänger von der seligsten Jungfrau Muth und Beruhigung erbitten möchten.[2]

Allein, das waren doch immer vergängliche Nebelwolken, aus denen der blaue Himmel des Frohsinns bälder wieder hervorlachte, als es jemand gedacht hätte. Meistentheils hielt sich dann der Dichter für die ausgestandene Trübsal in ergiebigster Weise schadlos. Seine Fastnachtsscherze, **joci saturnalitii**, die er so gerne zum Besten gab, seine Lustspiele im Styl des Terentius und Plautus, die zwar nicht auf uns kamen, aber vom Dichter erwähnt werden, liefern hiefür den Beweis.[3] Von den launigen Einfällen und unschuldigen Streichen, an denen nach allen Nachrichten das Leben Balde's so reich war, sind wohl die meisten spurlos untergegangen. Was man sich noch erzählt, (und die Berichte schwanken im Einzelnen sehr bedeutend), erweckt in uns den Verdacht, daß

[1] Es war im Jahre 1642.

[2] Parthenia (Silv. II.) 1.

[3] Lyr. I. 33. Hieher gehört auch das Summarium seiner Comödie „jocus serius“ das im Druck existirt. Vgl. S. 38 und Beilage VII.

nicht eben seine geistvollsten Scherze im Gedächtnisse der Zeitgenossen haften geblieben, sondern daß, wie in der bürgerlichen Welt des „Faust“ gerade bei wenig Witz sich viel Behagen eingefunden.

Aus Neuburg z. B. wird folgende Anecdote berichtet:[1] An das dortige Collegium hatte ein naher Gutsbesitzer, Walter mit Namen, alljährlich einen Ochsen zu liefern. Als sich nun Walter einst nach einem Besuche im Collegium verabschiedete und im Begriffe stand, sich aufs Pferd zu schwingen, versprach er in seiner guten Laune einen zweiten Ochsen, wenn Balde, der zugegen war, einen lateinischen Reim aus dem Stegreife auf ihn mache. Dieser besann sich nicht lange sondern hatte auf der Stelle den Reimvers:

Ascendat Walter, veniat bos unus et alter.

Witziger, aber freilich viel kecker ist eine andere Antwort, die er einst dem Rector in München gegeben haben soll. Da er als Magister durch seine Späße den P. Minister beleidigt hatte, mußte er auf dem Boden sitzend seine Suppe essen. Als er sich in seinem Angesichte ziemlich tiefsinnig zeigte, fragte ihn der P. Rector, was er sich denn eben denke. Die Antwort war: Ich denke jetzt über die Worte des Evangeliums nach: Volo pater, ut, ubi ego sum, ibi sit et minister meus![2]

Ein eigenthümlicher Einfall Balde's war es auch, einem Klosterbruder des Nachts als Geist zu erscheinen. Doch möchten wir hier zum besseren Verständniß einige Bemerkungen vorausschicken über die besondere Stellung, die Balde den vaterländischen Getränken, dem Biere und dem Weine gegenüber einnahm. Da er, wie schon erwähnt, nur äußerst wenig Speise zu sich nahm, so durfte und wollte er, um sich

---

[1] Clesca, Balde's Leben und Schriften, ein Progr. Neub. 1842 S. 17.

[2] Aus dem genealog. Lexicon des Canonikus Ströller, mitgetheilt von H. Stadtpfarrer Böhaimb.

bei den nöthigen Kräften zu erhalten, sich in Bezug auf den Trunk wohl einige Freiheit vergönnen. Aus dem traubenreichen Elsaß gebürtig, liebte er den Wein natürlich vor allem; unter den heimathlichen Sorten hebt er in einer Ode den Rangwein (vinea Rangensis), der auf dem Rangenberg bei Thann wächst, besonders hervor. Auch den Rebensaft, den sein Freund Leo ihm vorsetzte,[1] vermuthlich Tirolergewächs, probte er unter den schmeichelhaftesten Lobsprüchen.

Dagegen war er mit unversöhnlichem Grauen erfüllt gegen jene Säuerlinge, die man an einzelnen Orten dem widerstrebenden Boden mit strafbarem Frevel abgewinnt, zumal gegen die niederbayerischen und oberen Donauweine, gegen den Landshuter, Kelheimer und Herlinger (?) Nectar.[2] Als er in ersterer Stadt einmal am Schloßberg vorüberfuhr, an dem sich Weingelände hinzogen, rief er wohl in herber Erinnerung an gemachte Versuche aus:

Mons, ubi nativum vites lacrymantur acetum.
Das ist der Berg, wo der Rebstock weint ursprünglichen Essig.

Das Bier mochte Balde, wie die meisten Weinländer, nicht sonderlich leiden; er schmähte in seinen jungen Jahren sogar bitter über dieses Gebräu, indem er dem berühmten Weinlobe des Horaz (Od. III. 21.) in gelungener Travestie eine Verwünschung des bayerischen Bieres gegenüberstellte[3]. Indessen war es mit dieser Feindschaft nicht so ernst gemeint. Guter Wein war in Bayern zur damaligen Kriegszeit nicht eben nach Wunsch zu haben, und ehe er sich zu dem oben erwähnten sauren bequemte, trank er doch lieber einen Humpen gediegenen Gerstensaftes. Ja, wir können urkundlich beweisen, daß er in nicht gar langer Zeit für einen frischen Trunk Münchener Bieres lebhaft eingenommen war; denn sein Gesang Melancholia[4] (geschrieben zu München um's Jahr 1642) schließt mit dem Ausrufe:

[1] Lyr. I. 11.
[2] nectar Herlaeum Opp. oo. Tom. IV. p. 333. 487.
[3] Lyr. I. 12.
[4] Silv. lyr. V. 21.

Doch, jetzt fühle ich Durst. Krebenz' mir im Glas die gebraute
Spende, o Schenk, der wäßrigen Ceres,
Blond von Farbe und kalt und zischend mit solchem Getöse,
Daß ihr Schaum zu den Sternen hinansprüh'!

Der Rector des Collegiums, gleichviel ob zu München oder zu Neuburg, hatte dem Dispensator befohlen, ihm täglich nur die bestimmte Portion Bieres zu verabreichen. Dies genügte dem Dichter nicht. Er befestigte sich ein Wachskerzchen am Nacken, schlich sich in der Mitternachtsstunde in das Zimmer des Dispensators und weckte in St. Ignatius' Stellung und Kostüm mit aufgerecktem Zeigefinger den lautschnarchenden Bruder. Erschrocken erwacht dieser, sieht den heiligen Vater im Strahlenkranze vor seinem Bette und empfängt zitternd den Befehl, den P. Balde an Bier hinfüro keinen Mangel mehr leiden zu lassen. Balde zog sich rückwärts schreitend aus dem Zimmer, und von nun an füllte sich seine Kanne, so oft er wollte, mit frischem Labetrunk.[1]

Noch wäre ein kleines Gebiet zu berühren, auf dem sich die Laune unseres Dichters ganz originell entfalten konnte — die Albumblätter. Gewiß böte es keinen geringen Reiz, dürfte man die zahlreichen von Balde geschriebenen Erinnerungsblättchen der Reihe nach durchmustern. Wir sind so glücklich, wenigstens eines derselben zu besitzen, das in den wenigen Worten, die es enthält, einen artigen Doppelsinn ausdrückt:

Atramentum, pulvis et umbra sumus.
Hoc considera
cum
J. Balde S. J.

Eigentlich unübersetzbar. Wörtlich heißt es: „Tinte, Streusand und Schatten sind wir. Das beherzige mit

---

[1] Wird verschieden erzählt. Hier nach Mittheilungen des H. Stadtpfarrers Böhaimb.

J. Balde.“ Pulvis hat nämlich die zweifache Bedeutung von Staub und Streusand. Das hat den Dichter bewogen, zu dem ernsten horazischen Denkspruche: „pulvis et umbra sumus“ das komische atramentum hinzuzufügen.

Nachdem wir so den Humor des Dichters nach den verschiedensten Seiten hin kennen gelernt haben, müssen wir noch über seine Körperlichkeit einige Bemerkungen anreihen. Balde war groß und schlank. Darum bestellte er sich schon bei Zeiten für seine Gruft einen langen aber unpolirten Sarg aus Eschenholz.[1] Eine seltene, fast brennende Dürre, durch ein chronisches Brustleiden und andere schwere Krankheiten herbeigeführt, machte ihn unter allen Menschenkindern kenntlich. Dabei schätzte er sich glücklich, so wenig mehr der Erde anzugehören, daß er bereits wie ein erlöster Lichtkeim aus der Materie in den Aether emporblitze.[2] Die Magerkeit nannte er die Schwester Galens, die vierte der Grazien, und verherrlichte sie, was ihr bis dahin kaum von einem Sänger begegnet war, in mehr als einer feurigen Ode. Von sich selbst sagt er bei diesem Anlasse sehr bezeichnend:

Ganz wie aus Horn gefügt,
Und fast durchleuchtend schon genieß' ich
Lange voraus der Begrab'nen Moder.[3]

Der verdiente Professor Cleska zu Neuburg schildert uns das Aeußere des Dichters folgendermaßen: „Das Originalbild, welches wir dahier von ihm besitzen, zeigt längliche Kopfbildung, eine hohe und breite Stirn, eine lange, etwas nach der Oberlippe gebogene Nase, einen etwas großen, vorstehenden Mund und spitzes Kinn. Das Auge, etwas nach oben geschlitzt, ist braun, wie das Haupt- und Barthaar.

[1] Silv. Lyr. VII, 17.

[2] Totus spiritus emico. Lyr III. 9.

[3] Lyr. I. 34.

Aus dem ganzen Bilde aber blickt jene Sanftmuth, welche den Mann im Leben auszeichnete und in den Mundwinkeln sowie in dem nach oben gezogenen Auge zuckt jener heitere Witz, womit er seine Schriften wie die Gesellschaft zu würzen verstand. Die große Stirn verräth Geist und das gewiß sonst lebensvolle Auge erscheint nur durch Krankheit etwas getrübt. Also erscheinen des Dichters leibliche Züge in dem genannten Bilde."[1]

---

[1] A. a. o. S. 9.

XVIII. Nachruhm.

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, in Nachstehendem flüchtig das Wesentlichere zu überblicken, was im Laufe zweier Jahrhunderte von Männern der verschiedensten Kreise geschah, um das Andenken des Dichters Balde zu erhalten und zu ehren. Den ersten Platz nehmen hier die Rathsherrn der freien Reichsstadt Nürnberg ein, die unsern Dichter um so höher schätzten, als sie von seiner Durchreise i. J. 1654 her mit ihm persönlich bekannt waren. Sie erbaten sich, wie es scheint in corpore vom Collegium zu Neuburg seine Feder und looften dieselbe, da sie sich über deren Besitz nicht anders einigen konnten, unter sich aus. Der Glückliche, dem sie zufiel, bewahrte sie zum bleibenden Gedächtniß in einer silbernen Kapsel.[1]

Ein ähnliches Werk der Pietät erfüllte, freilich erst spät, das Collegium zu München an Balde's handschriftlichem Nachlaß. Der dortige Bibliothekar, P. Franziscus Lang, ein namhafter Schriftsteller seiner Zeit, verfertigte eigenhändig einen schönen, hölzernen Schrein, um dessen zahlreiche Manuscripte darin zu bergen und brachte einen Schild darüber an, auf dem in großen Buchstaben zu lesen war:

M. Scripta P. Jacobi Balde.
Alsatico Vati, quando haec mortalia liquit,
Structurus tumulum, si licuisset, eram.

---

[1] **Bayle, dictionnaire historique, critique. Art. Balde.**

Reliquiis saltem, tanti post fata Poetae,
Quam struxi, thalamum lignea cista dabit.

F. L. Bibliothecarius 1724.

Diese Handschriften, besonders die der lyrischen Gedichte, waren, von ihrer Bedeutung im Allgemeinen abgesehen, noch dadurch merkwürdig, daß sie so viele Correcturen von der eigenen Hand des Dichters aufwiesen, der nicht selten ein drittes und viertes Wort einsetzte, bis das rechte gefunden war. Leider wurde bei der Aufhebung des Jesuitencollegiums zu München der ganze kostbare Schatz so gänzlich verschleudert, daß die Staatsbibliothek späterhin von Privaten einzelne Stücke zurückerkaufen mußte, ohne indeß die Urschrift der Lyrica, der Expeditio Donawerdana und ähnlicher Hauptwerke wiedererlangen zu können. Franziscus Lang stiftete unserem Dichter auch dadurch ein Denkmal, daß er einen Augsburger Buchhändler (Schlütter oder Happach) zur Herausgabe der sämmtlichen Werke Balde's ermunterte,[1] welches Unternehmen ohne seine thatkräftige Unterstützung von vornherein nicht ausführbar gewesen wäre. Zum großen Nachtheile desselben starb Lang i. J. 1725; denn jedenfalls wäre die erwähnte Gesammtausgabe und nicht weniger die beigegebene Biographie weit correcter und geschmackvoller ausgefallen, wenn er ihre Veröffentlichung i. J. 1729 noch erlebt hätte.

Ungefähr um diese Zeit wurde auch an der Decke des Bibliotheksaales zu München das wohlgetroffene Brustbild des ruhmvollen Sängers angebracht mit der gewichtigen Inschrift: „Jacobus Balde, Poeseos lucidissimum jubar.“[2] Von da an scheint unser Dichter allmählig vergessen worden zu sein.

[1] P. Fr. Lang, epistolae familiares. Mon. 1725. Nr. 53.

[2] Unseres Wissens existiren von Balde noch zwei andere Porträte in Oel gemalt. Eines davon, mit einer lateinischen Inschrift besitzt der historische Verein zu Landshut, das andere das Erziehungsinstitut zu Neuburg.

Bei der bekannten Erbärmlichkeit des Jahrhunderts in Bezug auf Sitte, Kunst und Geschmack, bei der herrschenden undeutschen Gesinnung und Politik, unter dem Einfluße der liederlichen französischen Hoffeste konnte ein so ernster patriotischer Seher wie Balde nur lästig sein und man ließ ihn wie mit ängstlicher Scheu in seinem lateinischen Grabe schlummern. Niemand dachte wohl mehr an eine Auferweckung desselben, da trat gegen Ende des Jahrhunderts, i. J. 1796 Herder's „Terpsichore" an's Licht des Tages, jene feinfühlige Nachbildung ausgewählter Dichtungen Baldes, die in ihrer Art seither nicht übertroffen ward. „Es bleibt Herdern der Ruhm, sagt Albert Knapp richtig,[1] ihn zuerst dem deutschen Volke näher gebracht, und als einen deutschen Genius einigermaßen auf die ihm gebührende Stufe des Ruhmes geführt zu haben. Man fühlt es diesem großen, geistvollen Literator an, mit welcher Ergriffenheit, mit welchem Liebeseifer er diesen merkwürdigen Geist aus seiner lateinischen Verhüllung hervorzuziehen und unserem Volke genießbar zu machen gesucht hat."

Sein Versuch gelang wider Erwarten; die gebildete Welt, auf's Höchste überrascht davon, in einem verschollenen Jesuitendichter so viel Geist und Gemüth, so viel goldhaltige Poesie zu entdecken, nahm die gebotene Gabe mit rückhaltsloser Theilnahme auf und wenn auch einzelne kritische Stimmen (wie z. B. die „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften" Bd. 56 S. 28 ff.) in ihrem blinden Vorurtheile soweit gingen, Herdern aus seiner Bearbeitung ein Verbrechen zu machen, so war doch die große Mehrzahl der Kunstrichter, darunter ein Aug. Wilh. Schlegel,[2] des anerkennenden, freudigen Lobes voll. Freilich hat Herder in der Terpsichore seinem Zeitalter auch große Zugeständnisse gemacht; er wagte es im ersten Bande noch nicht, den Namen Balde zu nennen,

---

[1] Christoterpe, 1848. S. 342.

[2] In der Jenaer Literaturzeitung, 1797.

und als er ihn endlich mit aller Vorsicht doch nannte, bat er ob der Einführung eines Jesuiten in die moderne Gesellschaft förmlich um Entschuldigung. Auch ist der Vorwurf nicht unbegründet, es seien in seiner Sammlung „die schönsten Blüthen, worin die Liebe zur Religion, zum deutschen Vaterlande, zum Kaiserhause und den mit diesem verbundenen Fürsten und Helden in den glühendsten Farben sich abspiegelt, herausgebrochen und es werde so dem Leser nur ein mattes Bild des großen Dichters vorgehalten.“ Allein trotz der willkührlichen Art, mit der Herder mit seinem Original verfuhr, trotz all' der Verkürzungen und Erweiterungen, die er sich erlaubte, hatte er doch dem Ansehen und dem Verständniß unseres Sängers erst wieder die Bahn gebrochen und ihm durch seine liebevollen eingehenden Studien, die er „Kenotaphium des Dichters Jacob Balde“ überschrieb, in Wahrheit zuerst ein Grabmal errichtet, das eines solchen Genius würdig war.

Nun, als die eherne Schranke gefallen, die den Mann er Gesellschaft Jesu von der aufgeklärten Neuzeit zu trennen schien, begannen auch andere Gelehrte die Dichtungen Balde's näher zu würdigen. Johann Conrad Orelli, reformirter Stadtpfarrer zu Zürich, besorgte i. J. 1805 die erste mit Noten versehene Ausgabe unseres Dichters, d. h. seiner carmina selecta, und ließ damit einen Einblick thun nicht blos in die Schönheit des Urtextes, der ziemlich selten geworden war, sondern auch in Balde's ausgebreitetes Wissen und insbesondere in seine Vertrautheit mit den classischen Autoren, die gar oft in Erstaunen setzt. Auf diese Vorarbeiten gestützt haben endlich auch bayerische Philologen eine Uebersetzung des Dichters versucht, doch leider mit geringem Erfolge; Johann Bapt. Neubig, nicht ohne Verdienst um die Biographie unseres Mannes, hat uns denselben bei aller Begeisterung etwas rauh und schwerfällig, Jos. Aigner zu ängstlich und zu prosaisch gegeben.

Doch mittlerweile waren, durch Graßeggers Stimme gemahnt, die Bürger der Stadt Neuburg sich bewußt geworden, welch' eines großen Dichters irdische Ueberreste sie schon ein zweites Jahrhundert in ihrer Mitte bewahrten. Alsbald erging ein Aufruf an die Einwohnerschaft, es möchten zur Errichtung eines Denkmals Beiträge gezeichnet werden, und nach wenigen Monaten ward der niedergesetzte Ausschuß bereits in den Stand gesetzt, zur Ausführung des Monumentes zu schreiten. Es sollte einfach sein, ohne Prunk wie Balde selbst ein Feind alles Prunkes war — eine schwarze Marmortafel in grauen Marmor gefaßt, gekrönt mit einer goldenen von einem Lorbeerkranze umwundenen Lyra, folgende Inschrift enthaltend:

Hier ruhet
der Dichter und Jesuit
Jacob Balde,
geboren zu Ensisheim
im Jahre 1603,
gestorben zu Neuburg
am 9. August 1668.

Von seinen Verehrern errichtet
im Jahre 1828.

Diese Gedenktafel wurde in der Hofkirche ungefähr in der Mitte des linken Seitenschiffs in die Mauer eingelassen und am 9. August 1828 in Gegenwart der Herzogin Amalie von Zweibrücken vor einer erlesenen Versammlung feierlich enthüllt.[1] Ueber dem Denkmale prangte ein Schild mit dem Chronostichon:

JaCobo BaLDe
BaVarIae ALCaeo
NeobVrgVM
pIe VoVet.

---

[1] Mengein a. O. S. II. ff.

Der gelehrte Rektor des Gymnasiums, Anton Mengein, verbreitete sich in gediegener Rede[1], auf die wir uns schon mehrmals berufen, über des Dichters Leben und Schriften, worauf drei Schüler der Anstalt je eine Ode desselben nach Herder's Uebersetzung vortrugen.

Von dem Ueberschuße der eingegangenen Beiträge wurde eine Stiftung begründet, vermöge welcher jährlich ein Schüler, der sich besonders im Fache der Dichtkunst hervorgethan, mit einem Preise in Gold sollte ausgezeichnet werden. Doch entschied man sich später dahin, für diesen Zweck eine Medaille in Silber zu ertheilen, nämlich jene, welche zur erwähnten Festfeier der Hofgraveur Neuß in Augsburg gefertigt hatte.[2] Ihr Avers enthält „Jacobus — Balde, S. J." und zeigt sein Brustbild mit kurzem Bart und im geistlichen Mantelkleide. Der Revers trägt in einem Lorbeerkranze 6 Zeilen: Natus Ensishemii MDCIII obiit Neoburgi V. d. a. Jd. Aug. MDCLXVIII. — Eine andere Huldigung seltener Art, nur zu sehr übertönt von dem Brausen der Zeitströmung, wurde Balde zu Theil im Jahrgange 1848 der protestantischen „Christoterpe". Ihr Herausgeber, Alb. Knapp, der schon das Jahr zuvor mit einer herrlichen Uebersetzung zweier baldeschen Oden hervorgetreten war, lieferte hier eine gehaltvolle warm begeisterte Biographie unseres Dichters, die freilich stellenweise hoch protestantisch gefärbt ist. Als willkommene Beigabe läßt er 28 ausgewählte Oden, theils von ihm selbst, theils von J. J. C. Donner und Dr. Ed. Eyth verdeutscht, daran sich anschließen, wahre Prachtstücke von Uebersetzung, die bisher nur zu wenig bekannt waren.

Aber die höchste der Auszeichnungen war dem Sänger der Bayern vorbehalten zu München — dem Hauptschauplatze

---

[1] Mengein und Neubig wie Graßegger benützten die seither verloren gegangene Historia domus Neoburgensis (S. J.) ab anno 1613—1773.

[2] Oberbayrisches Archiv XII. 2. mit Abbildung.

seines Wirkens. Am 15. Oktober 1853 eröffnete König Ludwig I. die von ihm erbaute Ruhmeshalle, die im kühlen Schatten ihrer marmornen Säulen die Büsten der um Bayern verdientesten Männer der Nachwelt aufbewahrt. Auch Balde's Büste winkt uns dort entgegen. Der chronologischen Folge nach die einundvierzigste schimmert sie neben dem Brustbilde Joachim Sandrarts, seines langjährigen Freundes, von Schönlaub modellirt und ausgeführt i. J. 1844. Doch scheint der Bildhauer, mit den besten der vorhandenen Porträte vielleicht unbekannt, zu ausschließlich nach nach dem Bildnisse im Bibliotheksaale der jetzigen Academie, wo der greisende Dichter bereits die Spuren der Schwindsucht trägt, gearbeitet zu haben.

Viel jugendlicher, wenn auch nicht so getreu, hat ihn Kaulbach aufgefaßt in seinem Carton zu dem großen Reformationsbilde v. J. 1863, das eine Wand des Museums zu Berlin schmücken soll. Balde erscheint hier unter der Gruppe der Humanisten, der Neuerer auf dem Felde der schönen Wissenschaften, zunächst bei Petrarca, Vives und Pico de Mirandola. Das Birett auf dem Haupte und mit der Sutane bekleidet, neigt er sich vom äußersten Rande, wie mit hastiger Sehnsucht, in's Bild herein, um prüfend die Lyra anzuschlagen, die ein liegender Musentorso im Arme hält. Und sieh', es klingen ihm ihre Saiten; das beweist uns das offene Blatt, das er in seiner Linken zeigt und worauf die Schlußstrophe der 22. Ode des I. Buches der Lyrica steht:

Incerta certis, atraque candidis
Conferre solers; praeteriti memor,
Euntis actor et futurum
Praeripuisse dolosus aevum.

Kühn wägt der Geist ab Sich'res und Schwankendes,
Und Licht und Dunkel; denkt der Vergangenheit,
Vollführt die Gegenwart und greifet
Spähend voraus in die fernste Zukunft.

„Ein Vers“, sagt Löher, „welcher gar treffend ist für den welthistorischen Sinn, der unser Gemälde gruppirte.“[1]

Endlich sehen wir den Dichter in fast lebensgroßer Gestalt auf einem der historischen Frescogemälde, die das bayerische Nationalmuseum zu München schmücken. Balde ist, was sich künstlerisch vielleicht nicht ganz rechtfertigen läßt, in dem Momente aufgefaßt, wie er hingelagert an einem waldumsäumten Hügel mit begeistert aufwärts blickendem Antlitz seine Ode an Max I. zu dichten beginnt; auf seiner Mappe liegt ein Blatt, das die Ueberschrift und die Anfangsverse dieses Gesanges zeigt. In duftiger Ferne tritt aus dem grünen Rahmen der Bäume das Karwendelgebirg mit der Zugspitz hervor. Unter dem reizenden Bilde, das von Andreas Müller gemalt ist, steht zu lesen: „Der berühmte Jesuit Balde dichtet seine treffliche Ode auf Max I. im Buchenwalde bei Großhesselloh 1641.“

---

[1] Wilh. v. Kaulbach's Zeitalter der Reformation. Erläutert von Franz Löher. Stuttgart 1863. S. 6.

Chronologische Uebersicht der Werke Balde's.[1]

1626—1627. Juditha triumphatrix, Panegyricus S. Catharinae, Pudicitia vindicata.
Opp. oo. Tom. III. p. 287—317.

1627. Mors Tampierii, Mors Bucquoii, Encomium Tillii, Pugna Pragensis.
Opp. oo. Tom. III. p. 266—286.
Epistola Friderici Electoris Palatini ad conjugem.
Opp. oo. Tom V. p. 325—331.

1628. Panegyricus equestris.

Ausgaben:

Panegyricus equestris, Illustrissimo Comiti . . . Othoni Henrico Fuggero, Equiti Aurei Velleris etc. per manus dilectissimorum filiorum Bonaventurae et Sebastiani oblatus et consecratus. Monachii, ap. Cornelium Leysserium Electoralem Typographum. 1628. 4. 62. pp. Mit Titelkupfer von Raph. Sadeler jr. — Aug. Vind. 1629.

1628. Batrachomyomachia.

Ausgaben:

Batrachomyomachia Homeri, tuba Romana cantata a Jac. Balde Soc. Jesu. Ingolstadii. Formis typographicis Gregorii Haenlini. 1637. 12. Mit Titelkupfer von Wolfg. Kilian.

Editio secunda Monachii 1647. ap. Lucam Straub, sumptibus Joa. Wagneri. 12. Ebenso.

Parnassus Soc. Jesu, Francofurti 1645. 4. Pars II. p. 278.

Jac. Balde's Krieg der Frösche und Mäuse. Ein Vorspiel des 30jähr. Krieges. Aus dem Latein. übersetzt von M. J. Berchem. (Mit dem Urtext.) Münster 1859 gr. 8.

1630. Francisco Andreae, Comiti de Tilly, ingentis genii infanti, novo in cunis Herculi, filiolo illustrissimorum parentum etc. geniale ac

[1] Einzelne kleinere Gedichte sind hier nicht erwähnt.

praesagum carmen accinuit Collegium Ingolstadiense S. J. anno exeunte 1630. Formis Gregorii Haenlini. 4.

1631. Maximilianus I. Austriacus.

Ausgaben:

Ingolstadii 1631. typis Gregorii Haenlini (sine nomine authoris) 8. Monachii 1639 cum auctario.

Maximilianus I. Austriacus redivivus, olim a. R. P. Jac. Balde conscriptus, nunc iterum ... in lucem protractus studio et opera A. R. D. Hieronymi Ambrosy Langenmantel, Canonici ad S. Mauritium etc. Typis Koppmayerianis. Aug. Vind. 1679. 8.

1632. Magni Tillii parentalia.

Ausgabe:

Magnus Tillius redivivus, sive M. Tilli Parentalia. Monachii, Typis Seb. Rauch. Anno 1678. 4. 266 pp. (s. nom. auth.) Mit Titelkupfer v. M. Küsell und Tilly's Portrait von Amling. Beigegeben sind vier Briefe Papst Urban's VIII. an Tilly, aus den Jahren 1625—1631.

1635. Epithalamion, quod serenissimis conjugibus Maximiliano, Bojariae Duci... et Mariae Annae Austriacae .... debiti honoris et observantiae ergo accinuit Collegium Monacense S. J. Anno 1635. Formis Cornelii Leysserii 4.

1636. De vanitate mundi.

Ausgaben:

Hecatombe, seu ode nova de vanitate mundi. Centum strophis latinis totidemque germanicis absoluta. Monachii 1636. 24. Apud Nicolaum Henricum.

J. Balde, S. J. Ode saecularis de vanitate mundi. Monachii 1638. formis Corn. Leysserii 24. ed. quarta. Mit gestochenem Titel.

(1638.) Poema de vanitate mundi (paraphrasirt.)

Ausgaben:

Jacobi Balde, e Soc. J. Poema de vanitate mundi. Monachii, formis Corn. Leysserii, Electoralis Thypographi. Anno 1638. 12. Mit 7 feinen Kupfern von Wolfg. Kilian.

Idem opus. Monachii typis Lucae Straubii. Anno 1649. Sumtibus Joann. Wagneri, bibliop. Editio altera. 12. Mit 2 Kupfern von Wolfg. Kilian. Unter den Figuren des Titelkupfers des Dichters Portrait.

Warheit, gesungen von der Eitelkeit der Welt. Anfänglich in latein beschriben von Jacob Balde, der Soc. Jesu, Hernach vom

Auctor selbs in das Teutsch versetzt. Jetzund auff ein newes absonderlich Gedruckt zu Amberg bey Georgen Haugenhofer, im Jahre Christi 1653. (Nur der deutsche Text.) Mit Melodie. 12.

R. P. Jac. Balde poema de vanitate mundi. Herbipoli, sumptibus Joann. Bencard, bibliop. acad. anno 1659. 12. Mit Titelkupfer. Vom Verleger dem Weihbischof von Würzburg Joh. Melch. Söllner dedicirt.

Francofurti, Renck, 1659. Coloniae Ubiorum ap. Hermann Demen 1681. 12. Herbipoli, typ. Jobii Hertzii 1694. 12. Coloniae 1717 et 1747 ex officina Metternichiana. 12. — Mehr freie Nachbildung als Uebersetzung ausgewählter Strophen des Poems de vanitate mundi hat Herder geliefert unter der Aufschrift: „Die Ruinen. Sibillinische Blätter von J. Balde." (Terpsichore S. 283—303.)

1636. Panegyricus Serenissimo et Potentissimo Ferdinando III. Bohemiae et Ungariae Regi in Ratisbonensibus Comitiis Regi Romanorum Renuntiato et Coronato. In Solenni et Publica Orbis Laetitia oblatus demississime a Collegio Ratisbonensi S. J. Ingolstadii, typis Gregorii Haenlini. Anno Christi 1636. 4. (9 pp.)

Dieser Panegyrikus besteht aus dem Eingange des späteren Templum Honoris (Tom. VIII. p. 438) und aus dem Epilog desselben (ibid. p. 484 Zeile 10 v. u. bis zum Schluße).

1637. Templum Honoris, a Romanis conditum, apertum virtute Ferdinandi III. Hungariae et Bohemiae, et nunc Romanorum Regis coronati. Ingolstadii, ex typographeo Gregorii Haenlini. Anno Christi 1637. 4. (50 pp.) Um 1660 zu Cöln in IV. Auflage.

1637. Agathyrsus.

Ausgaben:

Ode, dicta Agathyrsus de solatio macilentorum. Monachii, typis Corn. Leysserii 1638. 24. Mit gestochenem Titel. 19 unpag. Bll.

(1647.) Jac. Balde, S. J. Agathyrsus Teutsch. Teutscher Poeten Eyferig: vnd lustiges nachsinnen vber das Trostreiche ehren Lied, Agathyrs, genannt Vom Lob vnd Wolstandt der Dürr oder Mageren Gesellschafft. Anfänglich Lateinisch beschriben von Jacobo Balde, Soc. J. Getruckt zu München, Bey Lucas Straub. In Verlag Joann. Wagner Buchhandler. Im Jahr Christi, 1647. 12. 176 S. Mit Musiknoten und zwei Kupfern von Wolfg. Kilian. Enthält den lat. Text mit vierfacher deutscher Paraphrase. Die weiteren angehängten drei Umschreibungen sind von Joach. Meichel, Joh. Kuen und P. Thom. König. (In der Kölner Gesammtausgabe v. J. 1660, Tom. IV. pag. 300, 320, 336, sind sie namentlich aufgeführt.)

1637. **Jephte, tragoedia.**

Ausgabe:

Jephtias, tragoedia. Ambergae, typis Georgii Haugenhoferi. 1654. 8. Mit Titelkupfer von Wolfg. Kilian. Nebst Musiknoten.

1638. **Ehrenpreiß der Allerseeligisten Jungkfrawen vnd Mutter Gottes Mariae:** Auff einer schlechten Harpffen jhres vnwürdigen Dieners gestimbt, vnd gesungen. Zu Nutz, Trost vnd wolgefallen aller Sodalium in vnser lieben Frawen Bruderschafften. (Ohne Namen d. Verf.)

Ausgaben:

München 1638. 12. 1640. 12. Nachgetruckt zu München bei Lucas Straub, in Verlegung Johann Wagner, Buchhandlern. 1647. 12. Mit gestochenen Musiknoten in Illustrirung. 6 unpag. Bll.

Amberg, bei Georgen Haugenhofer. Anno 1654. 12. Mit Melodie.

Abgedruckt in Ph. W. Körner's „Marianischer Liederkranz." Augsburg 1841. S. 314.

In sehr verstümmelter Form wiedergegeben im „deutschen Museum" Jahrg. 1781 S. 3 und von da übergegangen in „des Knaben Wunderhorn." Bd. I. S. 174.[1]

Unseres Wissens ist der „Ehrenpreiß" zweimal in's Neuhochdeutsche übertragen: in Silbert's Dom heiliger Sänger S. 228, und in Balde's Oden von J. Neubig IV. Bdch. S 102.

(1648.) Olympia sacra in stadio Mariano ludis Apollinaribus celebrata, sive certamen poeticum de laudibus B. M. V. super ode parthenia Germanica vulgo Ehrenpreiß dicta. Monachii sumptibus Jo. Wagneri, typis Luc. Straubii. 1648. 12. (Herausgegeben von Simon Mair, d. G. J. und nur zum kleinsten Theile Balde's Werk, da von ihm blos die fünfte und letzte Paraphrase herrührt.)

1638—1642. **Lyrica.**[2]

Ausgaben:

Jac. Balde e Soc. J. Lyricorum lib. IV, epodon lib. unus. Monachii ap. heredes Corn. Leysserii, elect. typogr. anno 1643. 12. Mit Titelkupfer v. Wolfg. Kilian.

Ein bloßer Abdruck dieser Ausgabe Monachii 1645.

---

1 Goethes zurückhaltendes Urtheil über den „Lobgesang auf Maria" in des Knaben Wunderhorn, „auch diesem läßt sich vielleicht ein Geschmack abgewinnen", darf wohl auf Rechnung der Willkühr geschrieben werden, mit der Balde's Gedicht hier zugeschnitten erscheint.

2 Aus dieser Zeit stammt wenigstens die Mehrzahl der Oden; einige derselben gehen auf 1637, 1634, 1632 und 1630 zurück.

Idem opus. Editio secunda auctior et emendatior. Coloniae Ubiorum, ap. Jodocum Kalkovium 1645. 12. A la sphère. Mit Titelkupfer von C. V. Dalen. Vom Cölner Jesuitencollegium dem neuernannten Cardinal Petrus Aloysius Carafa dedicirt.

Amstelodami ap. Joann. Blaevium 1645. 12. Mit Silberlettern. Coloniae 1706 et 1720 apud W. Metternich. 12.

J. Balde S. J. Carmina lyrica. Recognovit, annotationibusque illustravit P. Benno Müller O. S. B. Monachii 1844. 12. Mit des Dichters Bildniß.

J. Balde S. J. Carmina lyrica. Edidit Franciscus Hipler. Ex officina Theissingiana. Monasterii 1856. 12. (Beste Ausgabe.)

Carmina selecta:

— — edidit et notis illustravit Joa. Conr. Orellius. Turici 1805; editio altera auctior et emendatior Turici 1818. Literis Orellii Fusslini et soc. 8 maj.

— — curavit Franciscus Rohn. O. S. B. Viennae et Cremisae typ. et sumpt. B. Ph. Bauer 1824. 8.

— — summa diligentia recognita. Pars I. et II. Aug. Vind. libraria Kranzfelderiana. 1829. 8.

— — recognovit et auctoris vitam scripsit Carolus Clesca. Neoburgi a. D. 1843. typ. et sumpt. Griesmayerianis. 8.[1]

Uebersetzungen:

Terpsichore von J. G. Herder. Lübeck 1796. Sie enthält 112 Oden und Epoden in freier Nachdichtung.

Bavaria's Musen in J. J. Balde's Oden, übersetzt von J. B. Neubig. München 1828. 8. Enthaltend 43 Oden des I. Buches.

Derselben II. Bd. München 1829. 8. Die Oden des zweiten Buches, sammt einem lyrischen Anhange.

J. J. Balde's Oden, metrisch übersetzt von J. B. Neubig. III. Bd. Kempten 1830. 8. Mit des Dichters Portrait. Drittes Buch der Lyrika.

J. Balde's Oden von J. Neubig. IV. Bdch. Auerbach 1843. 8. Enthaltend 43 Oden des IV. Buches und 9 Epoden.

J. Balde's Oden und Epoden von Jos. Aigner. Augsburg 1831. 8. Begreift 192 Nummern.

---

1 Die zahlreichen Anthologien, welche ausgewählte Oden Balde's enthalten, können hier nicht genannt werden. Erwähnt sei nur noch Franz von P. Lechner's Programm: Jac. Balde, ludus Palamedis. Das Schachspiel. Neuburg 1843. 4.

Balde, J. Die Mariengesänge aus den Büchern der Oden und dem der Epoden. In deutsche Reimstrophen übersetzt von C. B. Schlüter. Paderborn 1857. 8.

Silbert, Dom heiliger Sänger. Wien und Prag 1820. 8. Enthält 9 übersetzte Oden.

Christoterpe von Albert Knapp. Jahrg. 1848. Bietet 27 Oden, übersetzt vom Herausgeber, von J. J. Donner und Dr. Ed. Eyth.

Aus älterer Zeit sei noch angeführt:

Spitzenberger, Jos. Uebersetzungen aus latein. Dichtern. Straubing 1776. 8. Es finden sich darin fünf Oden Balde's verdeutscht.

1641—1645 silvae lyricae.

Ausgaben:

Jac. Balde, e Soc. J. silvarum libri VII. Monachii ap. haeredes Corn. Leyserii, elect. typogr. Anno 1643. 12. Mit 8 feinen Kupfern von Wolfg. Kilian.

Ein Abdruck davon Monachii 1645.

Jac. Balde, e Soc. J. silvae lyricae. Editio secunda auctior et emendatior. Coloniae Ubiorum, ap. Jodocum Kalkovium 1646.[1] Mit Titelkupfer. 12. Neun Bücher enthaltend.

Amstelodami ap. Joa. Blaevium 1646. 12. Mit Silberdruck.[2]

Coloniae Agripp. 1706 et 1720. ap. Franc. et W. Metternich. 12.

Ueberſetzungen:

Herders Terpsichore. Enthält 45 Gesänge aus den lyrischen Wäldern.

Silbert in seinem „Dom heiliger Sänger“ übersetzte daraus 10 Nummern.

Andreae Gryphii „Freuden- und Trauer-Spiele, auch Oden und Sonnette“, Leipzig 1663, enthalten S. 497 ff. unter den „Kirchhofsgedanken“ die 7. Ode des VII. Buches der Wälder in Alexandrinern übersetzt. Auch Lyr. II. 39 und III. 4. finden sich dort im selben Versmaße übertragen.

In Christian Gryphius „Poetischen Wäldern“, Frankfurt und Leipzig 1698 S. 219 ff. steht der Hymnus Silv. VII. 18 in gereimten Trochäen verdeutscht.

(Joh. Ludw. Faber) Jesu deß Gekreutzigten Erhöhung und Judas, Seines Verräthers Verschmähung unter Beeden Namen: Dafnis und

1 Von dieser und der obenerwähnten Ausgabe gleichen Verlags sagt Brunet: Ces deux volumes, dont les titres portent la sphère elzevirienne, paraissent avoir été imprimés par les Elzeviers.

2 Balde selbst citirt „nach der Ambsterdamischen Edition Anno 46.“

Idmon. Aus des Sinnreichen Jesuiten Jacob Balde, Poetischen Wäldern eingeführt, und in unsere löbliche Muttersprache übersetzet. Nürnberg bei Wolf Eberhard Felßeckern 1667. 12. 55 S.

1645. Philomela.

Ausgabe:

Jacobi Balde e Soc. J. Paraphrasis lyrica in Philomelam D. Bonaventurae, Doctoris Ecclesiae. Monachii ap. Sophiam, viduam Corn. Leyserii. Sumpt. Joa. Wagneri. 1645. 12. Mit drei Kupfern von Wolfg. Kilian.

Uebersetzungen:

In Herders Terpsichore sind 9 Nummern aus der Philomela übertragen.[1] Einzelnes findet sich zerstreut bei Chr. Gryphius, Silbert, Neubig u. a.

1647. Drama Georgicum.

Ausgaben:

Poesis Osca, seu Drama georgicum, in quo belli mala, pacis bona repraesentantur carmine anteiquo Atellano, Osco, Casco. In gratiam Cl. Memmii, comitis de Avaux. Auctore Jac. Balde e Soc. Jesu. Monachii, formis Lucae Straubii 1647. 4. 82 pp.

Außer dieser Ausgabe existirt noch eine zweite, die von der ersteren nur auf dem letzten Blatte S. 81 und 82 sich unterscheidet. Es handelt sich um drei den regierenden Papst Innozenz X. betreffende Strophen, die, bereits in einer Anzahl von Exemplaren gedruckt, in den späteren Abzügen beseitigt wurden.[2]

---

1 Eine davon, die Nachtigall, S. 35 (VIII. animae meditantis diluculum) in verändertem Versmaße.

2 Sie lauten:

Quis canat Christum Domini? canamus.
Ille Decreti bene providentis
Coetibus sacris, placidaeque vitae
    Immobilis Auctor,
Rupit annosam valide catenam,
Et Magistratus Mediocritatis
Lege contraxit: modicosque fasceis
    Jussit haberi.
Sic et Atlantes nimia levavit
Mole gibbosos: spacioque certo
Lene declives, alias tenaceis
    Stravit Honores.

Uebersetzungen:

In Herder's Terpsichore S. 248 ff. „Gespräch mit der Muse". Ein Auszug aus des Dichters Dialogus ad Thaleiam I, II, III, IV. Ebendaselbst ist unter dem Titel „Die Göttin des Frühlings" S. 275 Balde's Epicitharisma ad Augustissimam Coeli Reginam theilweise übersetzt.

1648. Jac. Balde S. J. De laudibus B. Mariae V. odae partheniae. Monachii 1648. Formis Lucae Straubii, sumpt. Joann. Wagneri bibliop. Mit Titelkupfer von Wolfg. Kilian.

1649. Jac. Balde, e S. J. Poema, Somnium inscriptum, quod Silvarum Libro VII. habetur, explicatum, sive Interpretatio ejusdem Somnii Quale Auctor viderat Anno XL II de Cursu Historiae Bavaricae. Hunc in justum commentarium curis primis relata a Didaco Valarado, ipsius amico Anno XLIX.

Ausgabe:

Sammlung historischer Schriften und Urkunden. Geschöpft aus Handschriften von Max Freiherrn von Freyberg. Stuttgart 1835. IV. Bd. S. 169—220.

1649. Medicinae gloria.

Ausgaben:

Medicinae gloria per satyras XXII. asserta. Auctore Jac. Balde e Soc. J. Monachii sumpt. Joann. Wagneri, typ. Lucae Straubii. Anno 1651. 12. 73. pp.

Abgedruckt im Parnassus Societatis Jesu. Francofurti 1645. Tom. II. pag. 340.

Jacob Balde's medicinische Satyren, urschriftlich, übersetzt und erläutert von Joh. Neubig. 2 Bd. München 1833. gr. 8.

1649. Arion Scaldicus, sive celeusma triumphale, decantatum honoribus Alexandri Farnesii . . . Poema allegoricum, hominis Christiani statum, militiam, pericula, daemonum insultus ac demum gloriosam de iis victoriam repraesentans.

Opp. oo. Tom. VI. pag. 259.

1649. Chorea Mortualis, sive Lessus in Obitu Augustissimae Imperatricis Leopoldinae Ferdinandae Urbanae . . . Caesari Ferdinando III. Nuptae ao. 1648, in Puerperio mortuae ao. 1649 VII. Augusti.

Todten-Dantz: Oder Klaglied, Gesungen, nach dem kläglichen Hintritt, der Allerdurchleuchtigisten Kayserin Leopoldinae Ferdinandae Ur-

banae . . . Deß vnüberwindlichen Kaysers Ferdinandi III. ꝛc. Einjährige Gemahel, So i. J. 1649 zu Wien, in der Kindelbeth gottselig verschiden ist Den 7. Tag Monats Augusti. (Anonym.)

München, bei Johann Wagner zu finden. 12. Mit Melodie. 10 unpag. Bll.

Amberg, bei Georgen Haugenhofer im Jahre Christi 1653. 12. (Auf der letzten Seite dieser Ausgabe steht: Auctor latino versu composuerat; alius sic transtulit).

1650. Elogium Blitterswickianum. Nobili Amplissimoque Domino D. Guilielmo de Blitterswick, in supremo Geldriae Senatu Consiliario Regio.

Opp. oo. Tom. III. pag. 262.

Der vierten zu Köln erschienenen Auflage von Balde's Templum Honoris vorgedruckt.

1650. Fragmentum Funebris Elogii, impensi piis Manibus Illustrissimi atque Excellentissimi Viri Claudii Memmii, Comitis de Avaux.

Opp. oo. Tom. III. pag. 259.

1655. Eleonorae Magdalenae Theresiae, serenissimorum principum Philippi Wilhelmi Comitis Palatini Rheni etc. et Elisabethae Amaliae, Landgraviae Hassiae etc. dulcissimae filiolae principi ac primogenitae, ipso festo Trium Regum hoc geniale carmen in persona trium Gratiarum observantiae ergo accinuit Collegium Soc. Jesu Neoburgense ad Istrum anno 1655.

Ingolstadii, ap. Gregorium Haenlinum. 4.

1656. Satyra contra abusum Tabaci.

Ausgaben:

Satyra contra abusum tabaci, ad Aemilianum Aloysium Gueverram Auctore Jac. Balde, e Soc. Jesu. Ingolstadii, typis Ederianis excudebat suis sumptibus Joannes Ostermayr. Anno 1657. 8. Mit Titelkupfer von Melch. Küsell. 31 S.

Editio secunda correctior. Monachii sumpt. Joan. Wagneri, typ. Luc. Straubii 1657. 12.

Uebersetzung:

Die Truckene Trunkenheit. Eine aus Jacobi Balde Soc. J. Lateinischem gedeutschte Satyra oder Straffrede wider den Mißbrauch des Tabaks. Nürnberg, Gedruckt und verlegt durch Michael Endter. 1658. 12. Mit Kupfer. 136 S. Angehängt ist ein „Discurs von dem Nahmen, Ankunfft, Natur, Krafft und Würkung des Krauts Tabak.“ (Von Sigmund von Birken.)

1657. Fragmenta satyrae crisis inscriptae.
Opp. oo. Tom IV. pag. 513—547.

1657. Torvitatis encomium.

Ausgabe:

Vultuosae Torvitatis Encomium, in gratiam Philosophorum ac Poetarum explicatum a Jac. Balde e Soc. Jesu. Monachii typ. Lucae Straubii, sumpt. Joann. Wagneri bibliop. 12. 1658. Mit einem Kupfer. 48 S.

Praemittitur dissertatio praevia de studio poetico.

1657. Antagathyrsus.

Ausgabe:

Antagathyrsus sive Apologia Pinguium adversus Agathyrsum, sive Exultantem Congregationem Macilentorum. Auctore Jac. Balde e Soc. Jesu. Monachii, typ. Luc. Straubii, sumpt. Joann. Wagneri bibliop. Anno 1658. 52 pp. Mit trefflichem Kupfer.

Dem geheimen päpstlichen Kämmerer Ferdinand von Fürstenberg gewidmet.

1657—1663. Urania Victrix.

Ausgabe:

Jac. Balde, e Soc. Jesu Urania Victrix. Monachii typis Joann. Wilh. Schell, sumpt. Joann. Wagneri civis ac bibliop. Monac. Anno 1663. 8. Mit 6 Kupfern von Melch. Küsell.[1]

Sr. Heiligkeit, dem Papst Alexander VII. gewidmet.

Uebersetzung:

Urania, die Siegerin. Nürnberg 1679. 12. Mit Kupfern.

1658. Musae Neoburgicae, Ludis Genialibus Ortum Serenissimi Infantis D. D. Joannis Guilielmi Serenissimorum Principum Philippi Wilhelmi, Comitis Palatini Rheni etc. et Elisabethae Amaliae etc. dulcissimi filioli grato animo venerantes nomine Collegii Soc. Jesu Neoburgensis ad Istrum Anno 1658. Ingolstadii, typis Gregorii Haenlini. 4. 25 pp.

1660—1662. Eclipsis solis.

---

1 Nagler in seinem Künstlerlexikon, Art Küsell, erwähnt dieser mit den Worten: Die fünf Sinne, sechs Blätter mit Titel, auf welchem die Urania victrix zu sehen. Schätzbar und selten.

Ausgabe:

De Eclipsi Solari Anno 1654 die XII. Augusti. In Europa a pluribus spectata tubo optico, nunc iterum a Jac. Balde e Soc. Jesu tubo satyrico perlustrata. Libri duo. Monachii, typ. Lucae Straub, sumpt. Joann. Wagner, bibliop. 1662. 12. Mit drei sehr ergötzlichen Kupfern. 232 S.

1661. Solatium podagricorum.

Ausgabe:

Solatium podagricorum, authore Jac. Balde e Soc. Jesu. Libri duo. Monachii typ. Lucae Straub sumpt. Joann. Wagneri bibliop. 1661. 12. Mit Titelkupfer von Melch.Küsel. 247 S.

Uebersetzungen:

Die gesunde Krankheit, oder Trost der Podagrischen, aus des Sinnreichen Jesuiten Jacob Balde Lateinischen, mit Einwilligung des Autoris, löblichen Andenkens, in unsere Teutsche Muttersprach gesetzet, von einem Mitglied des gekrönten Blum-Ordens an der Pegnitz. Nürnberg. Verlegts Joh. Dan. Tauber. Im Jahr Christi 1677. 12. Mit Titelkupfer.

Die Vorrede trägt die Unterschrift Ferrando, Ordensname Johann Ludwig Fabers, Lehrers am Gymnasium zu Nürnberg. Samuel Faber, der Sohn des Genannten, dem obige Uebersetzung bisher zugeschrieben wurde, hieß als Pegnitzschäfer Ferrando II. und wurde erst 1688 Mitglied des Blumenordens.

Balde Jacob, Trost der Podagrischen. Lob- Schertz- und Satyrisch Spiel. Frankfurt 1745.

Jacob Balde's Trost für Podagraisten. Deutsch geboten von Johann Neubig. München 1833. gr. 8. (Nach seinem gereimten Theil nur eine Ueberarbeitung Ferrando's.)

1663. Expeditio polemico-poetica.

Ausgabe:

Expeditio Polemico-Poetica sive Castrum Ignorantiae Boeotorum Arcadumque Reginae a Poetis Veteribus ac Novis obsessum, expugnatum, eversum. Referente Jac. Balde, S. J. Monachii, typ. Joa. Wilh. Schell. sumpt. Joa. Wagneri, bibliop. Anno 1664. 12. 130 pp.

Als Anhang ist der Expeditio Polemico-Poetica beigegeben ein Apparatus novarum inventionum, zahlreiche poetische Themata zur lyrischen, satirischen oder didactischen Ausführung.

1663. Satyra nihil gratis inscripta.
Opp. oo. Tom. IV. pag. 469—495.

1663. De variis mendicandi modis satyra.
Opp. oo. Tom. IV. pag. 496—510.

1663 1665. Elegiae variae.
Theilweise bestimmt für den II. und III. Theil der Urania.
Opp. oo. Tom. V. pag. 241 squ.

1664. Paean Parthenius.

Ausgabe:

Paean Parthenius, sive Hymnus in honorem S. S. Ursulae et Sociarum ejus Virg. et Mart. Coloniae ap. Busaeum 1664. 12. Mit einem Kupfer: S. Ursula. 34 pp.
Dem Rathe und den Bürgern der Stadt Cöln gewidmet.

Außerdem wird noch durch Joh. Nic. Weislinger[1] Balde'n ein polemisches Lied zugeschrieben, das weder in den Ausgaben seiner Werke noch in den ihn betreffenden biographischen Nachrichten seiner Zeit erwähnt ist. Der Titel dieses Trutzliedes heißt:

Paradoxum musicum. Daß ist: Ein Neues geistliches Lied von einer wilden Sau in einem schönen Garten. 12. s. l. s. a. 18 unpag. Bl.

Eine spätere Ausgabe des Schriftchens ist betitelt:

Balde J., S. J. Ein neues geistliches Lied von einer wilden Sau, wodurch der abtrünnige Martin Luther abgebildet. 56 S. Mit Musiknoten. 4. o. O. 1717.

Es muß zugegeben werden, daß in diesen deutsch-lateinischen Versen die Sprache und Ausdrucksweise Balde's unverkennbar zu Tage tritt. Nicht nur wiederholen sich hier einzelne Eigenthümlichkeiten aus Agathyrsus und de vanitate mundi, sondern wir begegnen auch ganz denselben Anschauungen über die Reformatoren, wie sie in der Einleitung zur Sonnenfinsterniß[2] und im Antagathyrsus[3] zu lesen sind.

Höchst wahrscheinlich entstand das Gedicht zu Amberg, wo Balde, aus rein katholischen Gegenden, aus Landshut und München kommend, zuerst auf eine vom Kampfe gegen das Lutherthum noch glühende Kanzel trat und natürlich auch selbst in seinen Predigten auf das Gebiet der Controverse verwiesen war. Die Hitze des Streites fühlt man dem Büchlein ordent-

1 Auserlesene Merkwürdigkeiten rc. S. 86.
2 Opp. oo. Tom. IV. pag. 164 et 165.
3 Tom. IV. pag. 352 squ.

lich an: einzelne Ausdrücke können nur mit ihrer Zeit entschuldigt werden; allein, wie wir schon oben bemerkten, alles zusammengenommen, gewinnen wir den Eindruck, daß nur tief verwundeter Seeleneifer seine Verse dictirt hat.[1]

Gesammtausgaben der Werke Balde's.

Jacobi Balde Poemata. Coloniae Ubiorum apud Joannem Busaeum. 12. Tomi IV. 1660. Mit Titelkupfer von Wolfg. Kilian.

In dieser Ausgabe fehlen die juvenilia 1626—1628, Tillii Parentalia, Arion Scaldicus, einige Satiren und alle nach 1660 gedruckten Werke.

Jacobi Balde Poematum Heroica. Coloniae Agripp. apud Franciscum Metternich. 1718. 12.

Jacobi Balde Poematum Satyrica. Coloniae Agripp. apud Franciscum Metternich. 1718. 12.

R. P. Jacobi Balde e Soc. Jesu Opera Poetica Omnia, Magnam partem nunquam edita; e M. M. S. S. Auctoris Nunc primum collecta, et in Tomos VIII distributa. Impensis Martini Happach et Francisci Xav. Schlütter, bibliop. Monachij, typis Joann. Lucae Straubii Anno 1729. 8. Cum icone Authoris et operis.

Diese vollständigste, nur nicht correcte Ausgabe der Werke Balde's ist außerhalb Bayern ziemlich selten und stand weder Herdern noch Orelli zu Gebote. In kritischer Hinsicht läßt sie manches zu wünschen übrig; namentlich ist der deutsche Text durch das Bestreben, ihn einer besseren Schreibweise anzupassen, bedeutend entstellt worden.

---

1 Das Lied beginnt:

Ein Nagel-Neues Lied
dolore tactus ordior
Mit Hertz-betrüebtem Gmüeth,
Arx firma nihilominus,
Si non custodit Dominus,
cadit, wann's Gott nit b'hüet.

Beilagen.

I.

Auszug aus dem Registrum actuum baptismalium ecclesiae parochialis S. Martini civitatis Ensisheim a 1 Junii 1582 usque ad 26. 9 bris 1690.

Pater	ux Mater	Infans	Compater	Commater	Annus 604
Hugo Balde	Magdalena Wittenbechin	Jacobus	Jacobus Reinbolt	—	Januar: 4

Geschwister des Jacobus Balde:

Joannes Conradus, geb. den 25. Nov. 1601; Christophorus, 3. Nov. 1605; Ursula, 4. Oct. 1607; Joannes Beatus, 11. März 1610; Joannes Georgius, 23. Jan. 1612; Anna Margaritha, 14. Oct. 1614; Maria Jacobe, 24. Juli 1616.

Auszug aus dem Registrum actuum matrimonialium: „Anno 1601 die 5. hujus (Februarii) Hugo Baltius v. Schürimaning (Giromagny) und Magdalena Wittenbechin v. Ensisheim.“

Auszug aus dem Registrum actuum sepulchralium:

„die 3. Martii 1617 obiit Hugo Balde.“

Diese Angaben, die ich auf dem Stadthause zu Ensisheim aus den Acten schöpfte,[1] berichtigen vielfache Irrthümer, die bisher über unseren Dichter in Umlauf waren. Was zuerst das Datum seiner Geburt anlangt, war er lange selbst, so ungeheuerlich es klingen mag, einer falschen Meinung. Vgl. Lyr. I. 34. Ad Maciem. In die natali, cum aestivis feriis Ebersbergae moraretur. Er glaubte also ein Kind des Sommers zu sein, während er thatsächlich im Winter zur Welt gekommen war. Und als er einmal den Monat wußte (die Chronik von

1 Wesentlich unterstützte mich hiebei Hr. Lyc.-Prof. Dr. Daller in Freising.

Neuburg bestimmt ihn richtig), kannte er noch immer nicht das Jahr seiner Geburt, denn in der Vorrede zum Antagathyrsus, die im Januar 1658 geschrieben ist, gibt er an, ins 56. Lebensjahr überzutreten, da er doch erst sein 55stes begann. So kam es, daß die wichtigsten Quellen für sein Leben, die bibliotheca scriptorum Soc. J. von Alegambe, sowie das biographische Vorwort in der Gesammtausgabe seiner Werke vom J. 1729 als das Jahr seiner Geburt 1603 bezeichneten, eine Angabe, die in alle Gelehrten=Lexika, Literaturgeschichten, auf alle geistigen und materiellen Denkmäler seines Lebens und Wirkens überging.

II.

Extrait de l'histoire de Belfort

par l'abbé Descharrières, Principal du Collége de cette ville sous la Restauration.

Manuscrit de l'année 1826.

Notice des savants et autres personnages dont Belfort peut s'honorer. P. Baldé (pag. 550.)

„Le Père Baldé (Jacques) jesuite, quoique né à Ensisheim en 1603, peut être regardé comme Belfortain, pour avoir été élevé à Belfort, où il était venu apprendre le bourguignon (français du pays) dans sa jeunesse. On conservait en cette ville, avant la Revolution, quelques pièces inedites de poesie latine, adressées à ses anciens hôtes, et aux bourgeois de Belfort (ad Belfortenses); elles ont disparu depuis.“ (Folgt eine Aufzählung der Werke Balde's.)

Aus dem Werke: Notices historiques, statistiques et litéraires sur la ville de Strasbourg. par J. F. Hermann. Strasbourg 1817. II. p. 331.

„Il existe encore de lui (Balde), probablement dans une famille de Belfort, un manuscrit du temps de la guerre de trente ans, contenant quelques pièces de vers latins à l'honneur de Belfort. La première était une ode ad Bellofortenses, les autres pièces étoient des épitres à differents particuliers de cette ville, où il avoit fait une partie des ses études.“

Auf Grund dieser letzteren Notiz, die mir zuerst zu Gesichte kam, ließ ich durch die gütige Vermittlung des Herrn Stadtpfarrers Freyburger in Ensisheim zu Belfort nachforschen, ob die fraglichen ungedruckten Dichtungen wohl noch irgendwo vorhanden seien, erhielt aber verneinenden Bescheid. Die Antwort lautet:

Monsieur le curé. J'aurais été heureux de pouvoir remplir l'objet de la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'écrire, mais les recherches que j'ai faites ne m'ont procuré que la notice ci-jointe, que j'ai extraite d'une histoire restée manuscrite de notre ville de Belfort. Les renseignements qu'elle donne, prouvent que l'auteur, l'abbé Descharrières, Principal du collége de cette ville sous la Restauration, connaissait parfaitement les oeuvres du poëte Baldé, mais aussi, que ses poésies inédites plus particulières à Belfort et à ses habitants, avaient déjà disparu à cette époque; or, il est certain que Mr. Descharrières, qui habitait Belfort, qui y était en relation avec les hommes instruits de la localité et qui enfin ne négligeait rien pour donner à son oeuvre tout le mérite désiderable, il est certain, dis-je, que ce savant n'aura pas manqué de faire toutes les recherches possibles pour découvrir les poésies en question, et cependant il est obligé de declarer qu'elles ont disparu depuis (et peut être déjà avant) la révolution.

Veuillez agréer .... Quellain.

III.

Auszug aus dem Briefwechsel d'Avaux' mit Voiture.

Aus dem zweiten Briefe d'Avaux' d. d. Munster le 29. aoust 1646.[1]

Que voulez-vous que je die à vostre dernière lettre? que j'accepte vos louanges ou que je réponde bien sagement, que cela vous plaist à dire?

Non is sum, quem pingit amor tibi plurimus, aut quem
Nescio quis vulgi rumor et aura facit.

Je garde ce compliment pour les Hollandois et les Bavarois, qui me disent des douceurs en prose et en vers,

..... sed non ego credulus illis.

Toutefois, ne dites mot, il s'y en prendra bien d'autres. Demandez seulement en l'université un Tite Live de Gronovius, et les odes de Jacobus Balde, imprimées cette année. Vous les lirez, sans

---

1 Lettres du comte D'Avaux à Voiture, publiées par Amedée Roux, Paris, chez Auguste Durand 1858. 8.

doute, avec plaisir; et je vous connois mal, si vous ne dites, que j'ay trouvé quelque chose de plus que Passerat. Ce, qui me fâche en cela, et qui me découvre à plein l'infidélité de tous ces miroirs, c'est, qu'après avoir leû mon nom presque en toutes les pages de son livre, et de si belles choses de moy en tous les endroits de vostre lettre; comme je pense estre tout glorifié, si je rentre dans ma chambre, j'y trouve un valet qui ne m'admire point du tout: Ecce Adam, dit-il, factus est tanquam unus ex nobis.

Aus Voiture's Antwortschreiben.[1] (Datum fehlt.)

Sans mentir, je juge bien plus avantageusement de vous, sur vos éscris, que sur ceux de Gronovius et de Jacobus Balde, que je trouve, au reste, fort beaux, et représentans bien le caractère de la meilleure antiquité: Mais je n'y apperçois pas la gentillesse ni l'esprit de nostre ancien auteur (Passerat); et si vous avez découvert quelque chose de plus, ce n'est qu'en vous, que vous l'avez trouvé. Voyez, Monseigneur, si je ne suis pas heureux d'avoir rencontré en vous les delices que vostre Aieul aymoit en Passerat, et la protection, que Passerat trouvoit en vostre Aieul.

Aus dem dritten Briefe d'Avaux' d. d. Munster le 6. décembre 1646.

. . . quand il faudra venir sur le sérieux, ne mettez plus Passerat audessus de Balde, en matière de poësie, ni les dépêches du cardinal du Perron audessus de celles du cardinal d'Ossat, en matieres d'affaires... Je n'en say pas assez dans l'hypercritique; mais je me souviens bien que Monsieur Bourbon ne considéroit pas tant l'esprit de Passerat, que sa force et son travail. De vray les seuls titres de ses poëmes où il entasse, en beaux termes à la vérité, tout ce que les anciens autheurs ont dit sur un sujet, nous font bien paroistre qu'il y a plus d'huile et de süeur à son fait, que d'invention, et d'imagiuative. Je ne fais point de doute qu'il ne fust plus savant que Balde; mais si l'invention et l'enthousiasme font principalement le poëte, celuy-cy le surpasse de beaucoup. Je crois aussi, que vous ne vous estes pas donné la peine de le lire; les vers d'un Jésuite ne vous promettent pas des sujets fort enjouës,

.... juvenum curas et libera vina.

---

1 Les lettres de Mr. Voiture. Amsterdam chez Joan de Revesteyn. Ao. 1651 12. p. 372.

Lisez néantmoins, je vous prie, l'ode 16 du livre V; la 26 du livre VIII; la 3 et 5 du IX. Je vous dispense de tout le reste, pourveû que vous ne trouviez pas mauvais que j'aye passé les yeux dessus, et qu'il me soit permis quelquefois de quitter M. d'Ossat, et ad dulces paulum secedere Musas. Vous pouvez vous assurer que la paix n'en sera pas retardée, et que, tout malheureux que je suis, j'ay sujet de rendre graces à Dieu, comme faisoit l'Empereur Antonin, de ce que j'ay fait peu de progres en la rhétoriqne, et en la poësie, dont les délices m'auroyent, sans doute, débauché de tout autre employ, si je les eusse bien connuës. Le temps, que les autres donnent au jeu et à la chasse, j'ay droit, ce me semble, de le mettre à lire des vers.

Aus Voiture's Antwortschreiben d. d. Paris, le 9. Janvier 1647.[1]

Je suis entierement de vostre avis, touchant ce que vous dites de Monsieur d'Ossat. Il n'y a rien de si judicieux ni de si parfait que ces dépeches.... Je ne suis pas si bien d'accord avec vous du jugement, que vous faites de nos deux Poëtes. Vous avez bien deviné, que j'aurois peu lu le Jesuite. Je n'en ay guere vû que les lieux où il parle de vous. L'ode 26 du 8 m'a semblé fort belle; la 3 et 5 du 9 m'ont plû aussi: mais dans ce vers,

Me super ipsa nihil Niobe si docta moveris, ce Niobe la, et cette façon de parler, ne vous semble-t-elle pas plus dure, que la Niobe mesme petrifiée? approuvez-vous ce pulvereum cahos? et ce comatus olor n'est il pas trop hardy? je le trouve aussi un peu plus obscur, qu'il ne faut pour nous autres-gens de Finances, qui ne sçavons guere de Latin; et je n'ay jamais pû entendre manantia vita Flumina praemoneo. Je croy, que c'est en la 3 du 9. Je l'ay demandé à Monsieur de Bailleul, et à Monsieur d'Emery, par ma foy, ils ne l'entendent pas eux-mesmes. Aprês tout, Monseigneur, de ce que je dois juger de cet auteur, et de tous les autres, je m'en rapporte à vous, qui ne pouvez errer, et au jugement de qui je regle toutes mes opinions.

Aus dem vierten Briefe d'Avaux' d. d. Munster le 26. juillet 1647.

Ouy, Monsieur, vous le saurez; manantia vita flumina praemoneo, c'est un avertissement qu'il ayt à éviter les fleuves. Cela est

[1] A. a. O. S. 376 u. 377.

bien clair. Vous aurez veü, sans doute, la dernière ode du huitiesme livre, où il casse son lut de dépit: Jacuere centum fragmina terris. Vous savez qu'en l'endroit dont il est question, la muse luy reproche son insolence, et dit, qu'elle ne luy donnera pas une autre guitarre, nisi ad Galliae legatum respexisset, mais elle la luy preste seulement. Et pour luy faire voir, que ce n'est qu'en faveur d'un tiers, elle predit qu'il la perdra dans les eaux, postquam encomia Galli consummavit; c'est ce que vous verrez accomply dans l'ode 28 du livre IX. Ne vous estonnez pas que je vous envoye si tard ce commentaire; voicy la première heure de bon temps, que j'ay euë depuis deux mois:

. . . . Nostros Fortuna labores
Versat adhuc, casusque jubet nescire futuros.

IV.

In effigiem Maximiliani, Ducis Bavariae.

Quisquis in imperio leges, in legibus aequum
Asseris, et cives moribus ipse facis,
Suspice quem spectas, Bavarum! Tot nomina recti,
Tot virtutum apices Maxmilianus habet.
Irradiat priscos majorum gloria fasces.
Qui se jure ducem, plus ratione probat.
Praelucet titulis pietas regumque coronas,
Sceptraque conjugiis miscet avita suis.
Bella gerit gladiumque aquilis impendit et Istro,
Dum grave momentum Caesaris esse putat.
Et tamen haec pacis studiis se bella tubasque
Tradere, si posset, vellet imago, loqui.

Casp. Barlaei poemata P. II. p. 530.

E Fabii Chisii poemate:
„Iter Ferraria Coloniam."

. . . . . Lux postera Wolfers —
Hausen tecta aperit, quondam statione peracta
Victrici hostilis flamma combusta Süeci,
Prataque, et excultos campos, Phoeboque tepentes

Auras, Munachiumque, senex qua regnat in urbe,
Dux clarus pietate, armis, atque arte regendi,
Quamque Isarus lambit, Boiis Isarisca vetuscis.
Hic ego, privatus visens delubra viasque,
Agnitus excipior curru, sonituque tubarum,
Inque Palatinas deducor comiter aedes.
Innumeras aedes connectunt atria circum
Grandia, porticibus longis circumdatur hortus,
Fontibus exiliunt undae; monimenta decorem
Augent, seu varii lapidis, seu fusa metallo.
Multiplici splendent auro laquearia picta,
Caelatas valvas pretiosa aut marmora cingunt,
Aut plastes variis illudens artibus ornat.
Codicibus cultis hinc Bibliotheca renidet;
Hinc veterum effigies magna spectantur in aula.
Turmaque nobilium stabulo servatur equorum.
Regia, Caesareo hospitio devota, nitescit
Haud minor aetheria solis, quam carmina fingunt.
Impia Suecorum flexerunt lumina regis
Deliciae; obstupuit visis, flammisque pepercit.

Philomathi, musae juveniles p. 73.

V.

Ein Brief Balde's an seinen Provinzial.

†

Reverende Pater in Christo.

Pax Christi.

Ex literis acceptis intellexi omnia, quae fieri debeant. curabo ut fiant. Tradam R. P. Rectori, ut jubet. unde opus[1] jam perlustravi.

In Dedicatione componenda ipse quam maxime sollicitus fui. Panegyricum scribere nolui, quum scirem, sanctissimum Dominum his phaleris non delectari. ergo quid? ex argumento Operis deduxi aliquid, ut saltem hoc ipsum aliquid diceret. Quae omittenda sint, quae in vicem substituenda, monear; faciam, paratus ad medium folium coarctare: nisi fortasse hoc indecorum videri possit. Humillimum non refugi[2], quia vocabulum hoc non inciderat. habui ante

---

1 Urania victrix. 2 Vgl. S. 187.

oculos meos Hermanni Hugonis Dedicationem ad Urbanum VIII. nec ille hoc nomen usurpavit. sed perinde mihi est: utamur. ego in hac re non fiduciam mei, sed directionem alterius libentius sequar. Ceterum Hermannus Hugo ea dedicationi suae immiscuit, quae ego non praesumerem. sed Belgis plura licent.

Ad Tilliana quod attinet et Illustrissimum D. Tillium, qui cum R. V. fuit propterea, scribo sequentia.

1. Nescio quo ego fato contra voluntatem meam saecularibus negotiis implicer, aut qua cupiditate Tilliani (et hic ipse Dominus) erga ineptiam calami mei ferantur. Cum Landishuti adhuc essem, 2 fratres[1] cum D. Nicolao Arimont tentarunt in hoc inducere, etiam promissis praemiis. Dissimulavi. Tentatus fui Ambergae, indulgente nimirum ipsis R. P. Speisero, tunc Provinciali. repuli a me. Veni Neoburgum. iterum tentor a Nic. Arimont.' Quartum Arietem admovit. Ne prorsus silex viderer, saltem non respui, dixeramque ut nihil suarum rerum mitteret, antequam peterem.

2. Continuo aliquod involucrum adfuit parvum, ex quo scribenda Tillias. expresse autem monueram, ut D. Nicolaus nihil mitteret, donec mea absolvissem (et ostenderam Uraniae compositionem in fieri).

3. Explicui involucrum. non reperi manuscriptum pro 3 quaternionibus,[2] Genealogiam, promulsidem Hungaricam, prima proelia, quae etiam proxime explicabo coram R. P. R.

4. Itaque interea ea sc. mea, quae indicaveram, utcunque ad finem perduxi. Quae conditio erat obtrudentibus posita. tunc quoque nihil sciebatur de certa compilatione Historiae Bavaricae. jam editur.[3] Vel Tillius descriptus est, et lustrabimus: vel non; et hoc ipsum scire oportet.

5. Petita sunt et illa adjungi, quae in Poematum meorum libris continentur, ubi Tillii mentio facta est, quae jam curavi describi.

6. Optimum fuerit, ipsi Illustrissimo scribere, quod fortassis proxime faciam.

---

1 Neffen Tilly's. Nik. Arimont war ein Edelmann aus Lüneburg, der in Ingolstadt, während Balde dort lehrte, Philosophie studirte. Mederer II. p. 280.

2 quaternio in vier Blätter gelegter Bogen.

3 Adlzreitter's Annalium Boicae gentis Part. III. Monachii 1662—1663.

7. Quid multis. Aliqua epitome Tilliana, non historia expectanda est.[1]

R. P. Rector nihil a R. V. accepit. illi, ut monet, totam Uraniam consigno meam. mittatur ad illum Dedicatio etiam. studebimus emendare. judicio ejus stabit. His me R. V. ss. Sacrificio humillime commendo.

Neoburgi 24. Jan. 1663.

Rae Vrae

Rdo Pri in Chro
P. Christoph. Schorrer
Visitatori et Viceprovinciali
Soc. Jesu per Superiorem Germaniam
Dilingae.

indignus
F. et S.
J. Balde.

VI.

Argument oder Kurtzer Bericht zur Comödie Jocus serius theatralis.[2]

Das bißweilen auß Schertz ein Ernst werde, gibt die tägliche erfahrnus, vnd waißts niemandt als jedermann: Zwar hört man offtermals, nach beschehner Sachen die Menschen also reden: Wie ist dieser vnd jener so seltzam? kan er dann keinen Schertz verstehn? Warumb hat ers so geschwindt in Ernst auffgenommen, hab ich doch nur geschertzt, will hinfüro das Schertzen wol bleiben lassen. Vnd was wöllen wir weiters? Geschätzt, das der Anfang kurtzweilig, vnd das Schertzen so behuetsam, als es sein kan, ist nichts desto weniger zuförchten, es möge der Ernst den Bossen zerreissen, vnd anderst außlegen, was wol gemeint war. Die Centauri (wie die Poeten dichten) haben nit gleich einander Stüel vnd Bänk in das Gesicht geworffen, sonder seindt voran fridsam zu Tisch gesessen, lustig gewesen, wacker eingeschenkt: hat einer villeicht auß deß andern Rohr getruncken, kurtzweil halber die Täller auff den Tisch geräblet, mit den Fingern auß dem verschütteten Wein, kleine Berglin vnd Wäldlin auff den Tisch gemahlen, die Salzbüchslen vmbkehrt, vnd auß lauterem Schertz gegen einander fahren lassen. Nimb war, bald darauff flüegen die außgeschlagne Ofenkachl hin vnnd her, die Trünck-

---

1 In Balde's Nachlaß soll sich wirklich eine Biographie Tilly's befunden haben. Lang, Geschichte der Jesuiten in Bayern. S. 164.

2 Eigentlich ein Quodlibet tragikomischer Scenen. Vgl. S. 38 u. 39 in d. Anm.

stuben wirdt abgebrochen, vnnd schießen die Drümmer den wilden Gästen in das Gesicht, bleiben kaum die läre Wändt stehn, das Tischtuech ist jetzt guet die Wunden zuverbinden. Ist freylich auß dem Schertz ein Ernst worden, unverhofft, geschwindt, vnd ein grober Ernst. Also wöllen wir dann, zugeschweigen diser obgemelter barbarischen Völcker in vnserer Comico-tragoedi acht andere Historien fürstellen, in welchen der Schertz in Ernst ist verkehrt worden. Vnd wer wolte glauben, daß der Teuffel selbst mit Schertzen sein Nasen verbrennt hat? wann dises nicht gewise Historici bezeugten. Ramirus hat gescherzt mit den Todten, Stephanus mit dem Teufel, ein Philosophus mit dem König Nino, Ninus mit seiner Semiramide, ist allen saur gnueg worden. Palaeologo dem Kaiser, Genesio einem Gauckler ist's besser gerathen: Jener hat die Gesundtheit, diser die Marter Cron mitten vnter dem Schertzen erlangt. Wie volgt.

Preludium Comicum.

Trisignor ein mildt Dägenreicher ruhmsichtiger prachtHanß, laßt sich von seinem außgestochenen SchiltJungen Vulpino vberreden, die gantze Comoedi mit allem Apparat seye zu sondern großen Ehren seiner, deß dreyfachen Herren Trisignor's angestelt. Gefahlt jhme derhalben selbsten wol, vnd erzehlt mit langen, grossen, braiten Worten, seine ritterliche Thatten, welcher vom Bohemischen Krieg her, biß auff dise liebe stund (in großer Frid vnd Ruhe, dahaimb hinder dem Ofen mit öpfel bratten) verrichtet hat. Treibt dises geschwätz so lang, biß er von etlichen Trabanten mit gar schimpfflichen Worten hinder das Theatrum gewisen wirdt.

Interlocutor gibt seinem Spectatori die Comoedi geschriben vnd expliciert jhm den gantzen Verlauff, darzue er dann alleweil mit jme auff dem Theatro verbleibt.

Actus I.

Scena 1.

Stephanus ein Edelman wol bezecht rüeft an statt seines Dieners Getam dem Teuffel, daß erjhme die Stiffel außziehe, Er nit faul vnd kombt, diser Diener aber braucht ein newe weiß zu famulieren, dann er die außgezogne Stiffel sambt den Sporen, dem Herrn selbst vmb den Grindt rhumer schlagt, auß welchen er (der Herr) gemerckt, daß er der Teuffel war, welcher dem Herrn sein Schertz verkehrt hat. Ex Greg. Magno.

Scena 2.

Eben diser höllische Geist, hat auch mit seinem Schertzen eingebüeßt, dann er wünschte dem Dunstano alles Vnglück, vnd sich selbsten inn die Schmitten, allweilen diser Schmid von wegen seiner Keuschheit das glüendt Eisen vnverletzt berüren derffte. Damit er ihne zum Fahl brächt, nimbt er ein schön Weibs gestalt an, vnd begert mit geschertzigen Worten dem Dunstano zu Liebkosen: Aber er hat den Bossen gemerkt, zuckt sein Zangen, vnd verbrennt dem schertzigen Teuffel sein Nasen, mit welcher er auch abgezogen. Auß S. Dunstani Leben.

Actus III.

Scena 3.

Genesius Mimus, auff anhalten etlicher Hof Herren fängt an seine Bossen zu treiben, sonderlich aber das gespött auß den Christen, welchen er alles, was sie zu thuen pflegen, äffischer weiß nachthut. Vnnd damit das Gelächter nun laut genueg seye, begert er Getaufft zu werden, vnd in diser gleichßnerischen Andacht, den vmbstehenden Volk zugefallen. Wirdt aber gähling wunderbarlicher weiß von Gott bekehrt, das, was er nur Schertz weiß, vnd auß Muetwillen verrichten wolte, dasselbe nachmalen recht ernsthafftig begehrte.

Scena 4.

Januarius ein Catholischer Priester tauffet jhn, Diocletianus kombt darzu, vnd hat ein sonderliches wolgefallen ab disem (wie er vermainte) Christi Gespött: Mehrern Lusts halber last er jhne für Gericht vordern als einen Martyrer, wolte sehen, ob er das Gelächter beständig verhalten könde, vnd die bossierliche angenommene weiß gantz außtreiben. Fragt jhn derohalben, von Christo, von Glaubenssachen vnd dergleichen. Aber Genesius redete dem Kaiser dermassen zue, dz er sich ab solcher geschwinden veränderung entsetzte. Fluechet vnd donnert vber die Christen, vnd weil Genesius den Göttern nit opfern wolt, last er jhn enthaupten. Bar. ann. 10. 3. Anno 303.

Interlocutor macht der gantzen Action ein End. Zeucht etliche guete Puncten vnd nützliche Lehrstücklen, auß allen obgesagten Geschichten, welche er den Spectatoribus heimzutragen verehrt.

Alles zu grösserer Ehr GOttes.

VII.

Balde's Grundanschauungen über die Dichtkunst.

Aus dessen dissertatio de studio poetico ausgehoben von Albert Knapp.

Niemand hoffe durch blos grammatische und sprachliche Studien ein wahrer Dichter zu werden. Viele Grammatiker sind ein großes Donnerwetter, und wie an vielerlei Aerzten schon Kaiser gestorben sind, so wird die Jugend oft durch viele Grammatiker zu Grunde gerichtet. Ein Dichter werde — nicht ein bloßer Versificator, der sich in seine Regeln hineinklemmt, und mit Namen und Silben zankt, als ob diese die Sache selbst wären!

Zu einem wahren Poeten ist eine gründliche, philosophische und historische Bildung unerläßlich, und ein junger Mann sollte die dichterische Feder nicht ergreifen, er habe denn vorher tüchtig studirt, wohlverarbeitetes Material gesammelt, weil er sonst stets wieder auf alte, längst abgedroschene Dinge zu verfallen Gefahr läuft. Junge Leute sollten vorher mit allem Fleiße ausstudiert haben, ehe sie zu dichten beginnen; denn wenn sie des Stoffs und des Styls nicht mächtig sind, und von dem äußeren Reichthum des Universums nicht den erforderlichen Zuschuß zur Verleiblichung ihrer Gedanken haben, so werden sie bald wieder aus dem poetischen Sattel geschnellt.

Aber bei dem Allen macht bloße Formbildung und Gelehrsamkeit den Dichter noch lange nicht aus. Systeme kann man erfassen, aber aus Erfassung von systematischen Gedanken geht noch kein Dichter hervor. Einem Commentator liegt das heilige Helldunkel eines ächten Poeten wohl auch im Mittagsglanze vor Augen. Er mißt den Gedankenentwurf und zählt die Schönheiten an den Fingern her, wie wenn er sie selbst erfunden hätte. — Aber laß ihn einmal selbst etwas erfinden und dichten, so ist seine Kunst sogleich am Ende.[1] Er schreibt wohl vom Lorbeer, erwirbt aber keinen. Auch durch bloße Nachahmung, durch bloßes Sicheinleben in einen vorzüglichen Dichter wird man noch kein Poet. Das wahre Talent verläßt ohne Selbstübersteigerung die ausgetretenen Geleise. Die Philosophie sucht Wahrheit, nicht Neuheit. Die Poesie aber verlangt neue Freude, neue Gebilde und daher Selbsterfindung. Wer nichts Tüchtiges, Neues erfinden kann, ist kein wahrer Dichter, dessen Gabe in dem ungewöhnlichen Neuen besteht, das mit Liebe, Heiterkeit, Witz, Scharfsinn und Humor den Hörenden überrascht, und dennoch an seinem unverbor-

---

1 Das sollten sich unsere stolzen Literarhistoriker auch ein wenig zu Gemüthe führen! Anm. Knapp's.

denen Grundgefühl als etwas wahrhaft Lebendiges und Erquickendes anklingt. Wir sollen hiebei von den Alten lernen, ja sogar sie bis auf einen gewissen Grad in der Formation nachahmen, aber wir sollen an solchen Mustern studieren, um selbst Muster zu werden. Der alte Wein soll in unserem Kelche mit neuer Anmuth und Würze duften.

Bei der Poesie aber kommt es viel auf die Naturanlage und vor allem auf das Temperament an (Humor). — Das Phlegma taugt am allerwenigsten für die Dichtkunst. Das beste Temperament zum Dichten ist aus dem Rothen und Gelben, d. h. aus dem Sanguinischen und Cholerischen gemischt, welche beide dann ein gewisses harmlos-melancholisches Element bilden, damit das gehörige Dunkelklar, die geheimnißvoll-magische Mischung von Licht und Schatten, von Heiterkeit und Ernst, von Freude und Wehmuth entstehe. Ein wahres Gedicht muß aus dem angenehmen Dunkel tiefer Empfindung anmuthvoll emporsteigen — und das läßt sich nicht machen, sondern will empfangen, aber daneben mit ruhiger Gedankenkraft überlegt sein. Es muß ein geheimer Kampf in der Seele vorgehen: frohe und trübe Laune; sauer und süß; schweigsam und beredt; hitzig und sanft; rauh und freundlich; abstoßend und anziehend; düster und liebevoll anlächelnd — so daß aus der Bitterkeit das Süße, aus dem Haß die Liebe, aus dem Krieg der Friede, aus der Finsterniß das Licht hervorgeht. — Auf dasselbe Princip muß der Musiker seine Harmonien, der Maler seine Schöpfungen gründen. So wird die Poesie ein würziges Salz der Erde. Die wahre Schönheit entsteht aus Versöhnung und Vereinigung geheimnißvoller Gegensätze, aus der Harmonisirung der Extreme in einem lebendigen, friedsamen Mittelpunkt, worin das Männliche und Weibliche, das Hohe und Niedrige, das Selbstständige und das sich Hingebende, das Ausströmende und das Empfangende in den verschiedensten Begegnungen und Verhältnissen zu einer lichten organischen Einheit zusammenfließen — und die Triebkraft zu all' dieser Vereinbarung ist nichts Anderes, als die Liebe, gepaart mit der allen Schöpfungen, Gesetzen und Führungen Gottes unabänderlich innewohnenden Wahrheit. — Aus diesem harmonischen Zusammenfluß der Wahrheit mit der Liebe wird die echte Schönheit, und ebendamit alle probehaltige Kunst, alle lebendige, bleibende Poesie geboren. Wo aber der Liebestrieb mit dem Unwahren, mit der Lüge sich vereint, da entstehen tausendfältige Mißgeburten.

Auf solchen Principien, schließt Knapp seinen Auszug, ruht Balde's Poesie — und wer kann edlere aufstellen? [1]

[1] Christoterpe, 1848. S. 333 ff.

Uebertragungen aus Balde's Werken.

1.

An Churfürst Maximilian I.

Die göttliche Vorsehung.

Lyr. IV. 1.

Woher dies stetig wogende Wechselspiel
Von Nacht und Tag? Wer ordnet der Wolken Flucht,
Der Sonne Lauf, die Wandelsterne,
Und die geflügelten Reih'n der Stunden?

Der Winter thaut vom Athem des Lenzes hin.
Mit schlanker Ceres schreitet der Sommer nach.
Ihn kränzt der holde Herbst mit Trauben,
Bis vor dem eisigen Nord auch er flieht.

Durch welchen Anstoß webt der gewalt'ge Bau?
Wer schwingt den Erdball, leitet das flieh'nde Meer
Zur Küste, wenn an Mondeszügeln
Willig die Fluthen zurückebranden?

Gesetzen folgt Jedwedes. Ein Gott, ein Gott
Thront allentscheidend über dem Weltenring
Und dämmt mit Weisheit ein die Tiefen,
Wägt, o Gebieter, die Wasserbrunnen,

Die hochgeschwoll'nen. Sorgsam in Herrscherkraft
Setzt Er den Strömen Ufer, und Felsgestad'
Dem Meer. Allein unendlich, lenkt Er
Sichtenden Aug's und gelinden Machtwort's

Der Menschheit Loos, allwaltend im Sphärenklang
Des einen Willens. Ob Er die Zügel straff,
Ob lock'rer hält, es ist derselbe.
Er, der Veränd'rung und Glück und Unglück

Säht aus dem Erdball, welcher der Völker Noth
Und Angst und Hoffnung, welcher den Unbestand
Der Throne schickt, und des Chaldäers[1]
Ahnenden Traum mit dem Riesenstandbild.

---

1 Nabuchodonosor sah im Traum eine Statue aus Gold, Silber, Erz und eisengemengtem Thon, welche in sich zusammenstürzend die vier sich nacheinander verschlingenden Weltmonarchieen, Babylon, Persien, Macedonien und Rom versinnbildete.

Von Erzen schillernd hatte das Ungethüm
Den stolzen Vorwitz, der um das Künft'ge frug,
Erschüttert und ganz Babylon in
Schrecken gejagt mit erhab'nem Wunder.

Der jeden Zeitraum aus dem beschiednen Born,
Der Silber, Gold und Eisen entströmen ließ
Auf's Weltgefild, Er schmückt des Daseins
Jahre auch Dir, o beherzter Wahlfürst,

Mit heiterm Frühling. Seiner Gestirne Glanz
Geht her vor ihnen. Immer geschäftig zwar,
Vergang'nes in das Jetzt zu mengen,
Führte durch helle und finstre Loose

Er unversehrt Dich, wenn Er Dir bald das Glück
In strengem Aufschub kündete, bald Dein Haupt
Von sonnig mildem Tag umweh'n ließ.
Er hat die Feinde Dir all' entmuthigt.

Er trog durch List sie, trieb sie mit Sturm zurück,
Bezwang mit Waffen, hüllte in Glut sie ein,
Ersäuft' im Strom sie, und versenkte
Spurlos der Knirschenden Wehr und Rüstung.

Der Tag bei Wimpfen,[1] wahrlich an Todesgrau'n
Ein andres Kannä, jagte zu tiefst hinein
In's faule Moorschilf jene wirren,
Kläglichen Trümmer des flieh'nden Durlach.

Und Lutters Höh'n,[2] noch heute von Dänemark
Verwünscht in schwarzen Blättern, sie färbten sich
Vom schäumend rothen Blut der Cimbern.
Wenige Reste, bei düst'rer Herbstnacht

Der Heimat Sümpfen wieder zurückgesandt,
Erzählten angstvoll lauschenden Müttern dann
Ihr schaurig Schlachtgeschick, erzählten's
Jammernden Wittwen am öden Lager.

---

1 Hier schlug Tilly am 6. Mai 1622 den Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach.

2 Dort besiegte Tilly den Dänenkönig Christian IV. am 27. August 1626.

So spricht der Seher: Gern, wenn die Wange schwillt
Zu stolzerm Machtwort, bersten die Hoffnungen.
Die allzuvoll mit Wind gelad'nen
Bälge, des Windes Gewalt zersprengt sie.

Doch sieh', wir steh'n in Mitte der Kämpfe schon.
Kaum schloß der Böhmen Janus die Pforten auf,
Die schicksalsvollen, da schon blinkten
Austria's Zelte von Deinen Rauten.

Seitdem erhub in nichtigem Uebermuth
Prag's Winterkönig seines Verrath's Panier,
Wie drangst du bei des Krieges Brandung
Siegend durch immer erneute Stürme

Auf's Wort der Tugend! So wie auf Herakles
Die böse Sieben, Juno, gelastet, wie
Eurystheus, ew'ger Müh'n Erfinder,
Selber erlahmt, zu erhöh'n dem Knechte

Die Wunderproben: ähnlich erschlugst Du, Fürst,
Beglückten Arm's die Bestien hingereiht,
Den Nessus[1] uns den stammvergess'nen
Leu'n und die Stiere, die feuersprüh'nden,

Die Hydra dann, und Vipern, die rasender
Als Lerna's Drache, tödtlichen Geifer spie'n.
In Trümmern liegt so vieler Gräuel
Knotige Kette, zerhau'nen Schloßes.

Wo soll mein Staunen gipfeln? Er sank dahin
Aus großem Wagniß, Nordens Antäus[2] sank,
Und noch sein Mutterland zu finden
Ward ihm versagt auf den Ebnen Lützens.

Doch Cacus[3] schlang, ein wilderes Ungethüm,
Den Speer zu Eger in die gebot'ne Brust
Hochaufgereckt, und stürzend sühnt ein
Riesiges Opfer gerechte Rache.

---

1 Diese Unholde haben ihre bestimmte Beziehung auf Mannsfeld, Friedrich V. von der Pfalz, den Seekönig Christian IV. und die übrigen Gegner Maximilians.

2 Gustav Adolf, König von Schweden. Fiel in der Schlacht bei Lützen am 6. November 1632.

3 Generalissimus Wallenstein, ermordet zu Eger am 18. Febr. 1634.

Du warntest längst, ein Seher, wie unvermerkt
Von seinen Hebeln wanke des Reiches Grund,
Der Zauber arger Höllentränke
Witternd an ihm, und das Nest der Brauen,

Darin erwarmte, sänftiglich eingehüllt,
Ein nackt Verbrechen, bis es geflügelt drang
An's Tageslicht, und grau'nerregend
Als Basilisk sein entsetzlich Ei brach.

Da ward denn endlich, endlich ein Ohr geschenkt
Der wahrsten Mahnung. Endlich erschimmerte
Die Weisheit aus den Lügenwettern
Mächtiger, winkte aus Neideswolken

Aus dichtgeballten, sonnigen Angesichts,
Und allergreifbar stund sie am Weg, begrüßt
Mit offnen Armen. Sie nur war es,
Die Dich gelehrt, der Rebellen Keile

Und Schlangenbahnen pflügend hindurchzugehn,
An Ruhm bereichert, größer erwiesen stets
Vom Druck des Schicksals und der Mißgunst.
Feindesgeschoße nur schärften Deines.

Bedrängt vom Schmerze magst Du den Tapfern seh'n,
Gebeugt bisweilen, aber bezwungen nie.
Es senkt sich kaum berührt, die Weide —
Stolzer erhebt ihr Gezweig die Palme.

Nie sind vergessen, welche so gern der Herr
Vergißt zur Prüfung, wenn sie die Wunde nur
Mit Schweigen dulden, und nicht zaudern,
Harten Geschicken die Brust zu öffnen.

Mit mir, Du Großer, blätt're die Zeiten durch,
Und schau das Heute staunend dem Einst gepaart.
Bewegt von ungeahntem Glücke
Mußte das Dunkel den Tag entzünden.

Dein Lebensabend hat zu der Lustren zehn
Neun Doppeljahre reichlich hinzugefügt,
Noch unverdüstert, unverwelkt noch,
Nimmer entblättert. Der Jugend Scepter,

Dein Arm ermüdet's, aller Geschäfte Wucht,
So schwer sie drückte, nervig bewältigend.
Die Gegner wollten Dich vernichtet,
Wollten gemordet Dich schau'n, doch lebst Du,

Und so viel froher, da zu den Schatten hin
Die Feinde sanken. Dich von der Väter Thron
Zu stürzen sann ihr Plan: im Erbe
Herrschest Du fort; Dich im Staub zu plündern:

Da sproß der Lorbeer glänzender Siege Dir;
Mit argen Tücken niederzuhau'n Dein Heer:
Doch immer wach fliegt Deiner Reiter
Stürmische Wolke auf offnem Feld hin.

Ob Dich der Schwede wähnte zermalmt, Du stehst,
Ob todt, frohlockst Du. Die sich Dein Fürstenschloß
Noch jüngst geträumt als neuen Wohnsitz.
Ruhen bestattet in niedrer Urne.

Die bleigetroffen, die von der Fluth verschwemmt,
Die sumpfbegraben, stiegen verschiednen Tod's,
Doch gleich an Gräbern sie zu Haufen
Nieder in's dunkle Verließ der Leichen.

Darunter manche, die der Verwüstung Fluch
Auf's Banner schreibend, alles der Glut zu weih'n
Sich angeschickt — da sank die Lohe;
Rings zu verheeren des Landes Markung —

Da wogt's alljährlich, üppiger Ernte voll;
Auf Bürgermord zu häufen der Städte Schutt —
Sie steh'n verschont, und gleicher Zierde
Fügt sich der alten die jüng're Mauer.

Was eingeschüttet, steht nur gewalt'ger auf
Mit neuem Bollwerk. Giebel an Giebel steigt.
Altäre prangen. In den Tempeln
Wühlte der Finne mit frevlen Krallen —

Zahlreicher heben jene das Aetherhaupt.
Zur Stadt hernieder ließ sich auf offnem Markt
Der großen Jungfrau Schutz. Aus Unheil
Träufet uns Glück, wenn gebeut der Himmel.

Mit tiefen Hauern wollte so mancher Feind
Den Stamm der Boier völlig entwurzeln schon,
Da wuchs unsterblich neue Frucht an.
Wollten verfinstern des Ruhmes Sonne —

Sie strahlt von neuem; Hemmen das Machtgebot,
Und weiter drang es. Gönnte doch Heidelberg[1]
Bereits dem Jüngling keinen Sprossen!
Seltner Erfolg — unerhörte Fügung!

Dem Greise schafft ein doppelter Erbe Trost
Und Vaterfreude. Mählig verscheuchet Dir
Die Sorgen, mählig krönt Dein Alter
Ferdinand hold, die erblüh'nde Rose.

Schon ward er Bruder, schon ist an Castor eng
Geschmiegt ein Pollux. Schon zu Geplauder fließt
Sein herzig Lachen, schon durchirrt er
Deine Paläste — ein kleiner Heros.

2.

Gerechte Klage der allerzeugenden Natur wider die undankbaren Sterblichen.[2]

Lyr. IV. 9.

An dem Bergquell saß ich, dem eichumhegten,
Und mein Aug' hing froh an der wald'gen Bühne,
Die hier aufsproß, hing an der Isar krummem
Hallendem Strande.

Da, versenkt in's Bild der Gehölzesdämm'rung,
Schreckt' ich unsanft auf, denn ein riesig Wesen
Hub im Eichlaubweh'n mit dem zagen Dichter
Laut ein Gespräch an.

Fels umthürmt ihr Haupt, die erbleichte Locke
Flattert bandlos hin, das Gesicht ist furchig
Von der Zeit Pflugscharr', des Gewand's entledigt
Athmet die Brust ihr.

---

1 Churfürst Friedrich V. von der Pfalz, Maximilians Vetter.
2 Mit Kürzungen.

Schreibe hin, mein Sohn, der Bavaren Sänger,
Schreibe hin, so klangs, der Natur geweihte
Rechte, tief grab' ein in die Buchenrinde,
Was ich dir klage.

Und ihr Mahnwort scholl wie der Fluthendonner,
Wenn die Donau wälzt in das Meer den Eisstoß,
Und ein Sturmwillkomm die zuerst gefund'ne
Woge der See grüßt.

Blödes Volk, stets hast du gewünscht Versagtes!
Um den Gaumreiz mehr zu genießen, einst des
Kranichs Hals, einmal, wie ein Knabe that, die
Nüstern des Nashorns.

Flügel wünscht der hier, doch ein fleh'nder Nachbar
Zieht die Schwimmkraft vor dem Gefieder Dädals,
Und ein Greis hofft gar, wie die Kräh'n, zu schaun drei=
Hundert der Lenze.

All mein Werk mißfällt. Der versunkne Pöbel
Kehrt mit Undank sich von den besten Gaben,
Und ist zehnmal reif, in die selberbet'nen
Uebel zu stürzen.

Wo ich Eintracht schuf, da entzwei'n die Thoren.
Nützten all' ihr Pfund nach der Weisheit Regel,
O wie froh dann säh'n, o wie glückberauscht sie
Auf zu der Geb'rin.

* * *

Tadler seh'n nicht ein, was sie anders wünschen.
Wer des Nachbar's Herz in krystall'nem Busen
Möchte schau'n, der wies' ja sein eignes Inn're
Nimmer nach außen.

Wenn verlieh'n euch ward nur der Zungen eine,
Saget, weßhalb zischt ihr so doppelzüngig?
Voll der Unschuld war und dem Truge fremd der
Stamm, den ich zeugte.

Jenem Urbild, ach, wer entspricht ihm annoch?
Wie vernunftlos ras't und erbebt und haßt ihr!
Stiergebrüll tönt rings, ich erblicke Löwen,
Bären bedräu'n mich.

Welche Rachgier kocht aus den tiefsten Fasern
Jeder Brust? wer liebt und ist frei von Schande?
Tobt ein Unheil mehr, als der Zorn, der Morde
Häufet zu Hügeln?

Ach, zu all dem tritt die entzäumte Habsucht.
Schon das Kind, kaum los von den Windeln, träumet
Stolzer Herrschaft nach, und bereits der Welten
Eine genügt nicht.

Die von Mittagsglut zu Metall gekochten
Dämpfe sprüh'n trugvoll für das Aug', ich wußt' es,
Meine Vorsicht barg denn in dunkler Grube
Jeglichen Goldstrahl.

Ruht das Erz gleich tief, es erspäh'n's die Knappen
Giergedrängt alsbald, und sie bringen ein bis
Auf des Bergschachts Grund, in des grausen Pluto
Nächtigen Vorhof.

* * *

Keiner nimmt zur Hand ein Gefäß von Buchen.
Nur Smaragd, hochschäumend vom Herbste schwingt man,
Cyperwein trinkt gut sich aus Perlen, 's wird die
Perle getrunken.

Sparterzwerglein bau'n mit des Marmor's Quadern
Ueber's Dach aus. Drin im Krystallgemache
Dampft ein See. Hochan ob des Hauses Giebel
Wiegen sich Wälder.

Selbst die Meerfluth stäupt mit erzürnten Geißeln
Ein Tyrann, wild droht er dem heißern Phöbus
Pfeile, Faustschlag droht er den Aeolsbacken,
Und mir die Ruthe.

Ach, wohin dein Lauf, du gebeugtes Thier, du
Winz'ger Erdantheil? Es entschwand dein Ursprung
Aus dem Lehm vollends dir, o Staub und Asche,
Lüftchen und Hauch nur!

Allzu schutzlos hängst du verbot'ner Lust nach,
Und verschmähst drob mich, du bethörter Sprößling.
Warum eilst vom Ost du hinab zum Westen,
Fliehend die Mutter?

Zeuge sei Themis, die mir Schwester, Zeuge
Nemesis, die folgt dem Verrath, du büßest!
Ihr Gericht scheu' bang, da sie eingedenk des
Rechts und des Unrechts.

Als im Eichlaubweh'n die Natur geklagt dies,
Brach sie trauernd ganz in sich selbst zusammen.
Doch mein Haupt umstarrt', im Ergrau'n der Haare,
Eisiger Schauder.

3.

An die jungfräuliche Mutter.

Um einen seligen Tod.

Lyr. IV. 49.

Du meines Lebens hehre Beschützerin,
Und zweite Hoffnung, der ich mein Alles, und
Mich selbst gewidmet, gib, bevor mir
Winket das Loos und verhüllt mein Auge —

O gib mir Thränen, heiliger Sühne voll
Und süßen Schmerzes, meine Vergeh'n zumal
Versenkend in des Meeres Abgrund.
Löse sodann mir den Faden, Jungfrau,

Mit zartem Finger. Keine der Alten drei
Vom Sagenlande stürze den Rocken mir.
Mich faßt ein Grau'n. Entwinde einzig
Du mein Gespinnst, wenn es je mein eigen.

So bet' ich sehnend: Fließe mein Lebensrest
Nun aus des Herzens Urne, die stille Fluth
Münd' ein ins Meer des höhern Daseins,
Und es vermähle die sanften Wellen

Mein Isarborn den Tiefen der Ewigkeit.
So bahne hilfreich, Mutter, und mildere
Des bangen Todes unabwendbar
Dräuenden Weg, und die Seele wiege

In Friedensschlummer. Mögen Dir Schätze weih'n
Und Tempel andre, bringe so mancher dar
Der Lämmer heil'ge Zahl, die Stufen
Feierlich netzend mit reinem Blute:

Doch ich will knieend harren und sinke selbst,
Mit Weihebinden faltig das Haupt umhüllt,
Vom Lorbeerkranz die Stirn umflochten —
Sterbend vor Deinem Altar als Opfer.

4.

Mariä Himmelfahrt.

Lyr. III. 7.

Als, o Jungfrau, ganz Du enteilt der Erde
Ueber Sternhöh'n zogst, an demselben Tage
Neigten blüthumschneit sich die ew'gen Hügel
Fromm Dir entgegen.

Süß im Anblick Dein ist erwacht der Himmel
Chor und fernhin klang's: „Wer ist Jene, die aus
Rauher Wildniß Nacht da heraufsteigt, und aus
Schrecklicher Oede —

Welche Fürstin schwebt da empor? O ganz schön
Perlet Sie vom Thau des Entzückens über,
Und in's Frühlingsweh'n, am Geliebten ruhend,
Athmet sie Blumen.

So, wenn Vollmondglanz in das späte Dunkel,
In sein Reich einzieht — da verglüht der Wagen,
Es erbleicht Arktur, und gesenkt die Lanze
Schwindet Orion.

So, von Antlitz hold, in Umstrahlung lächelt
Phöbus mild hervor durch Aurora's Thränen,
Wenn den Vöglein all, den geschmückten, goldnen
Morgen er zuruft."

Während klang solch Lied, von des Sohnes Armen
Mehr erhöht und mehr, überragst Du Alles,
Was nicht Gott ist, tauchst in der Gottheit ganze
Fülle den Geist ein.

Tauch' ihn ein, doch laß von dem süßen Abgrund,
Den so endlos tief Du geschlürft, ein Tröpflein,
O nur eins herthau'n und die Thränen lindern
Unseres Erdballs!

6.

An die seligste Jungfrau.

Im Begriffe, nach Ebersberg zu gehen.

Lyr. III. 11.

Da ich mich wiedrum, müde des Rednerstuhls,
Der Sorg' entlaste, und auf beschwingtem Rad
Hinfliegend Ebersbergs gewölbtem
Waldesversteck mich gefangen gebe —

Bewahr' gesund mich, Mutter der Freude Du!
Mit sonn'gem Antlitz banne das Schneegewölk!
April, der rauhe, mög' erwarmen,
Bis er verhaucht in gelinden Westwind.

Und traut mein Kahn der Bläue des nahen See's,
Laß dann Gewässer, friedlich und träumerisch,
Auf jährlich ausgedienter Eiche
Gütig mich, sonder Gefahr, durchpflügen.

Doch nicht umsonst. Kaum führ' ich das Ruder je,
Das treugelenke, ohne ein holdes Lied,
Darin ich grüße jenes Segel,
Welchem der Name ward: „Schiff des Kaufmanns."[1]

O Du, vor allen Nymphen an Schätzen reich,
So werd' ich rühmen, führtest uns Früchte zu,
Auf fernen Himmelsau'n gepflückte,
Stilltest der schmachtenden Welt den Hunger.

Wohlan mein Hort auf spiegelndem Wellenplan,
Mein huldumflossner, lächle dem Sänger zu,
Alsdann zu dunklen Kränzen flecht' ich
Dir, o Kymoboce, Schilf und Zweige!

---

1 Navis institoris. Parab. Salom. 31. 14. Von den hl. Vätern auf Maria bezogen.

7.

Klagegesänge über Deutschlands Verwüstung.[1]

I. Gesang.

Weh, aus den wirren flatternden Locken nimmt
Die deutsche Jungfrau schmerzlich die Rosenzier;
Entstellt ist bis zum Grau'n ihr Antlitz.
Weh, sie bestreuet ihr Haupt mit Asche.

Welch gellend Jammern schlägt mir ans Ohr und rührt
Den Wolkensaum? Die unüberwindliche
Weltkönigin — sie sitzt geknechtet,
Kinderberaubt und in Wittwentrauer.

Wie wenn von Berghöh' bröckelt ein Felsenblock
Und schmetternd abrollt — also, mein Kaiserreich,
Fielst du auch gählings. Ferne Länder
Machte dein donnernder Sturz noch beben.

Die nimmer träge Rache, sie naht, geknüpft
An ihr Verhängniß. Ueber die Saaten schwingt
Ein reifer Abend seine Sichel.
Hart an dem Frevel schon dräut sein Rächer.

O mögt ihr Augen dunkeln! Es löse sich
Der Schmerz in Wogen! Rhodope's Fernern gleich
Möcht' ich in Bäche ganz zerfließen,
Thau'n in des Hämus ergoßnen Eisgang.[2]

Fluth' aus in Ströme, schwindendes Lebensmark!
Gefangne Jungfrau'n seh' ich zu Haufen dort
Und weine, seh' der Jugend Blüthe
Krümmen sich unter Vandalengeißeln.

Großthaten, nimmer glaublich dem Alterthum,
Und keiner Zukunft glaublich, hat unsre Zeit
Schamlos verübt, die eisenrauschend
Wogt von der Uebel vereinter Sündfluth.

---

1 Silv. lyr. IV. Zum erstenmale übersetzt

2 Rhodope und Hämus, Gebirge in Thracien.

Seit uns im Rundtanz jener Kometenschweif[1]
Glühroth erschienen — wann hat ein gütig Jahr
Mir je gedämmert? Ueber Nordens
Ströme, die brausenden, floh der Friede.

Der Krieg, ein Sämann, schaute schon dreißigmal
Ein Feld von Lanzen gräßlich herangereift,
Centauren, eine Cadmusernte,[2]
Färbten die Furchen, die waffenschwangern.

Schier unbewußt, doch sicher zerschlägt mein Arm
Den bangen Busen. Seufzend erdulde ich
Mißhandlung und der Strafen schwerste,
Fallend als Opfer der Hunnenmordlust.

Geschoßdurchwundet, triefend von edlem Blut,
Versengt von Brünsten — Erde, was athme ich noch?
Auf welche Gräuel soll ich harren,
Welcher Vernichtung entgegenaltern?

Ich ring' in Wehen, aber gebäre nicht.
In tausend Bildern schreckt mich der sichre Tod.
Im Herzen Angst, den Feind zur Seite,
Bin ich von außen bedrängt und innen.

Des Reiches Burgen, Schanzen und Wälle selbst
Leih'n keinen Schutz mehr. Wolkenanstrebende
Wartthürme, stolze Thor' und Mauern
Stürzten zusammen, den Grund verschüttend.

Stahlfestes Bollwerk ist in die Luft gesprengt,
Als wären's Hüttchen, Riegel und Schloß zerbarst.
Der Bauten Maßstab seht im Schutte;
Lernt aus dem Grab das Begrab'ne ahnen!

Weit gähnt die Stadt, weil zagend die Bürger floh'n,
Gleich wunder Kinnlad', jeglicher Speise leer,
Der unter blutig wildem Faustschlag
Brachen entwurzelt die Reih'n der Zähne.

---

1 1618, vor dem Ausbruche des großen Krieges, erschien ein Komet.

2 Cadmus sähte Drachenzähne, woraus Centauren hervorwuchsen, die sich gegenseitig niedermetzelten.

So, wenn in steilen Thälern der Hunger oft
Des Löwen Brut, des libyschen, aufgereizt,
Magst Du verlassen rings und schweigend
Schauen die Triften und Stromesufer.

Kein Lebensfrühling rettet die Jugend mehr,
Den Greis kein Alter. Nebeneinander ruh'n,
Getrennt durch keinen Hügelrasen,
Schönheit und Tugend und Ruhm als Leichen.

Ein ungeheurer, innerst erregter Sturm
Durchbraus't die Brust mir, taucht mir die Seele ganz
In ein unendlich Meer von Leid. Schrill
Heult um das fluthende Herz der Wehruf.

Du Unglücksel'ge! Größe zermalmte Dich!
O hätt'st Du niemals ländlichem Höhlenbau
Den Fuß entlenkt! Was gabt ihr mir die
Tückischen Scepter, ihr argen Mächte?

Das Römer-Weltreich bahnte auf Ehren hin,
Durch hochgethürmte Schätze den Weg mir nur
Zu stolzerm Untergang. Es müssen
Gunst mich und schlimme Geschenke morden.

Daß mich der Blitzstrahl selber zu Boden schlüg',
Vertraut' ihn also Jupiter meiner Hand
In grausem Spotte! Deßhalb folgt mir
Stetig sein Adler[1] so treubeflissen!

O dürft' ich wied'rum heim nach den Alpenhöh'n
Und nach der Quaden wohnlichen Hainen zieh'n!
Wohl irrt' ich lieber durch den tiefen
Grund des herzynischen Waldes unstät![2]

In kranke Städte schloß mich das Elend ein,
Daß ich der Menschheit Plagen zumal ertrüg'!
Gebt mir zurück die schlichte Nahrung,
Himmlische, laßt mir des Wildes Grotten!

---

1 Der Adler Jupiters, der die Blitze in seinen Klauen hält, wird hier in Beziehung gebracht mit dem Doppeladler des deutschen Reiches.

2 Die Quaden — die alten Mähren. Der herzynische Wald erstreckte sich fast durch ganz Deutschland.

Glücksel'ger lebt' ich, da ich von Bucheln satt.
So bann' den Hunger Buchel und Hacke mir,
So kühl' den Durst der moosumsäumte
Quell, ein smaragdner Pokal ohn' Arglist!

Noch jetzt erkenne völlig mich, Tacitus!
Der Brukterssproße,[1] tauchend in's Bett des Rhein's,
Er spreche schuldfrei seine Mutter,
Zeuge beredt von des Schooßes Keuschheit!

8.

II. Gesang.

Woher dies Qualmen, das in Gewölke tief
Den Himmel Böheims schleiert? Was birgt sein Haar,
Sein krauses, Phaëton, was bräut von
Oben der Stadt die umtos'te Fackel?

Die Königsschlang' (ihr kennt sie), ein anderer
Unsel'ger Paris[2] stürzte von dort hervor.
Doch führt zurück und schirmt mit Waffen
Menelaus[3] kühn die geraubte Gattin.

Prag war des Kriegs Brandfackel. So fällt gerad'
Im Flug ein Pechkranz nieder ins Laubgehölz,
Und kaum daß eine Buche Glut fing,
Flammet schon auf der gesammte Waldgrund.

Erstürmt man Burgen, mäht sie ein Schnitter weg?
So reichlich sinken, durch so gewissen Tod
Zerstört sie nieder, weithin trümmernd,
Wie von der Sichel gefällt die Saat liegt.

---

1 Bei den alten Bruktern wurde das neugeborne Kind auf einem Schild in den Rhein gesetzt. Ging es unter, so war es im Ehebruch erzeugt, blieb es obenauf, so galt es für rechtmäßig.

2 Churfürst Friedrich V. von der Pfalz, der Böhmen seinem Herrn und Gemahl entführte, wie Paris dem Menelaos die Helena.

3 Kaiser Ferdinand II., der das Land wieder gewann durch die Schlacht am weißen Berge bei Prag, am 8. November 1620.

Ein höh'rer Arm stieß dorten die Mauern ein
Mit höh'rer Stärke. Lodernd in Flammen steht
Selbst Magdeburg:[1] von wüster Brandstatt
Heult mit Entsetzen die Todtenklage.

O hättst Du Mägdlein, frevler Entartung voll,
Du Trotzigstolze, Tilly's Befehl gethan,
Du stündest heut mit gleicher Stirne,
Sachsens gebreitete Au'n beherrschend.

Noch keine Stadt hub höher die Zinnen je,
Noch keine Stadt fiel tiefer durch Uebermuth.
Sie prasseln hin, Du liegst in Asche,
Troja der Deutschen in neuem Schaubild!

O holde Blüth' im heimischen Städtekranz,
O Mainz, vor Elend raufend Dein Lockenhaar!
Wie viel der Thränen trank Dein Mainstrom
Jüngst aus den eisigen Polgestirnen!

Das Glutgewächs des fränkischen Rebengott's
Berauscht Barbaren. Nimmer mit leiser Hand
Pflückt vom Geländ' der wilde Schwede —
Tobend zerstampfet sein Fuß die Trauben.

Wie einst der Ungarnfarre, sobald sein Haupt
Wuthaufgeblasen schwenkte das Hörnerpaar,
Heiß angestemmt des Gegners Nacken
Tränkte mit Blut und ihn vollends einbrach.

Wehrlose Jugend, über Gebirg geschleppt,
Zehrt ganz die Kraft der müderen Schritte auf,
Indeß die Lämmerschaar ein Panther
Stachelt zur Flucht, ob gelähmt ihr Fuß auch.

Welch dürftig Hemdchen, stellt Dich, o Rhätia, bloß?
Ans Knie nicht völlig reicht es der Zitternden.
Du wankst, das Aug' zur Erd', am Stricke,
Sclavin, den Rücken zermalmt von Schlägen.

---

1 Magdeburg, von Tilly erobert den 20. Mai 1631, und von dem schwedischen Obersten Falkenberg an allen Ecken in Brand gesteckt.

Es bricht Dein Hunger mählig an Disteln sich,
Dein Durst am Tufstein. Horch, ein verworrner Ruf:
Du Magd, verdienend hundert Flüche,
Feil um der Pfennige drei, von hinnen!

Vielleicht des Meersands Körner, ich zählte sie,
Vielleicht die Wogen, welche der Nord erregt,
Doch Paderborn's Bedrängniß meß' ich
Nie, noch Austrasiens Leichentrauer.

So hoch des Morgens Fluthen der satte Nil
Aus schäum'ger Mündung wälzet in's Meer, so bricht
Auf mich herein die falsche Ostsee,
Wild mir begrabend die Töchterstädte.

Der Brücken jede sank mit der Brückenwehr.
Es bot dem Normann Trotz nicht ein einzig Thor.
Wie Feuer und Orkan durch Waldung,
Jagt' er einher durch die Gaue Bayerns.

Und brach des Feindes wüthende Drohung nicht
An Ingolstadt, so ließ' er vom Stephansthurm
Längst über Wien's gekrönte Burgen
Seine verwilderten Blicke schweifen.

Verräth jen' Antlitz drüben mein Elsaß nicht?
Sie sind's, die Aeuglein! Ach, auf der Wange glüht
Kein Reiz, am Halse kein Juwel mehr,
Und auf der Lippe kein Roth der Anmuth!

Du sel'ge Göttin, nicht Berecynthien[1]
Als Mutter neidend! Kaum noch erkenn' ich Dich!
Dein einst so leuchtend Bild, Cybēle,
Ach, in wie düsteren Schatten schwand es!

Schon kreis't ein Sprichwort, wenn sie vorübergeh'n:
Dies also, höhnt man, wäre der Edelsitz,
Dies ihr Smaragd im Erdenring! Ha,
Kläglicher Blick in ein Land von Gräbern!

---

1 Beiname Cybele's der großen Göttermutter..

Des deutschen Jovis feste Tarpejerburg —
Erstürmt ist Breisach! Traun, es ertrage dies
Der Rächer Tajo und des Rheingott's
Fluth, des gehörnten, in feuchter Grotte!

O Leipzig, tief ob würgender Schlacht verwünscht,
In solchen Mordgraus zogest Du Frau'n sogar!
Zu Lübeck ward und Wismar, raunt es,
Gasse um Gasse der Mütter Schlachtbank.

Großglogau's Fluren wogen in Strömen schon,
Kleinglogau's Marktplatz fluthet von Bürgerblut,
Und Degen splittern schrill zu Bamberg,
Schartig vom Sägen der Menschenrümpfe.

So wenn Hyrcaniens Wölfin die ganze Wuth
In ihren Tatzen sammelt, zerreißet sie
Das junge Rind in ihren Klau'n und
Schäumend verübt sie ein zehnfach Morden.

Zertreten, eckelnd, nimmer zu heilen mehr —
O Schwabe, sprich, als Flüchtling wohin zuletzt
Auf Deiner Irrfahrt? Oft, verstoßen,
Wechselst Du Herrn, doch beständig frohnst Du.

Durch Qualen wachsend, Tityos' Leber[1] gleich,
Bleibst Du beschwert mit ehernem Kettenring.
Soviel der Südwind Regen hertreibt,
Mußt Du der Vögte und Peitschen fürchten.

So hielt der Sclav' einst, müd vom Galeerendienst,
Auf Augenblicke träumend das Ruder ein,
Doch kaum erlahmten ihm die Arme,
Als schon ein Riemen die Schultern wachrief.

Als Maaß der Schmerzen steht um der Väter Mund
Beweinenswerther Kinderverlust geprägt
Bei gift'gem Lachen. Emdens Bürger
Schaudern zurück vor entehrten Töchtern.

---

[1] Tityos, ein Riese, wurde in der Unterwelt für begangenen Frevel damit gestraft, daß zwei Geier ihm beständig die Leber aushackten.

Westphalen, ach, vom Feinde zur Schmach umarmt,
Westphalen ward manch wüthenden Totila's[1]
Erwies'nen Mütter. Gram zu Eger
Fluchet ein Weib der Geburt des Schooßes.

Und säh's mein Auge trocken? O Thränen fließt,
In vollen Quellen brechet, ihr Leuchten, aus,
Der Greis' und Priester Silberlocken
Liegen zerstreut durch die wüsten Gassen!

9.

III. Gesang.

Daß Calmar's Ufer, Bottens gesprengte Bucht,
Daß jenes Stockholm, mitten hineingebaut
Auf Brückenpfahlwerk, daß sie Feinde
Senden gen uns — ich ertrüg' dies Unglück.

Warum den Schweden zeugen im eignen Schooß?
O, nicht von Dänmark's Küsten herüber kam
Jedweder Schwarm, der auf mich einhieb —
Selber geduldet' ich Muttermörder.

Ich fand als Gegner, die von der Hürde weg
Mein Arm hinan auf Zinnen des Ruhms geführt,
Vom Schreiberkiel, vom Pflug, sogar von
Lästiger Scheere, von Walkermühlen.

Wann zog ein Vater, säugt' eine Mutter groß
Soviel Verräther? Mitten in Eutrop's und
Rufin's Betrug bin ich versetzt, in
Stilicho's wiedergekehrtes Alter.[2]

---

1 Ein Gothenkönig. 576 nahm er Rom ein und gab es der Plünderung preis. Bei Balde gilt sein Name gleichbedeutend mit Barbar, was er indeß nicht gewesen.

2 Eutropius und Rufinus, gewissenlose Günstlinge des Kaisers Arcadius, zu Ende des IV. Jahrh. n. Chr.

Stilicho, erster Minister und Feldherr des Kaisers Honorius. Er hätte den von ihm nur matt bekämpften Alarich vernichten können, wenn er gewollt hätte. Ermordet im J. 408 n. Chr.

Die blöde Hoffnung auf den verstellten Freund,
Mit eitlen Winden speis'te mein Elend sie,
Den Steg mir wegzieh'nd, daß ich wankte,
Stieß mein Vertrauter mich in den Abgrund.

Gewagt hat's Friedland, unserer Zeiten Schreck,
Gen mich zu wenden, den ich ihm lieh, den Speer,
Und bot zu meinem Sturz im Wahnsinn
Furien auf und den ganzen Orkus.

Seither, aus aller Leiden Genüberhalt,
Obsiegt das meine durch der Verzweiflung Grau'n.
Von Angst erdrückt, schlürf' ich nur Thränen,
Friste mit Asche mein trübes Dasein.

Was ließ der Plünd'rung gierige Hand verschont?
Der finst're Räuber jagt mit entrissener
Halszier, mit altvererbtem Kleinod,
Und mit attalischem Prunk[1] von dannen.

In Tempel stürzt der Taumel des Uebermuth's,
Verrucht und fluchwerth, jeglicher Scheu entblößt,
Und wagt ans Gold anbetungswürd'ger
Throne zu rühren mit frevler Kralle.

Den heil'gen Domschatz wandelt die Habbegier
Jenseit der See in unwiederbringliche
Trophae'n des Raub's, wenn nicht bei ruhigem
Blicke des Himmels ihn wilde Glut fraß.

Im eignen Hofe drängen Vandalen Dir,
O Deutscher, Brod ab unter gezücktem Schwert.
Im Staatsgewand stolzirt der Pöbel,
Lagert bequem sich auf Deinem Purpur.

Die Tröge deckt mit kostbaren Teppichen
Ein Marketender; was er an Bechern stahl,
Das hängt er an den Bug der Pferde,
Daß es im Ritt wie von Schellen rasselt.

Wie wenn der ekle Schwarm der Harpyen rauscht,
Für Haus und Insaß düstrer Bedeutung voll,
Und alle Tauben scheu davonfloh'n,
Steh'n die Gehöfte den Plündrern offen.

---

1 Attalus III. König von Pergamus, der reichste Fürst seiner Zeit.

Was grämt Verlust Dich? Hast Du doch allzuschlimm
Dich selbst verloren. Nimmer ein Funke glüht
Von Hoffnung, und vom steten Anprall
Tödtlich erschüttert versank Dein Glücksbau!

Wohin, ach, drängte wüthender Hunger Dich?
Es galten Klei'n schon, Eicheln und widrig Aas
Ein voll Talent. Sind Dir so viel werth
Läng're Gespinnste des ärmsten Lebens?

O löst den Kranz, ihr norischen Töchter, löst
Den stillersehnten! Tauschet das Blüthenkleid
Um für ein andres; solch ein Anblick
Stimmt nicht zu eurem Loos, ihr Bräute!

Sie nah'n! Zerrüttet fegt ihr Gelocke dort
Altar und Estrich. Seht, wie sie Gnade fleh'n!
Wie tief sie Stirn und Nacken beugen,
Stirne und Busen zerwühlt vor Jammer!

Nicht länger schlürfet anderer Müh'n daheim
Der Sohn des Elsaß,[1] ruhigem Behagen hold.
Wohl ungewohnt der Sommershitze
Muß er den Acker nun selbst erneuern.

Ach, selber, selber muß er die Furche zieh'n,
Ob er auch niemals schneidet die Saat und bald
Sieht grollend er den Feindeshaufen
Tilgen die Hoffnung des schwanken Jahres.

Geständig hast Du, Scherge, Dein Opfer hier.
Ich beug' dem zehnfach strafenden Richter mich.
Warum auch brach ich Väterglauben,
Vätergebräuche verrathgetrieben?

Ich lief, die Mähne stolz in die Luft gestreut,
Verpönte Bahn stets, gegen der Gottheit Zaum
Mich bäumend, gleich dem jungen Rosse,
Das durch die offnen Gefilde wiehert —

1 Die Feldarbeit verrichteten im Elsaß vordem meist burgundische Taglöhner.

So lang, bis Einhalt blutig der Gothe heischt,
Und ach, es zähmt mit ehernem Dorngebiß.
Soll ich fortan mein brennend Uebel,
Soll ich verfluchen des Uebels Urgrund?

O beides fühl' ich! Seht mein Geflechte da
Von Jauche triefen, während mir Blut und Staub
Und Qualm den Mund füllt. Welche Stunde
Endet der Leidensgedichte größtes?

Ich denk' der Zeiten, da mein Panier zu höchst
Europa trug vor lieblichen Schwestern her,
Und mich aus allen zu den Sternen
Führte hinan mit bethürmten Löwen.

Wie könnt' ich's schildern? Ueber der Pommern Haff,
Die Gartenflur des fetten Brabant hinaus,
Bis tief in's Heimatland der Franken
Sonderte frei mein Gebiet der Grenzwall.

Sicambrerjugend[1] tauchte mit Lust dereinst
In unsre Fluth den wallenden Scheitelschmuck.
Die Alpenhöh'n, die in und außer'm
Reiche sich bau'n - sie beherrscht' ich alle!

Ach, unsre Schmach, vergib sie Carol, Carol,
Du groß Geprief'ner, schon bis zum äußersten
Geschwächt, hat unsre Macht den Schatten
Kaum sich gerettet von einst'ger Würde.

Mich höhnt ein Feind, buntschillernd, mit Doppelhaupt
Und schlangenzügig. Unter der Götter Neid,
So dünkt mir, wuchs ich groß, als Herrin
Läßt mich ihr Zorn mit der Welt versinken.

Im Krönungspurpur soll ich, vom Aar bewacht,
Zur Schwedin werden? Tochter Tuisko's ich
Soll Bande tragen, soll mein Obdach
Theilen mit Schiffern am Bottenstrande?

---

1 Ein Volk am untern Rhein. Von ihm sollen die späteren Franzosen abstammen. Wassenberg's erneuerter teutscher Florus, S. 372.

10.

IV. Gesang.

Welch ein Genuß, ach, dünkte euch kärglicher,
Und minder neidwerth, als der in Thränen schwelgt?
Und doch läßt dieses Loos sich tragen,
Darf nur die Aermste ihr Leid beweinen.

Was andrer Leiden machte zu Ende geh'n,
Wird mir Beginn erst. Eine zerschmetterte
Die Rache, die zu schwer für eine.
Ich nur bezahle, was vieler Schuld war.

Des Reiches Einklang, einst sein bewährter Ruhm,
Mißtönet schneidend gen die verklung'ne Zeit.
Schon störte seine Römerordnung
Oefter der nordischen Bärin Wildheit.

Durch Nordorkane setzte uns Mars zumeist
Die Luft in Aufruhr. Arktischem Froste bebt
Zum drittenmale Rom[1] und Deinen
Fellen, o Alarich, selbst in Waffen.

Weh, alles Mark, der Harnische dreifach Erz,
Allmählig schwand's in matterem Kampf dahin,
Es sank entzweigemäht die tapfre,
Männliche Tugend, gelös'ten Kniees.

So liegt ein Eichbaum riesig, der Berge Stolz,
Vom Sturm entwurzelt; nimmer ergrünt sein Laub,
Noch streut er Schatten, sondern faulend
Lagert er todt mit gehöhlten Gliedern.

Wer soll, von wildem Schmerze berauschtes Weib,
Arznei Dir flößen in die zerriss'ne Brust?
Sprich, Königin! Bist Du doch duldend
Einzig noch Leiche mit Blick und Athem.

Wer wird Dir beisteh'n oder Dich heilen je,
Die selbst sich tausend Plagen und Weh'n gebirt?
Von Alters sündigt Niemand straflos.
Schweigend verfolgt das Geschick die Schuld'ge.

---

1 Rom ist hier Wien, als Hauptstadt des römisch-deutschen Reiches. Als Vorgänger der Schweden sind hier die Hunnen unter Attila, und die Gothen unter Alarich verstanden.

Wohin Dein Aug' nur blicket, bedräut Dich Noth.
Von ew'ger Schlacht entvölkerte Städte rings,
Gefang'ne und erschlag'ne Bürger —
Ach, sind des tobenden Weh's ein Theil kaum!

Wer je den Schatten dankbaren Leichensang,
Den lichtberaubten, sollte bekümmert weih'n,
Liegt selbst vor seinem Herd gebunden,
Oder verblutet darauf als Opfer.

Hörst Du? Die Hofburg Deiner Gebieter stürmt
Hindurch die Furie.[1] Lauten zur Kriegsposaun'
Und Cithern schlägt zum Waffenlärm die
Schwedische Venus, die Mars begleitet.

Vom hohen Thron im reizenden Fürstenbau
Klatscht jubelnd Adolph schwebenden Reih'n und schwelgt
Auf seines Gegners goldner Rüstung,
Trefflich den zahmen Tyrannen spielend.

Wie oft von Rindern, die er verschlang, beschwert
In tiefster Ruh' Marmarika's Löwe starrt,
Und eingedreht die Ruthe schlummert.
Leert sich der Rachen, — die Flur wird's fühlen!

Ha, welch Gericht erfind'rischer Ränke braut
Der König, doch, wie weiß er der Milde Trug
Auf seine Punerstirn zu heucheln!
Grimmer nicht tobt die getret'ne Natter!

Penaten flieh'n verscheuchet ihr Haus indeß.
Mit schwerem Goldraub wandert der Edelstein.
Aus Qualm und Schutt entsteigt der Säule
Glimmender Stumpf, wo geragt ein Prunksaal.

Vom Schwert gesichelt sank mir der Jugend Flor.
So bricht des Gartens Rosen und Lilien wer,
Und kaum geknickt von seinem Nagel
Gleitet ihr Nacken, geweiht dem Fußtritt.

---

1 Diese und die folgende Strophe bezieht sich auf den Aufenthalt Gustav Adolph's zu München. Mai und Juni 1632.

Vielfach erklang's vom Munde der Wöchnerin:
Was freit' ich Blinde? Thörichtem Fleh'n warum
Warst hold Lucina?[1] Wär' ich Jungfrau,
Lebte ich nur mir allein zum Unglück!

Weit fortgeschleppt in Banden gen Upsala
Trät' ich der Zofe dienend von ferne nach,
Und schürte Tag für Tag die Herdglut,
Unter der Mägde Gefolg verschwindend.

Um Schlimm'res klag ich. An der versiegten Brust
Entsendet bleich der Säugling ein Wehgestöhn,
Die dürren Lippen krampfgeschlossen,
Und auf dem Schooße der Mutter stirbt er.

Wie unter glüh'ndem Himmel der Majoran
Auszehrend oftmals welket im Blumenbeet,
Und endlich tiefgesenkten Hauptes
Sterbend verathmet sein würzig Leben.

Mein armes Deutschland, schwer vom Geschick verfolgt,
Wo siehst Du Rettung tagen in solcher Noth?
Fortuna's Opfer, kann ich einzig
Wechseln die Schickungen, nie doch wenden.

Gleichwie ein riesig Segel auf ödem Meer,
Das jach an Klippen schellte, vom Grund auf ächzt,
Und durch die Fluth treibt, von des Windes
Kreuzendem Spiele herumgeschleudert.

Wohin nun steur' ich sinkende Hoffnungen,
Des lecken Fahrzeug's Trümmer? Es lächelt mir
Der Fürsten Gunst nicht, arge Freunde
Heucheln mir Trost und die Feinde hassen.

Was an mir einzig Wonne dem Hunnen schafft —
Mein endlos Leid ist's. Ob der Verlass'nen tönt
Sein Siegsgesang, und die erpreßten
Thränen begräbt er in wüstem Lachen.

Der Duld'rin Wehruf heischt er mit Ungestüm,
Als wär's Tribut nur. Wie es bei Zöllnern Brauch,
Muß ihm mein schmerzerfülltes Auge
Und die geängstigte Stirn ihm perlen.

---

1 Die Göttin der Gebärenden.

Ha, wilde Freude, gräßlicher Blutgewinn
Der gier'gen Brust! So lockt es, zu weiden sich
An Gram und Folterqual der Aermsten,
Solchergestalt noch ist süß ihr Wahnsinn!

O Du, deß Arm allherrschend das Scepter führt,
So stumpfe Blitze, Rächer entsendest Du?
Sah uns vielleicht zu ew'gem Zielpunkt
Aus Dein Geschoß für den Pfeil des Zornes?

Verworr'nen Sinn's beschwör' ich den Tod hinweg,
Und klag' den Feind an! Mein ist die ganze Schuld!
Scham läßt mich nicht gestehn! Nur Atreus
Und der betäubte Thyest mag ahnen![1]

Vernehmt ihr Mütter! Während ich Schuld gebüßt,
Häuft' ich mir neue, größere Strafen auf!
Mit diesen Händen, blutig rasend,
Würgt ich mein eigenes Kind und briet es!

Das fehlte noch zum Fluche der Leiden all,
Daß ich durch Leiden tiefer entartete!
Natur, o birg in nächt'gen Schleier,
Birg Du Verletzte Dein heilig Antlitz!

Hu, möcht ihr's glauben? Das ich gebar, dies Herz
Schlang Hunger wiedrum in mich hinab, ein Mahl,
Dem selbst die Sonn' erblaßt! Von Leichen
Wandl' ich gesättigt als Todtengöttin!

Hieher, ihr Schweden, Finnen, ihr Totila,
Hieher, weß Namens euch ihr Vandalen rühmt,
Laßt eure Lanzen und des Wetters
Keile sich über dies Haupt entladen!

---

1 Atreus schlachtete, Thyestes verzehrte seine eignen Kinder. Letzterer wurde ob verrathener olympischer Geheimnisse von Zeus' Blitzen getroffen.

11.

Bei Lesung von Jacopone's Leben.

Silv. VII. 2.

Still, o trauriger Leichensang,
Still, o Thränen, so schaal, die ihr mit Seufzen fließt,
Mich weis't hin auf die Tugendbahn
Frohsinn, kindlich gar oft spielendem Scherz gepaart.
Anmuth schließt mir den Himmel auf.
Mehr als Strenge und Ernst jenes Pachomius
Zieht Dein Pfad, Jacopone mich,
Denn unschuldige Lust schmücket ihn tausendfach.
Blickt ein heiliges Lächeln doch
Allobsiegend Dein Aug'! Während in Thorheit Du
Groß Dein Inneres eingehüllt,
Muß chaldäische Kunst, Salomo's Wissenschaft
Weit der Deinen zurückesteh'n.
Frei von Sorgen des Tags, aber des Aethers voll,
Fandst Du Tonne und Stadt zu klein,
Warst nur, schrankenentrückt, Bürger des Weltenalls.

12.

Neujahrsgeschenk an Andreas Plessulus.

Silv. V. 7.

Hier meine Lyra, die Du so heiß ersehnt,
Zum Angebinde! Traun, bei dem Goldgeschoß,
Dem Köcher und dem Bogen schwör' ich's,
Bei dem Gelock und der Cither Phöbus':

Sie war's, die unlängst ich vor den Fürsten schlug,
Mit der ich manchen reißenden Alpenstrom,
Den Inn, den Rhein, die dumpfe Donau
Jüngst durch horazische Weisen aufhielt.

Doch stürmest Du mit linkischem Daumen ein,
Und folgt ein Mißton, ähnlich wie Dohlensang,
Wie Sang von läst'gen Pfau'n und Gänsen —
Klage dann nicht ob erlittner Täuschung.

Denn auch von jenem, der sein gefürchtet Schwert
Dem wilden Erzfeind sandte zum Kriegsgebrauch,
Von Skanderbeg weiß keine Chronik,
Daß er dem Griffe die Faust hinzugab.

13.

IV. Medicinische Satire.

Von Verordnung der Wassercur.

Tom. IV. pag. 383.

Gibts nicht wenige doch, die Neptun und seine Verwandtschaft
Sich vor Bacchus erwählt, Meergötter zumal und Lycurge,
Ganz wie Bronner gethan, Stammvater der Wasserverehrer,
Und ein Dichter mit ihm, den feine Latiner gelobt einst:
„Hier, in meinem Pocale, vermählt sich Thetis dem Weingott."
Leicht entrannst Du dem Styx, hochschottischer Stutzer Buchanan,
Hättest Du alles gesagt gleich dem! So aber gefällt mehr,
Weit mehr lauterer Schnee und ein nüchtern Gedicht, als die Verse,
Die in den Kiel Dir Lenore gehaucht und die Buhle Neärna,
Und Dein Bruder Pasquill, der toll von schmählicher Liebe,
Stets zur nächtlichen Fei'r sich trunkenen Orgien hingab.
Solche Moral sang Bronner ins Ohr fortwährend dem Kranken.
Das steht fest wie ein Fels: Dich quäle was immer für Leiden,
Gleich zum Wassergefäß hin sendet er Dich, und ein Schwelger
Jetzo in thauigem Naß, mußt saugen die Brust, die krystall'ne,
Welche Dir Nais gewährt mit gelösten, grünlichen Locken.
Sträube Dich immer, Dich spült ein zweimal gesottener Quell durch.
O, schon fühl ich mich wohl! „Ganz gut." Nur fehlt's an Verdauung.
Drauf der andre nichts, als „Nochmals Wasser!" Mit Zittern
Sieht sich der Kranke genüber gestellt den reinen Naturtrank.
„Da laß wieder die Feste, die frühern Gelage erneu'n sich!"
Klägliches Bild, Arznei, wie sie nur Holländer Matrosen
Ziemte, die durch ein Vergeh'n sich verdient, im Meer zu ertrinken!
Weßhalb soll denn der Magen gerad', von Schauern geschüttelt,
Büßen, was andere Glieder gefehlt? Wo steht es im Strafrecht?
Tobt unsinnig der Kopf, wird störrig des Podagra's Hitze,
Hält man für Haupt und Füße bereit sanftlindernde Mittel.

Nur am Magen bestraft man, was immer frevelt der Gaumen,
Nichts wird weniger zart, nichts mehr verächtlich behandelt.
Also der Goldschmid Nomentan, nebst seinem Gesellen
Dindymus, also erhebt Vacerra, der Maler, die Klage.

Dichter.

Kommst Du zu mir um Bescheid, so vernimm, was meine Gedanken.
Wein, nur mäßig verdünnt, wie ja stets die Mitte vom Heil ist,
Schilt kein Kluger. Es möge der Wassermann als Beruhiger
Brechen, den Krug in der Hand, des gepanzerten Bacchus Gewaltthat,
Daß er, wofern man ihn einließ, nicht, wie ein tückischer Boxer,
Schrecklich im Innern ans Haupt anrenne, die schwankenden Sohlen
Bringe zum Straucheln und heiß mit Glut anschüre die Gluten.
Fragest Du mehr? Nicht jeglicher Wein, er trage denn Hörner,
Dünkt mir, werde gemischt mit leibabquälendem Wasser.
Flieh'n wir den leisesten Schatten und Schein unlautrer Verbindung.
Stellt Dich der Quellmundschenk auf eine Stufe mit Gänsen?
Doch nicht völlig verwerf' ich den Bronn. Nur jenen Naturtrank,
Den man zu kalt einschlürft. —
So oft auf des Arztes Verordnung
Reines und ächt probhaltiges Naß dem Erkrankten gereicht wird,
Seufzt er, und jäh steigt auf ein Wogengebirg vor dem Aug' ihm.
Wirbel erfassen ihn da, es umweh'n ihn nordische Winde,
Und schon preßt ihn die Angst, daß die Schweden wiedergekehrt sei'n.
Schaurig zu hören, ein Todesverdict, ist dem Deutschen: „Entsage“,
Wenn er doch weder den Vater gehängt, noch erschlagen die Mutter.
Plagt den Germanen der Durst, dann wirft er mit Feuer und Schwert um,
Wüthend, als stäck' er bereits in des Herkul giftigem Brustwamms.
Wieweit steh'n sich denn auch Mostessig und stygisches Wasser
Fern, und der markdurchfressende Saft blindeifernder Liebe?
Wasserscheu ist der Deutsche, er sog mit der Milch schon die Krankheit.
Fällt nur von „Wasser“ ein Laut, so erbleicht, schwitzt, bebt er und fröstelt.
Das ist Furcht, die sich wirft auf die eherne Brust des erprobten,
Biedern Mannes. Und soll ein Sterblicher zürnen dem Aulus,
Soll ihn verdammen den Mann, der ringt in ähnlicher Todsangst,
Wenn er die Himmlischen ruft, und den Aerzten entflieht und dem Durste,
Fromm zur Sühne dafür sich bis nach Loretto verlobend,
Oder dahin, wo die Huld der Unsterblichen Reben gedeih'n läßt
Ueppig an Höh'n, wo des Pflanzers Gebet, des heisern, zu Wein wird?!

14.

Parthenien oder Bittgesänge an die seligste Jungfrau.

Einspiel.

Silv. II.

Eilet zu mir flugs her in der seidegestickten Beschuhung,
Kinder vom zartesten Bau,
Du sanfte, weiche Silbenschaar!

Eueren Sänger begrüßt, denn auch ich bin Sänger geheißen,
Eueren Vater begrüßt,
Minerva's traute Kinder ihr!

Euch, die gelehrig ihr sprangt in der Dichtung fließende Maße,
Euch, den verläßigen Trost
In Kummer, lieb' ich voll der Glut.

Stürmisches Wesen geziemt sich für euch, und Bläße und Hochroth
Wechsle die Miene zumal,
Aus der sich Feingefühl verräth.

Hold ist die Stirne, das goldene Haar wogt nieder zum Nacken,
Den es mit Ringen umkränzt
Zu weicher Lüfte süßem Spiel,

Während das grüne Gewand, das nimmer den rosigen Fuß birgt,
Nebel von Linnen umwebt,
Der Blöße Anmuth nur zu leih'n.

Lerne, Du niedlicher Chor, am Scherz nun erkennen den Vater!
Wer von euch Engeln zuerst
Behend an meine Seite fliegt,

Der nehm' würdigen Lohn: Drei goldene Strahlen der Sonne,
Purpurnes Obergewand,
Und einen Pfeil, der sicher trifft.

Dreimal darf dem Altar der hoh'n galiläischen Jungfrau
Nahen derselbe, gesandt
Als Bote zu der Herrin mein.

15.

Erste Botschaft an die hl. Jungfrau von Altötting.

Für den Dichter selbst.

Jungfrau, deren Gesicht kennzeichnet ein rosiger Sternkranz —
Von edlen Steinen flammt die Brust,
Narbe verschwendet Dein Mund:

Wenn Du es huldvoll gönnst, so leg' ich die zagende Bitte
Auf Deines Thrones Stufen hin,
Innig zur Erde gebeugt.

„Weßhalb kommt er nicht selbst? Weßhalb ist der Sänger so unzart?
Wer fleht um Frieden, mag damit
Kindische Knaben betrau'n!"

O halt ein, den Entfernten befiel nie ähnliche Thorheit —
Und keiner trägen Muße Schuld
Hält ihn, o Reinste, zurück.

Taglang brütet zu Hause er hin, und verwünschet sich schaudernd;
Von schmutz'ger Trauer starrt sein Kleid,
Schrecklich verwildert sein Haar.

Ach, nicht flötet er sich, wie dereinst, auf dem Rohre den Gram weg,
Verworrnes Schluchzen, gleich dem Quell,
Schlürfet er in sich hinein.

Wahrlich, kein Wesen erscheint mir so wandelbar, keines so wechselnd,
Wohl stäter ist die Woge noch
Draußen im Sturme der See.

Oftmals lächelt und seufzt er zumal; dann entfärbt er sich tödtlich,
Und gleich hat ihm die off'ne Brust
Weinende Freude bethaut.

Knirschen durchbricht sein Gejauchz, und so, in der Angst noch erschrecklich,
Ist ewig er mit sich entzweit.
Grau'n ist die Thräne an ihm.

Fühllos öffnet die Hand, um es wieder zu schließen, das Fenster,
Dann setzt er sich, doch nein, der Fuß
Wanket zur Thüre hinaus.

Kaum ist der halmigen Flur nächstliegend Gehege durchschritten,
So trägt er Haß und Ekel nur
Doppelt dem freien Gefild'.

Endlich erschlafft sinkt hin an der Grenze des Todes der Arme,
Die Glieder fallen schwer des Schlaf's
Bleierner Fessel anheim.

Plötzlich erhebt er sich, holt tief ein, das Gescheh'ne vergessend,
Und mit den Sternen rechtet jetzt
Stumm sein befeuchteter Blick.

Horch, nun singt er, da gellt Wehklagen den süßen Gesang durch;
So kommt er seiner Todtenfei'r,
Lebende Leiche, zuvor.

O wie schreckte mich oft die Gefahr, inmitten des Spieles,
Mir sprängen von der Laute noch
Schrillend die Trümmer an's Haupt!

Jungfrau hilf, denn verläßt mich Dein Arm, dann fürcht' ich die Rückkehr;
O welch' ein gramumwölkter Blick
Wird mich empfangen daheim!

Aber, ich weiß es, er baut und vertraut viel Deinem Vermögen,
Als seine Hoffnung, seinen Schutz
Ruft er in Nöthen Dich an.

Denn als jüngst er gewahrte, mein Aug' fließ' über, wie seines,
Und ich den Saitengriffel erst
Hatte gefaßt in die Hand,

Sprach er mit lispelndem Mund: Wohlan, so geht denn ihr Verse!
Nicht unerbittlich ist sie ja!
Innige Klagen — o geht!

16.

Zweite Botschaft an die hl. Jungfrau von Tuntenhausen.

Als des Churfürsten zweitgeborner Sohn, Philipp Hieronymus, krank lag.

Hurtiger treibt der Schwäne Gespann zum Sitze der Herrin;
Er treibt die furchtbar gähe Noth.
Schlimm ist der kleinste Verzug.

Dort, wenn die Thüren der Halle, der sterndurchleuchteten, aufschließt
Der sonnentreue Hesperus,
Sinkt in's geschmeidige Knie

Hart an der Schwelle. Sie liebt's, in die Gärten, wo Flammen erblühen,
Den Pfad, der milchweiß her vom Pol
Fließet, zu wandeln hinaus.

Weithin kühlet ihr Athem, ihr schneeiger, jene Gestirnflur
Den silberhellen Weg entlang.
Ihr doch, im Staube beginnt:

Himmlische, wessen erkühnt sich auf unserer Welt noch die Krankheit,
Der Schatten Sclavin und des Tod's
Allzu gehorsame Magd?

Ein holdseliges Kind (holdseliger lächelt kein anderes)
Ergriff sie dreist im Prunkgemach
Seines Palastes sogar;

Ein holdseliges Kind, das die andere Hoffnung des Vaters,
Der zweite Stolz der Mutter ist,
Reinste, Dein eigen Geschenk!

Wenn Du nicht ohne Verzug heilskräftige Kräuter herbeischaffst,
Wird unter scharfem Nagel noch
Sinken die Blume vor Tag!

Ach, ist dem Tode denn alles gewährt! viel Greise erfleh'n ihn,
Da müd' ihr Leib schon fürder wankt,
Aber nicht folgt er dem Ruf.

Wüthet der Gaumen des blinden Saturn in schrecklicher Heißgier
Nur gegen zarter Knäblein Schaar,
Ohne den Männern zu dräu'n:

Viel der Behausungen sind, wo ein Hauf' ihm wimmert entgegen;
Stets fruchtbar gibt des Bettlers Dach
Kinder unzählige preis.

Ja, es gewährt die Erzeugten dem Scheusal ohne Entgelt noch,
Und Söldnerhütten macht gar oft
Reicher der schwache Verlust,

Dort, wo die Menge der Kleinen, gequält von Hunger, hinausstöhnt,
Und zu des kalten Herdes Gott
Jammert und betet umsonst.

Und dies fürstliche Haus, umkränzt mit großen Triumphen,
Soll, in unsäglich Leid versenkt,
Missen das theuerste Pfand?

Heftiger schrie' nicht die Löwin, die muthige, drauß vor der Höhle,
Der Spur des Jägers zugewandt,
Der ihr das Junge geraubt.

Irrt ja die Mutter, zerschlagend die Brust; zum Himmel ihr Weh' dringt.
Statt Purpur wallt ein schwarz Gewand,
Wirr sind die Locken zerstreut.

Hehre, der Knaben gedenk (denn auch ich muß fürchten, o Hehre),
Daß nicht die Fürsten kinderlos,
Hemme die Schickung Dein Arm!

Bebe vor Deinem Gericht und Befehl die erniedrigte Parze;
Die Schatten sei'n Dir unterthan,
Selber die Göttin des Tod's.

Forme Dich ab Marianne [1] sodann in goldnem Gelöbniß,
Und schütte Küss' und Perlen aus
Ueber die süße Gestalt.

17.

Dritte Botschaft an die hl. Jungfrau von Loretto.

Endlich, o Tochter des Himmels und Königin, sind wir am Ziele —
Weit, weit von Bayern's Marken her,
Klippen hindurch und Gebirg.

Nicht auf aonischem Sitz von Gewölk, noch auf dröhnenden Wagen
Ließ uns der strenge Vater zieh'n,
Noch mit des Pegasus Flug.

Geht zu des Herrn demüthiger Magd nur bescheiden zu Fuße;
Hier, sprach er, ziemt kein Flügelpferd,
Ziemt nicht das sausende Rad.

Zog ja die Jungfrau selbst, um die Freundin Elisa zu grüßen,
Beschwerlich über Felsenhöh'n,
Dienender Speichen beraubt,

---

1 Des Kindes Mutter, Churfürstin Maria Anna.

Während ihr knospender Schooß die gepriesene Bürde des Himmels,
Ja, während die noch zarte Maid
Trug den gewaltigsten Mann.

Also der Sänger. Doch wir obsiegen dem bräuenden Bergsteg,
Dort, wo Tirol sein schneeig Haupt
Starr in den Aether erhebt.

Kund ist Dir die Gefahr; doch gereut sie, o Hehre, uns nimmer!
Sei'n auch die Alpen noch so steil —
Fittige gäbe das Ziel!

18.

Der englische Gruß.

Sei mir, o Süße gegrüßt, die von Gnaden ein wogendes Füllhorn
Nahm auf in ihrer Seele Grund,
Und dem Unendlichen so

Durfte gefallen. Mit Dir ist der Herr, der Gebieter des Weltalls.
Du athmest seine Gegenwart,
Trägst ihn lebendig in Dir.

Du nur sollst benedeit, und nach ewigem Rathe geliebt sein
Aus allen Weibern, so die Welt
Zeugte und fürder noch zeugt.

Jenes erhabene Kind, das spielt in Deiner Umfriedung,
Das größer als die Mutter ist,
Jenes allmächtige Kind —

O wie thürmen sich ihm Heilsgüter von innen und außen!
Nie sproßte uns ausird'schem Schooß
Eine beglücktere Frucht.

Heilige Mutter des Herrn, (nichts weigert sich Deinem Gebete)
Beim Sohn inständ'ge Mittlerin,
Nimm von uns Sündern die Schuld,

Jetzt, wo das Leben noch pulst, und der Odem die Glieder beherrscht hält,
Und wann der nahen Todesnacht
Aeußerste Stunde erdröhnt.

19.

Vierte Botschaft an die hl. Jungfrau von Foya in Belgien.

Hört, ihr Knaben, ich sende euch jetzt in dunklem Gewande,
Wie uns die Bußzeit ernst gemahnt,
Und der gekreuzigte Gott.

Zieht nur das Festkleid aus, das verzärtelnde! Lichtere Bänder
Hinweg! Die rothe Schleife da
Nehm' Dir ein Brüderchen ab!

Wißt, ihr pilgert zum hohen Altar der Gebieterin Foya's:
Auch sehnt es, zu begrüßen mich
Belgien's Banner, den Leu'n!

Doch, weil lange der Weg, drum sei in Güte gestattet,
Daß ihr euch schwingt auf einen Greif,
Oder auch Schwäne besteigt.

Aber beschleunigt die Fahrt. Dort leset euch schneeige Steinchen, [1]
Ein hold Geschenk. Maria ging
Segnend den Acker hindurch.

Perlen Maria's erscheinen sie mir. Sie vereiteln den Blitzstrahl,
Er mag aus finst'rer Wolke sprüh'n,
Oder aus Zaubergebräu.

Hundert empfangen davon, wer der Himmlischen Lob sich verdiente
Durch Anmuth in Geberd' und Wort.
Bannt aus dem Herzen die Furcht.

Fortan leg' ich euch selbst in den Mund die vollendete Hymne.
Nur sinkt sogleich im Pilgerrock
Flehentlich nieder zur Erd'!

20.

Antiphon zur hl. Jungfrau Maria,

wie sie in der Fasten gesungen wird.

Ave Regina coelorum.

Gruß Dir, o Königin über die Welt, der sich breitet der Aether,
Und frommen Wettstreit's im Verein
Heere von Sternen erglüh'n!

---

1 In der Nähe des Heiligthums von Foya fand man Steinchen von wunderbarer Heilkraft. Atlas Marianus, auct. Guil. Gumppenberg, S. J. Mon. 1672. p. 142.

Eifernd umflüstert Dich stets, Dein Scepter im Kuß zu berühren,
Der Geister schrankenlos Geschlecht.
Gruß Dir, o mildeste Frau!

Sei mir, o Wurzel von Jesse gegrüßt! aus dürstendem Erdreich
Ersprießend vor dem Blick der Welt,
Kamst Du zur Blüthe in Gott!

Gruß Dir, o Pforte des heiligen Lichts! Erst drang ja die Sonne
Durch unentweihtes Thor in Dich,
Eh' sie gelangte zu uns!

Seither leuchtet ein Tag voll Glanz. D'rum, Holdeste, juble,
Kein Mägdlein hebt zu Deinem Reiz,
Fürstin der Hulden, das Aug'

Leb' o Geliebteste, wohl, und erbitte den Sohn, den erzürnten,
Umstrahlte Gottgebärerin.
Leb' o Geliebteste, wohl!

21.

Jungfräulicher Dithyrambus,

von den lyrischen Versen, als sie von der Wallfahrt nach München zurückkehrten, im Walde gesungen. 1642.

Nimmer geziemt es, unbesungen zu lassen der Herrin Preis,
Ob auch minder gewohnte Töne
Dienen uns Sängern.
Sieh, die Strahlen der Sonne
Und ihren Glutpfeil
Bricht das Gehölz an der Bäume Schatten.
Jungfrau Du, zwölfsternigen Kranzes,
Lenke die Tauben, die lichten,
Mit denen Du hinfährst über Gewölk, zu uns hernieder
Mit lichterer Hand.
Schon verstummten die Nester der Vöglein,
Und billig o Brüder, indeß zieh'n wir mit Gesang.
Vergönn' o Nazareth's Tochter, daß Dich im Wälderdickicht
Preis' ein jungfräulicher Dithyrambus,
Und lächl' uns singenden Knaben.
Dein Gefolge nur sind wie Verse zart, denn es schenkte uns Dir

Als Sclaven der Dichter des Elsaß.
Viel vom erbeuteten Schmuck, von Ruinen aus sündiger Vorzeit
Schafft Neurom sich zu heiligem Dienst um.
Und es zählet vielleicht
Darunter auch dieses
Lied, den Bacchanten entrafft, die taumelnd schwingen den Thyrsus.
Uns doch glühte mit anderm Feuer
Die Begeist'rung an, als die wuthgetriebne Mänade.
Winkst Du, so heben wir an mit kunstlos fließenden Strophen,
Die das Maß verschmähen. Vielleicht
Erwacht die Echo, den Sang zu begleiten,
Und schneidet davon in der Erle blühenden Bast.
Seit Dich als selig begrüßt
Der beflügelte Jüngling, himmlischen Mundes,
Und Dich erfüllte die göttliche Kraft,
Und über die Braut herabkam
Das schattende Wehen des Geistes —
Da durftest Du fühlen die Süßigkeit
Des Mutternamens, und wahren zugleich
Jenen der Jungfrau. Beide Würden
Steigen hinan zum Doppelgebirg.
Ueberglücklich hast Du geboren
Deinen Vater, zum Wunder der Welt.
Gehst voraus Deinem Sprossen,
Der gewesen, eh Du warst.
O wohl uns, daß Dich der Schlange Gezisch und der Duft des verderblichen [Apfels
Nimmer berührt hat.
Die völlige Anmuth
Blieb Dir bewahrt vom Ursprung ihres Quells.
Diesen befleckte kein Pestgift je,
Nicht der entweihende Fuß des Drachen,
Kein Blatt, das mit fahlem Zahn die lüsterne Ziege benagte,
Noch auch trübte ihn Laub, vom brechenden Äste gefallen.
Viel' aufblühende Töchter entfalteten liebliche Züge,
Jede in ihrer Art schön,
Aber kein Antlitz hat Dich besiegt und keines der Mägdlein.
Jede gestand, gegen Dich
Verschwänden all' ihre Reize.
Sei es die Holdeste selbst, im Vergleiche mit Dir
Deucht sie uns Greisin geworden.

So weit Dich Mutter der Sohn, besiegst Du alle die Andern,
Du aller Hulden Inbegriff.
Nicht auf den Armen nur trägst Du Dein Kind, nein, auch in den Zügen.
Aus den Augen leuchtet's hervor,
Die sich baden in Milch und in Wonne.
Mit ihrem sonnigen Blick zerstreust Du
Grimmes Gewölk, es hangen am Mund Dir selig die Sterne.
Denn sie harren in frommer Geduld auf der Herrin Wink,
Die Leuchten des Himmels,
Und wo immer Dein Haupt hinneigt, dort schaaren sie sich
In freiem Gehorsam.
Dein Scheitel, o Fürstin, fesselt sie mehr,
Als das heimische Zelt.
Dieses Gebiet, das den göttlichen Leib trug,
Wünschen als Himmel sie sich.
Hüben regierest Du nun, und verkehrst mit unsern Gebeten,
Und so oft das Feuer des Grimms
Durchflammt den krachenden Aether,
Sänftiget schnell Dein innig Fleh'n
Die geschwungenen Blitze.
O laß auch fürder Dich grüßen so wahr
Als der Staubgebor'nen Beschütz'rin.
Zuletzt sieh' nieder auf Deines Lob's
Begeisterte Sänger,
Und gönne die Uebung uns des holden gepriesenen Namens.

Schlußgesang an die erhabenste Königin des Himmels, die Herrscherin der Welt, die seligste Jungfrau Maria vom Siege.

Aus dem Oscischen.

Tom. VI. pag. 420.

Einzig Holde, deren Schimmer
Allem Glanz leiht, einzig Milde,
Deren Blüh'n den Lenz uns bringet,
Frühlingsreizgeschmückte Jungfrau,
Sei gegrüßt, Du Holde, Milde,
Einzig holdes, einzig mildes, einzig wonn'ges Himmelsbild!

Aus dem Chor der zarten Töchter,
Die sich, ob gewahrter Tugend
In das Vorrecht selig theilen,
Ihren Bräutigam zu kränzen,
Suchen viele Gold zum Festschmuck,
Viele folgen nach dem Lamme, aber Dir tritt keine vor.

Rein und huldreich ist Dein Antlitz.
Ihm genüber deucht uns Andrer
Wohlgestalt verwelkt und alternd,
Scheint entstellt sogar und blöde,
Und der Nächte Licht, der Vollmond,
Und die Sonn' am tiefen Himmel schrickt geblendet Dir zurück.

Wie Dein Scheitel, dunkelwogig,
Stäubt in sanften Lockenregen,
Angeschmiegte Winde reizend!
Und sie heben flugs Dein Haupthaar,
Wenn Du aus dem Thal der Zähren
Schwebst empor, durch Nebeldünste heim ins Reich der Himmel zieh'nd.

Plötzlich Dir zur Seite fassen
Engel Deines Mantels Säume.
Leichtgeschürzte Knäblein wogen,
Kreisen, schwimmen um Dich allwärts.
Dort ein Theil, zu bringen kundig
Durch Gewölke, ballt in Küssen sich ineins nach Taubenart.

Ist's gewährt dem Dankergoß'nen,
Neue Wünsche Dir zu breiten,
So gescheh', drum bet' ich knieend:
Daß der höchste Fürst der Hauptstadt,
Dem sich Bayern dienend neiget,
Langhin wohlbehalten trinke reichverschönten Sonnentag.

Banne die entzäumten Stürme,
Und, weil von der Jahre Last ihm
Müder pulst des Blutes Wallung,
Laß ihn schlimme Tage missen!
Halte stets die wilden Krieger
Fern dem Land, zerbrich die Waffen, wende des Geschickes Neid!

Blüh' sein theurer Sproß, das junge
Löwenpaar, der frohen Mutter!
Und des Lebens Rad, des heitern,
Roll ihm glücklich in die Fernen!
Laß es nie in Dornenpfaden,
Schicksalslenkerin, in Tücken laß es niemals untergeh'n!

Ström' herab die Milch in Fülle,
Die den Pol so süß gesättigt!
Denn es klingt die leise Sage,
Wo der Himmel off'ner leuchtet,
Sei ein Pfad von Milch entflossen,
Als den Göttlichen Du säugtest, den Du auf den Armen trägst.

Milde Mutter, wenn die Seuche
Wüthet und die arge Kriegsnoth,
Tritt dann vor den Wolkensammler,
Daß sein wild Geschoß nicht fürder
Den gezackten Blitz errege.
Ob es schnei' ob donn're dann, ob's wetterleucht', ich fürchte nichts.

Mög' er Dir fortan als Knäblein
Weiß und rosig, mög' der Sohn Dir
Schenken und mit Dir sie theilen,
Tausend heißgesog'ne Küsse,
Honigsüß zu tausendmalen,
Und es riesle weich ein Kosen von dem Mund der Liebenden.

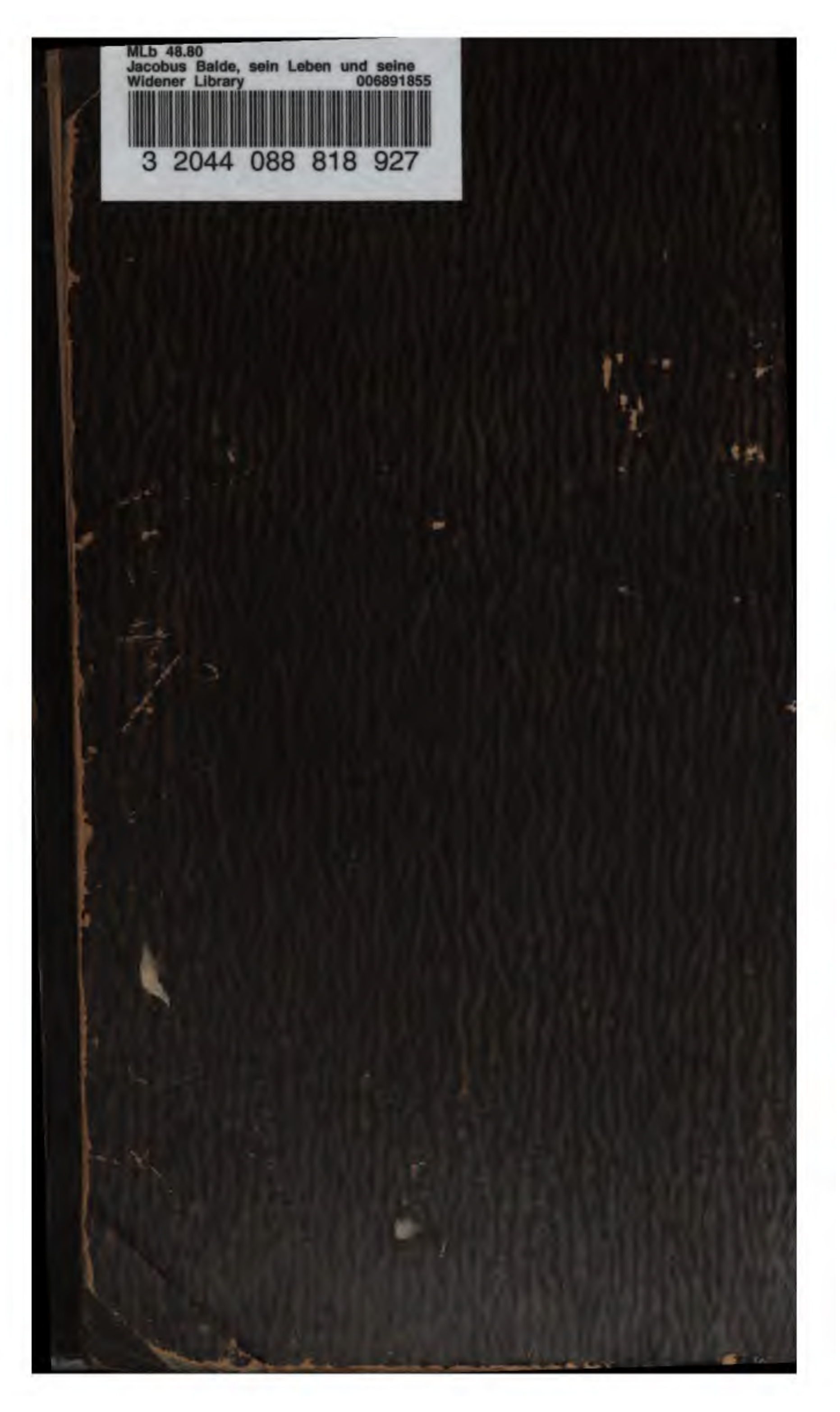
Einzig Holde, o beschütz' ihn,
Jenen Sänger, dessen Muse
Sang dies alterweh'nde Loblied.
Einzig Milde, o bewahr' des
Elsaß Kind, um Dich ein Frembling.
Einzig holdes, einzig mildes, einzig wonn'ges Himmelsbild!

Sinnstörende Druckfehler.

S. 16 Z. 8 v. u. (Anm.) statt 1643 lies 1843.
S. 39 Z. 13 v. u. (Anm.) statt Genesimo lies Genesio.
S. 146 Z. 7 v. u. statt Sprachverbindung lies Sprachgesellschaft.
S. 189 Z. 11 v. o. statt Baldae lies Baldaee.
S. 197 Z. 8 v. o. statt des Prinzen lies der Prinzen.
S. 231 Z. 8 v. o. statt 1655 lies 1665.

Druck der Dr. Wild'schen Buchdruckerei (Gebr. Parcus) in München.




MLb 48.80
Jacobus Balde, sein Leben und seine
Widener Library 006891855
3 2044 088 818 927